Spiegelungen

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE
SÜDOSTEUROPAS

HEFT 2.2020
JAHRGANG 15

Konzepte des Kollektiven

Herausgegeben von Florian Kührer-Wielach
unter Mitwirkung von Enikő Dácz, Angela Ilić und Tobias Weger
im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte
Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Redaktion: Georg Aescht (Literatur), Enikő Dácz (Ressortleitung Literatur),
Ralf Grabuschnig, Klaus Hübner, Angela Ilić (Ressortleitung Kultur),
Florian Kührer-Wielach (verantwortlicher Redakteur), Doris Roth (Rezensionen),
Joachim Schneider, Tobias Weger (Ressortleitung Wissenschaft)

Wissenschaftlicher Beirat: Dr. Lilia Antipow, Dr. habil. Mathias Beer, Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoișie, Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi, Dr. Oxana Matiychuk, PD Dr. Aurelia Merlan, Prof. Dr. Maren Röger, Dr. Harald Roth, Prof. Dr. Irena Samide

ikgs
**Institut für deutsche Kultur
und Geschichte Südosteuropas**
an der LMU München

VERLAG
FRIEDRICH PUSTET

Die Zeitschrift *Spiegelungen* setzt die
Südostdeutschen Vierteljahresblätter (1952 – 2005) fort.

Gefördert von: Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Abbildung vordere Umschlagseite: Ausschnitt aus der Ausschlagkarte von Arnold Hillen Ziegfeld im Band von Richard Bahr: Deutsches Schicksal im Südosten. Hamburg 1936

Die wissenschaftlichen Beiträge von Cornelia Eisler, Gerhard Seewann, Maren Röger, Hans-Christian Petersen, Isabel Röskau-Rydel und Tobias Weger wurden im Rahmen eines doppelblinden Peer-Review-Verfahrens nach internationalen Standards begutachtet.

Die *Spiegelungen* sind in ERIH PLUS (European Reference Index for the Humanities and Social Sciences) indiziert.

IMPRESSUM

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2020 Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar.

Die namentlich gezeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder.

Redaktion »Spiegelungen«
Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15, D-81379 München
Telefon: +49 (0) 89 780609-0, Fax: +49 (0) 89 780609-22
Zusendungen an die Redaktion werden erbeten an: redaktion@ikgs.de
Redaktionshinweise auf www.ikgs.de
Für unverlangt eingegangene Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

ISSN 1862-4995
ISBN 978-3-7917-3169-8

Diese Publikation ist auch als E-Book erhältlich
eISBN 978-3-7917-7319-3 (pdf)

Bestellung, Vertrieb und Abonnentenverwaltung:
Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Gutenbergstraße 8, D-93051 Regensburg
Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330
verlag@pustet.de
www.verlag-pustet.de

Preis des Einzelheftes: € 17,– zuzüglich Porto- und Versandkosten; E-Book (pdf) € 12,99
Jahresbezug: € 28,– zuzüglich Porto- und Versandkosten; E-Journal (pdf) € 21,–

Bankverbindung: Verlag Friedrich Pustet, Sparkasse Regensburg,
IBAN DE37 7505 0000 0000 0002 08, BIC BYLADEM1RBG

Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres.

Umschlaggestaltung & Layout: Martin Veicht, Regensburg
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2020

INHALT

Editorial 7

WISSENSCHAFT

Konzepte des Kollektiven

TOBIAS WEGER: Einleitung 9

CORNELIA EISLER: »Making sense of data«. Digitale Sprachdaten und die Begriffsgeschichte(n) der »Deutschen im Ausland« 11

GERHARD SEEWANN: Deutsche, (Donau-)Schwaben, Ungarndeutsche 27

MAREN RÖGER: Kollektivbegriff mit deutlichen Grenzen. Die Buchenlanddeutschen 35

HANS-CHRISTIAN PETERSEN: Wechselnde Loyalitäten, völkische Traditionen und kritische Selbstreflektion. Zur Begriffsgeschichte der Bessarabiendeutschen 47

ISABEL RÖSKAU-RYDEL: Galiziendeutsche 59

TOBIAS WEGER: Karpatendeutsche. Zur Migration eines ethnischen Kollektivbegriffs 69

Aufsätze

ALFRED WILDFEUER: *Wos woaße dos woaße* – Oberdeutsche Siedlungen in der ukrainischen Oblast Transkarpatien und im rumänischen Banater Bergland 79

Institutionen

JOHANNA HOLZER: Thematisches Netzwerk Mehrsprachigkeit. Ein Gespräch mit Claudia M. Riehl 101

Projektwerkstatt

VIKTÓRIA NAGY, SZIMONETTA WALDHAUSER: Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM) – Werkstattbericht 105

BEÁTA MÁRKUS: »Sie waren nie in ihrem Leben Deutsche«. Lokale Archivquellen zur Deportation der Ungarndeutschen in die Sowjetunion 1944/1945. Ein atypisches Fallbeispiel 109

Rezensionen 119
Ulf Brunnbauer, Klaus Buchenau: Geschichte Südosteuropas *(Aleksandar Jakir)* / Bruno Dobrić: Novine i časopisi na njemačkom jeziku u Istri (1871–1918). Pula, Opatija, Brijuni [Zeitungen und Zeitschriften in deutscher Sprache in Istrien (1871–1918). Pola, Abbazia, Brioni] *(Rudolf Preinerstorfer)* / Alexandru Dragomir: Chronos. Notizbücher über Zeit *(Mădălina Diaconu)* / Frank Henschel: »Das Fluidum der Stadt …«. Urbane Lebenswelten in Kassa/Košice/Kaschau zwischen Sprachenvielfalt und Magyarisierung 1867–1918 *(Tobias Weger)* / Brigitte Klosterberg, István Monok (Hgg.): Die Hungarica Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Alte Drucke: 1495–1800. Bearbeitet von Attila Verók *(Christian Rother)* / Ingrid Schiel: Frei – Politisch – Sozial: Der Deutsch-Sächsische Frauenbund für Siebenbürgen 1921–1939 *(Ingeborg Szöllösi)*

Berichte 137
Internationale Tagung: »Zwischen Kronen und Nationen. Die zentraleuropäischen Priesterkollegien in Rom vom Risorgimento bis zum Zweiten Weltkrieg« *(Theresa Gillinger)*

LITERATUR

Spiegelungen-Preis für Minimalprosa 2020 147
Kristiane Kondrat: Der ultimative Beweis 166
Josef Balazs: Gedichte 170
Katharina Eismann: Gedichte 175
Horst Samson: Gedichte 178
Hellmut Seiler: Flüchtigkeit 186

FEUILLETON

Aspekte
CARMEN-FRANCESCA BANCIU: Theaterzeiten. Ein Bericht über meine Erfahrung als Schriftstellerin, Co-Autorin und Performerin von *Ein Land voller Helden* 189
RENATA SAKOHOESS: »Mit Kopf und Herz ein Eremit geblieben«. Die Pressburger Autorin Therese Schröer (1804–1885) und ihre Briefe an Karl von Holtei 196
RENATE LUNZER: Melancholie über Österreichs einstigem Kriegshafen Pula/Pola. Seearsenal und Schiffsbauwerft Uljanik sind bankrott 199

Fokus: Rijeka – Europäische Kulturhauptstadt 2020–2021
IRVIN LUKEŽIĆ: Arthur Steinacker, Bankier und Fabrikant aus Rijeka . . 206

Personalia

ANDREA KOLBUS: Hans Dama zum Geburtstag 209
ENIKŐ DÁCZ: Ein kritischer Denker und Vermittler.
Zum Tod von Prof. Dr. Andreas Oplatka 213

Besprechungen

. 215
Jürgen van Buer, Josef Balazs (Hgg.): Der befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen *(Lilia Antipow)* / Ilse Hehn: Roms Flair in flagranti *(Franz Heinz)* / Miljenko Jergović: Die unerhörte Geschichte meiner Familie *(Anna Hodel)* / Natalka Sniadanko: Frau Müller hat nicht die Absicht, mehr zu bezahlen *(Alexander Kratochvil)* / Friedemann Spicker (Hg.) unter Mitarbeit von Angelika Spicker-Wendt: Beziehungsweisen. Elazar Benyoëtz: Ein Porträt aus Briefen *(Klaus Hübner)* / Aleš Šteger: Logbuch der Gegenwart *(Klaus Hübner)* / Iris Wolff: Die Unschärfe der Welt *(Klaus Hübner)*

FORUM

Aus dem IKGS 233

Neuerscheinungen des IKGS 237

Editorial

Mit dem Schwerpunktthema „Konzepte des Kollektiven“ widmen wir uns in dieser Ausgabe exemplarisch Fragen der Benennung von Gruppen in Südosteuropa. Selbstverständlich geht es um viel mehr als um die bloße Nomenklatur. Die kollektive Zuschreibung, sei sie nun endogen oder exogen, akademisch induziert oder im Alltagsdiskurs etabliert, ist untrennbar mit der Wahrnehmung einer Gruppe verbunden – und oft eine Art Handlungsanweisung: Werdet Euch ähnlich, fühlt Euch zusammengehörig! Unter der redaktionellen Leitung von Tobias Weger haben sich sechs Autorinnen und Autoren auf die Spuren dieses Phänomens begeben und inspirieren mit ihren verschiedenen Perspektiven zu einer vertieften Auseinandersetzung.

Im Feld der Sprachwissenschaft bewegen sich die weiteren Beiträge: Alfred Wildfeuer (Augsburg) untersucht Alltagsdiskurse aus einer philologischen Perspektive und wirft für uns einen vergleichenden Blick auf Transkarpatien und das Banat. Im Interview mit Johanna Holzer stellt unsere Vorstandsvorsitzende Prof. Claudia M. Riehl die Internationale Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit an der LMU München vor, deren Leiterin sie ist. Im Werkstattbericht zum Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM) von Viktória Nagy und Szimonetta Waldhauser rückt einmal mehr die Dialektforschung in den Mittelpunkt. Beáta Márkus stellt in ihrem Arbeitsbericht lokale Archivquellen zur Deportation der Ungarndeutschen in die Sowjetunion 1944/1945 vor.

Im Literaturteil dieser Ausgabe werden neben Beiträgen unserer etablierten Autorinnen und Autoren erstmals die mit dem Spiegelungen-Preis für Minimalprosa 2020 ausgezeichneten Texte von Natalie Buchholz, Mariana Codruț und Halyna Jazenko in ihren deutschsprachigen Fassungen veröffentlicht. Darüber hinaus können Sie die deutschsprachigen Versionen weiterer, von den Jurys sehr weit vorne gereihter Texte nachlesen.

Im Feuilleton spiegelt sich wie immer das breite Spektrum unserer Themen wider: Es geht mit Carmen-Francesca Banciu um eine persönliche Perspektive auf zeitgenössisches Theater, Renata SakoHoess stellt uns die Pressburger Autorin Therese Schröer vor, und mit Renate Lunzer werfen wir einen melancholischen Blick auf die ehemalige k. u. k. Hafenstadt Pula. Nicht zuletzt fügt Irvin Lukežić mit einem Porträt Arthur Steinackers, Bankier und Fabrikant aus Rijeka, unserem Kulturhauptstadt-Mosaik einen weiteren Baustein hinzu.

Rijeka behält angesichts der schwierigen Umstände den Status der Europäischen Kulturhauptstadt auch im Jahr 2021. Darum werden wir unter der redaktionellen

Leitung von Angela Ilić unseren Rijeka-Fokus weiterführen – die Beiträge sind, wie auch die Besprechungen und weitere ausgewählte Texte, auf www.spiegelungen.net frei zugänglich. Wir sind froh, dass wir gemeinsam mit dem Verlag Friedrich Pustet diesen „hybriden" Weg gehen können und auf diese Weise eine noch breitere Leserschaft erreichen.

Die *Spiegelungen* erfahren, nachdem wir vor einiger Zeit unser Doppelblindes Peer-Review-Verfahren eingeführt haben, zwei weitere Aufwertungen: Einerseits verfügt unsere Zeitschrift ab dieser Ausgabe über einen Redaktionsbeirat, der der Redaktion in konzeptionellen Fragen beratend zur Seite steht. Zum anderen sind die *Spiegelungen* seit Kurzem offiziell in ERIH PLUS (European Reference Index for the Humanities and Social Sciences) indiziert. Auch aus der Redaktion gibt es Neuigkeiten: Ab der nächsten Ausgabe wird Tobias Weger die Aufgabe des verantwortlichen Redakteurs übernehmen. Florian Kührer-Wielach bleibt Herausgeber und arbeitet weiter in der Redaktion mit.

Eine aufschlussreiche Lektüre wünscht
Ihre
Spiegelungen-Redaktion

Konzepte des Kollektiven

Benennungen deutscher Gruppen in Südosteuropa, deren Genese, Funktion und Bedeutung

Wer sich mit deutscher Kultur und Geschichte in Südosteuropa befasst, stößt unweigerlich auf Kollektivbegriffe, mit denen eine lokalisierbare Gruppenzuschreibung sprachlich mitkonstituiert worden ist. Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass – abgesehen von den bereits ins Mittelalter zurückreichenden Begriffsbildungen um Zipser und Siebenbürger Sachsen – viele Gruppenbenennungen, die etwa auch in den Namen von Landsmannschaften, Kultureinrichtungen, Presseorganen und anderen Institutionen und Medien auftauchen, Produkte des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts sind, ja zum Teil sogar erst im Laufe des 20. Jahrhunderts etabliert worden sind. Mit der ethnischen Zuschreibung »Deutsche« wurden die Namen von Regionen beziehungsweise Verwaltungsgliederungen verbunden – etwa im Falle der »Bukowinadeutschen«, »Galiziendeutschen«, »Bessarabiendeutschen« oder »Dobrudschadeutschen«. In anderen Fällen wählte man für das Kompositum geografische Komponenten wie Gebirgszüge – man denke etwa an die »Alpendeutschen«, die »Sudetendeutschen« oder die »Karpatendeutschen«. Das Verständnis moderner Nationalstaaten und die Idee des Minderheitenschutzes führte zu Meta-Kollektiven wie »Ungarndeutsche«, »Rumäniendeutsche«, »Slowakeideutsche« oder »Jugoslawiendeutsche«, die zum Teil historisch, konfessionell und sozial sehr heterogene Teilgruppen subsumierten. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts versuchte man sogar, durch den Sammelbegriff »Südostdeutsche« noch eine weitere Metaebene einzuführen. Wieder andere Bezeichnungen gehen auf Außenperspektiven und Raffungen zurück – so wird von »Donauschwaben« gesprochen, obwohl deren Vorfahren nicht ausschließlich aus dem schwäbischen Sprachgebiet nach Südosteuropa ausgewandert sind.

Konzepte des Kollektiven haben ihre Geschichte, und sie erfüllen unterschiedliche Funktionen: Als deskriptive Begriffe können sie dem Bedürfnis entspringen, Angehörige einer bestimmten Ethnie, die in einer Region lebten, unter einer Bezeichnung zusammenzufassen und damit eine allgemeine Verständigungsgrundlage zu liefern. Nicht selten entspringen sie dem seit dem 19. Jahrhundert im deutschen Diskurs verbreiteten Bestreben, die Deutschen als eine Gesamtheit unterschiedlicher Stammesgemeinschaften zu imaginieren. Konzepte des Kollektiven können aber auch einen normativen Anspruch verfolgen, indem sie terminologisch einen Vergemeinschaftungsprozess festschreiben und bestimmte Menschen als nicht der Gruppe

zugehörig erklären. Das mussten im 18. Jahrhundert bereits die von den Habsburgern vor allem aus Kärnten und dem Salzkammergut nach Siebenbürgen verbannten Protestanten, die »Landler«, erfahren. Mit den seit Jahrhunderten in der Region lebenden Siebenbürger Sachsen bildeten sie als Lutheraner zwar eine Konfessionsgemeinschaft, doch wurden sie nicht in deren nach ständischen Prinzipien verfasstes Kollektiv aufgenommen. Mit der zunehmenden Bedeutung des »Rassegedankens« im Zuge nationalistischer und alldeutscher Bestrebungen in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erhielten Konzepte des Kollektiven ebenfalls einen distinguierenden, ausgrenzenden Charakter. Ausgeschlossen wurden häufig zwei- oder mehrsprachige Gemeinschaften ohne eindeutiges Identitätsbekenntnis, vor allem aber die Juden, auch dann, wenn sie sich selbst als Träger deutscher Kultur und Geschichte empfanden. Kollektivbegriffe, die um 1900 in Gebrauch kamen, beschränkten sich demnach auf christliche Deutsche. Die Zwangsmigrationen des 20. Jahrhunderts verstärkten oftmals die kollektiven Kohäsionsprozesse und den zugehörigen Sprachgebrauch, indem sie emotional fundierte »Schicksalsgemeinschaften« hervorbrachten.

Die Aufsätze des Themenschwerpunkts befassen sich exemplarisch mit Konzepten des Kollektiven in Bezug auf die Deutschen in Südosteuropa und spüren deren Genese, Funktion und Bedeutung in unterschiedlichen Zusammenhängen nach. Mit einem innovativen Ansatz geht Cornelia Eisler (Oldenburg) der Frage nach, wie digitale Sprachdaten für die Ermittlung von Begriffsgeschichten der »Deutschen im Ausland« nutzbar gemacht werden können, und zeigt dabei Möglichkeiten, aber auch Grenzen dieses Vorgehens auf. Gerhard Seewann (München) präsentiert in der Perspektive einer »longue durée« die gewandelten Bezeichnungen für die deutschen Siedler in Ungarn. Mit dem Terminus »Bukowinadeutsche« befasst sich Maren Röger (Augsburg), während Hans-Christian Petersen (Oldenburg) der Begrifflichkeit »Bessarabiendeutsche« nachspürt. Die Bezeichnung »Galiziendeutsche« untersucht Isabel Röskau-Rydel (Krakau/Kraków); Tobias Weger (München) behandelt die kollektive Benennung »Karpatendeutsche«, die im Laufe des 20. Jahrhunderts eine räumliche Verengung erfahren hat.

Mit dieser Zusammenstellung strebt das IKGS keine enzyklopädische Vollständigkeit aller Begrifflichkeiten an, sondern möchte anhand ausgewählter Beispiele das Bewusstsein für die Zeitgebundenheit und die Konstruktion solcher Konzepte schärfen.

Tobias Weger

»Making sense of data«[1] Digitale Sprachdaten und die Begriffsgeschichte(n) der ›Deutschen im Ausland‹

Von Cornelia Eisler, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE), Oldenburg

Die Bitte des Herausgeberteams für diesen Beitrag zum Thema »Kollektivbegriffe« bestand darin, im Sinne einer Top-Down-Perspektive zu untersuchen, inwieweit die Implementierung bestimmter Begrifflichkeiten im Deutschen Reich oder auch Österreich Einfluss auf deutsche Minderheiten in der Zwischenkriegszeit hatte und möglicherweise Normierungen erfolgten. Die Fragestellung klang spannend und herausfordernd; doch wie kann die Vorgehensweise aussehen, wenn plötzlich Archive und Bibliotheken pandemiebedingt schließen und zentrale Quellen nicht mehr direkt verfügbar sind? Die wissenschaftlichen Arbeitsweisen sind längst hybrid: Findbücher durchblättern und in Datenbanken recherchieren, analoge Dokumente durchsehen und digitale Quellen hinzuziehen. Nun standen vorerst nur noch die digitalen Angebote zur Verfügung, und diese Situation bot umso mehr den Anlass, eben diese sehr viel genauer auf ihre Verwendbarkeit hin zu prüfen. Daher entspricht der Beitrag insofern der ursprünglichen Bitte, als er sich den Kollektivbegriffen widmet, aber stärker methodisch angelegt das Potenzial digitaler Ressourcen für die Untersuchung ihres sprachlichen Gebrauchs erörtert.

Im Zentrum des Beitrages stehen das lexikalische Informationssystem samt der Referenz- und Zeitungskorpora des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache (DWDS)[2] und der Google Books Ngram Viewer[3] – verbunden mit der Frage, inwieweit sich automatisierte Verfahren und Angebote aus der Korpuslinguistik[4] für

1 Fred Gibbs, Trevor Owens: The Hermeneutics of Data and Historical Writing. In: Jack Dougherty, Kristen Nawrotzki (Hgg.): Writing History in the Digital Age (Digital Humanities/digitalculturebooks). Ann Arbor 2013, S. 159–170, hier: S. 160.

2 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.): DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart, <https://www.dwds.de/>, 14.2.2020.

3 Google Books Ngram Viewer, <https://books.google.com/ngrams/info>, 24.4.2020.

4 Die Korpuslinguistik als empirische Methode beinhaltet heute die elektronische Speicherung großer Textmengen im sprachlichen Kontext, die gezielt durchsuchbar sind und als Grundlage für statistisch basierte

(kultur-)historische beziehungsweise begriffsgeschichtliche Fragestellungen nutzen lassen. Der Anglist und Sprachwissenschaftler Christian Mair hofft, dass unter dem »interdisziplinären Dach der Digital Humanities die digitale Aufbereitung von Sprachdaten in Zukunft auf eine Weise erfolgt, die Anschlussmöglichkeiten in alle relevanten fachlichen Richtungen«[5] bietet. In seinem Beitrag *Erfolgsgeschichte Korpuslinguistik?* merkt er zudem an, dass die »Suchabfrage in digitalen Textdaten […] heute kein Spezialwissen einer kleinen Avantgarde von Experten mehr [ist], sondern essenzielle Kulturtechnik, ohne die niemand bestehen kann, der sich als Teil der modernen Welt versteht.«[6] Historiker*innen wiederum sind angehalten, so die Vorstellung von Fred Gibbs und Trevor Owens, den Suchprozess und auch neue Suchmodi, etwa im Sinne der *Serendipity*, stärker in ihrem hermeneutischen Prozess zu berücksichtigen.[7] Womöglich ließen sich somit die methodischen Nachteile bezüglich der Textauswahl für die Begriffsgeschichten von Reinhart Koselleck ausgleichen.[8]

Einen leichten Einstieg für Nicht-Linguist*innen erlauben das DWDS und in noch stärkerem Maße Google Books Ngram Viewer aufgrund ihrer freien Zugänglichkeit sowie der Quantifizierung und automatischen Visualisierung der Suchergebnisse. Die Suchinterfaces und Einstellungen sind auf ein überschaubares Maß begrenzt. Es gibt die Möglichkeit, die Rohdaten anzeigen zu lassen oder eine Glättung (bei Google mit Abstufungen) vorzunehmen. Die Suche kann *case-sensitive* erfolgen, also Groß- und Kleinschreibung berücksichtigen. Zudem ist die Einstellung des Zeitbereiches nach Jahren möglich.

Mittels umfangreicher, im Volltext durchsuchbarer Textkorpora im DWDS und im Google Books Ngram Viewer scheint das Anlegen eines spezifischen Korpus, in diesem Fall für die Thematik ›Auslandsdeutschtum‹, nicht notwendig zu sein, um die Frage nach der Genese und Entwicklung des Konzeptes in spezifischen Kontexten und mit diversen Begrifflichkeiten sowie Bedeutungszuschreibungen beantworten zu können. Die bestehenden Korpora wurden daher im Sinne der Forschungsfragen genutzt und gleichzeitig auf ihre Anwendungsmöglichkeiten hin geprüft. Die systematischen Suchanfragen führten indes von Beginn an zu widersprüchlichen Resultaten. Die vermeintlich schnelle Abfrage entwickelte sich zu einer längeren Recherche, ohne dass – um es vorwegzunehmen – ein überzeugendes Ergebnis vorliegt.

Analysen der Linguistik dienen. Vgl. Ulrike Haß-Zumkehr: Das Wort in der Korpuslinguistik. Chancen und Probleme empirischer Lexikologie. In: Vilmos Ágel u. a. (Hgg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen 2002, S. 45–70, hier: S. 46; Unter einem Korpus werden Texte verstanden, die spezifisch für linguistische Fragestellungen oder sprachhistorische Analysen zusammengestellt werden. Korpora bieten »eine Sammlung von Textdaten, also Sprache im Kontext, die dem Zweck der linguistischen Auswertung dient und eine quantitative Auswertung von (qualitativen) sprachlichen Merkmalen zulässt.« Hagen Hirschmann: Korpuslinguistik. Eine Einführung. Stuttgart 2019, S. 2, S. 16.

5 Christian Mair: Erfolgsgeschichte Korpuslinguistik? In: Marc Kupietz, Thomas Schmidt (Hgg.): Korpuslinguistik. Berlin, Boston 2018, S. 5–25, hier: S. 11.

6 Ebenda, S. 8f.

7 Vgl. Gibbs, Owens: The Hermeneutics, S. 162, S. 165. – Zur zufälligen, glücklichen Entdeckung, die während einer Suche gar nicht intendiert war und zum »Trendwort Serendipity« vgl. Rolf Lindner: Serendipity und andere Merkwürdigkeiten. In: vokus 22 (2012) H. 1, S. 5–11.

8 Zur Begrenztheit der »Begriffsgeschichten« und der Möglichkeiten zur Erweiterung von Textbelegen vgl. Kathrin Kollmeier: Begriffsgeschichte und Historische Semantik, Version: 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, <http://docupedia.de/zg/kollmeier_begriffsgeschichte_v2_de_2012>, 6.7.2014; vgl. grundsätzlich: Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache (Mit zwei Beiträgen von Ulrike Spree und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zu Einleitungsfragmenten Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt). Frankfurt am Main 2006.

›AUSLANDSDEUTSCHE‹

Dass die Thematik 1845 mit einem nicht normierten Vokabular aufgegriffen wurde, legten Rainer Münz und Rainer Ohliger vor einigen Jahren in ihrem Beitrag zum Erinnerungsort »Auslandsdeutsche« dar. Sie verwiesen auf die *Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am Main* im September 1846, in denen zwar nicht wortwörtlich, aber doch explizit das Thema verhandelt wurde.[9] Des Weiteren erwähnen sie die kurz zuvor erschienene Publikation *Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde* von Wilhelm Stricker (1816–1891). Der Arzt und Bibliothekar, der sich mit Fragen der Auswanderung und der räumlichen Dimension eines deutschen Sprachgebietes beschäftigt hatte, bedauerte darin, dass die »deutsche Bevölkerung auswärtige[n] Staaten [… als] Dünger«[10] diene, und offenbarte seine Abneigung gegen alles ›Fremde‹ sowie sein Streben nach der Reinheit der Sprache. Seit 1847 gab er zur Verbreitung seiner Ansichten die Zeitschrift *Germania*, *Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde* heraus.[11] Das Thema ›Deutsche im Ausland‹, mannigfaltig umschrieben, findet sich demnach spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in deutschsprachigen Publikationen.[12]

Ein viel früheres Erscheinungsdatum lässt auf den ersten Blick allerdings die Suche nach ›Ausland(s)deutsche(n)‹ im Google Books Ngram Viewer vermuten. Bereits 1835 soll – den Belegen zufolge – vom »Schutzbund für Grenz- und Auslandsdeutsche« die Rede gewesen und 1847 die Bezeichnung ›Auslanddeutsche‹ in der *Allgemeinen Zeitung Augsburg/München* erwähnt worden sein.[13] Eine Prüfung des ersten Beispiels zeigt auf, dass der Suchtreffer für ›Auslandsdeutsche‹ zu einer Publikation von Friedrich von Warnstedt, *Ueber Alterthums-Gegenstände*, *auf welche die Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer die Aufmerksamkeit ihrer Mitglie-*

9 Vgl. Rainer Münz, Rainer Ohliger: Auslandsdeutsche. In: Etienne François, Schulze Hagen (Hgg.): Deutsche Erinnerungsorte. Band 1. München 2001, S. 370–388, hier: S. 370f. In den »Verhandlungen« schlug die Historische Sektion vor, die Deutschen, die nicht in deutschen Bundesstaaten lebten, einzubeziehen und Einfluss auf ihre Literatur im »deutschen Sinne« zu nehmen: »Abgesehen von dieser Masse von Deutschen in Amerika, sind es die Deutschen im Elsaß, Lothringen, den Niederlanden, die Deutschen jenseits des Niemen, die Deutschen in Böhmen, in Ungarn und Siebenbürgen, welche ein Recht auf die Forterhaltung ihrer deutschen Nationalität und angebornen Muttersprache haben.« Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am Main am 24., 25. und 26. September 1846. Frankfurt am Main 1847, S. 106f.

10 Wilhelm Stricker: Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Ein Versuch. Leipzig 1845, S. V.

11 Die Zeitschrift erschien bis 1850 und ging dann über in *Der Deutsche Auswanderer*. Vgl. Germania. Archiv zur Kenntnis d. dt. Elements in allen Ländern d. Erde (Urheberrechtsfreie Bände digitalisiert oder im Digitalisierungsprozess 1.1847–3.1850), <urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015779-4>, 21.5.2020; Zu den biografischen Angaben vgl. Rudolf Jung: Lemma: »Stricker, Wilhelm«, in: Allgemeine Deutsche Biographie (1893), <http://www.deutsche-biographie.de/pnd101441592.html>, 16.4.2015; Siehe auch Richard Mai: Auslanddeutsche Quellenkunde. 1924–1933. Berlin 1936, S. IV.

12 Neben Münz, Ohliger: Auslandsdeutsche, S. 370, gibt auch Bradley D. Naranch an, dass die Begriffe »Auslandsdeutsche« und die »Deutschen im Ausland« seit den 1850er-Jahren allmählich als konkurrierende Begriffe erschienen. Bradley D. Naranch: Inventing the Auslandsdeutsche. Emigration, Colonial Fantasy, and German National Identity, 1848–71. In: Eric Ames, Marcia Klotz, Lora Wildenthal (Hgg.): Germany's Colonial Past. Lincoln, London 2005, S. 21–40, hier: S. 26; Die Bezeichnung »Deutsche im Ausland« lässt sich bislang in der deutschsprachigen Presse der Regionen selbst ab 1875 bzw. 1883 nachweisen, wie etwa im *Brünner Tagesboten* (Jg. 25, Nr. 177, 6.8.1875) oder in der *Kaschauer Zeitung* (Werbeanzeige, Jg. 12, Nr. 146, 22.12.1883). Vgl. Volltextsuche der Bibliothek des Digitalen Forums Mittel- und Osteuropa (DiFMOE). Digitale Bibliothek, <https://www.difmoe.eu/d/>, 11.5.2020.

13 Google Books Ngram Viewer und Links auf Google Books: ›Auslandsdeutsche‹ und ›Auslanddeutsche‹ 1800–2012 in German 2012, <https://books.google.com/ngrams/graph?content=Auslandsdeutsche%2BAuslanddeutsche&year_start=1800&year_end=2008&corpus=20&smoothing=0&share=&direct_url=t1%3B%2C%28Auslandsdeutsche%20%2B%20Auslanddeutsche%29%3B%2Cc0#t1%3B%2C(Auslandsdeutsche%20%2B%20Auslanddeutsche)%3B%2Cc0>, 24.5.2020.

der […] hinzuleiten wünscht, hinführt.[14] Die von Warnstedt gehaltene Ansprache wurde 1835 bei C. F. Mohr in Kiel gedruckt. Der gesuchte Begriff lässt sich allerdings nicht in der Rede selbst finden. Vielmehr taucht er innerhalb des gesamten Digitalisats, das aus mehreren, recht unterschiedlich datierten Werken besteht, erst in der wesentlich später von Christian Voigt veröffentlichten Publikation *Der Deutsche Ausschuß für das Herzogtum Schleswig. Eine Quellenbearbeitung* aus dem Jahr 1921 auf. Voigts Text ist jedoch mit den Metadaten der Publikation von Warnstedt verknüpft und erscheint demzufolge automatisch als Treffer für das Jahr 1835. Dieser Befund zeigt die Bedeutung auf, die der Datenaufbereitung im Bereich der Massendigitalisierung und Visualisierung zukommt, auf die ich später noch einmal zurückkommen werde. Eine weitere Problematik verdeutlicht der zweite Fund in der *Allgemeinen Zeitung Augsburg/München*, durch den der Graph ebenfalls ein frühes Erscheinen der Begrifflichkeit anzeigt. Der Blick in die Quelle selbst verrät, dass in der Beilage vom 2. März 1847 »Briefe an fremde Gelehrte in deutscher Schrift« thematisiert werden und »dem Deutschen, der ins Ausland deutsche Briefe schreibt« geraten wird, sich der lateinischen Schrift zu bedienen.[15] Die automatisierte Texterkennung der Frakturschrift hat das Leerzeichen nicht erkannt, daher erscheint die Quelle als Treffer im Zeitraum von 1800 bis 1900.[16] Die recht auffälligen Fehler lassen grundsätzliche Zweifel an den Suchergebnissen des Google Books Ngram Viewers aufkommen. Im Vergleich dazu zeigt das DWDS Publikationen, die ›Auslanddeutsche‹ beziehungsweise ›Auslandsdeutsche‹ erwähnen, erstmals um 1905 und 1916 an und führt passende Belege auf.[17] Doch finden sich hier keinerlei Quellen für die etwa fünfzig Jahre seit dem Germanistentag im Jahr 1846.

Die Fehlerquote und die Tatsache, dass die Suchergebnisse so stark voneinander abweichen, führt zu einer Reihe von Fragen: Welche Korpora, welche Textauswahl und Textsorten, liegen den Angeboten jeweils zugrunde? Wie umfänglich sind sie, und welchen Zeitrahmen umfassen sie? Wie ist die Qualität der Texterkennung, also der Optical Character Recognition (OCR)? Wie und welche Metadaten wurden für die Dokumente erstellt und stehen für spezifische Suchanfragen zur Verfügung. Wie fließen diese wiederum in statistische Auswertungen und Visualisierungen der Suchergebnisse ein?

DIGITALE SPRACHDATEN

Das Wortauskunftssystem DWDS bietet diachrone deutschsprachige Referenzkorpora an, die nach einheitlichen Kriterien erstellt wurden. Sie enthalten belletristische und wissenschaftliche Texte sowie so genannte Gebrauchsliteratur und Zeitungen,

14 Google Books: Ueber Alterthums-Gegenstände: auf welche die Gesellschaft … 1835, <https://books.google.co.uk/books?id=4WFQAQAAMAAJ&pg=RA7-PA35&dq=%22auslandsdeutsche%22&hl=en&sa=X&ved=0ahUKEwiX7b614KvpAhWUTsAKHaHsCNEQ6AEIJzAA>, 11.5.2020.

15 Briefe an fremde Gelehrte in deutscher Schrift. In: Allgemeine Zeitung, 2.3.1847, S. 485f., hier: S. 486.

16 Verlinkung auf Belege von 1800 bis 1900 in: Google Books Ngram Viewer: ›auslanddeutsche‹ 1800–1900 in German 2012, <https://www.google.com/search?lr=lang_de&tbs=lr%3Alang_1de%2Ccdr%3A1%2Ccd_min%3A1%2F1%2F1800%2Ccd_max%3A12%2F31%2F1900&tbm=bks&ei=_djPXoKgHaTisAeSmqSQCA&q=«auslanddeutsche«&oq=«auslanddeutsche«&gs_l=psy-ab.3…2887.2887.0.3133.1.1.0.0.0.0.87.87.1.1.0….0…1c.1.64.psy-ab..0.0.0….0.Z8w1dzhuobE>, 11.5.2020.

17 Vgl. Korpustreffer für ›Auslandsdeutsche|case‹, in: Aggregiertes Referenz- und Zeitungskorpus des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/r?q=Auslandsdeutsche%7Ccase&corpus=public&date-start=1473&dateend= 2018&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=50>, 10.5.2020.

die zum großen Teil urheberrechtlich geschützt sind.[18] Der Zugang erfolgt über eine Art Online-Portal mit Suchwerkzeugen des DWDS, die über die vorhandenen, eingebundenen Korpora hinweg eingesetzt werden können. Sie bleiben allerdings auch auf die im Portal angebotenen beschränkt.[19] Obgleich sie nicht als repräsentative Datenmengen gelten können, werden die Texte der Korpora kontrolliert zusammengestellt, um bestimmte Textsorten, Zeiträume sowie Themen und somit den Sprachgebrauch abzudecken.[20] Die Beratung und Auswahl erfolgt durch Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen der Arbeitsgruppe DWDS und Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.[21] Nicht nur aus europäisch-ethnologischer Sicht wäre folglich zu fragen, wie die Text-Auswahl aufgrund der Beteiligten einzuordnen ist und welche Auswirkungen dieser Ansatz schließlich auf die Suchergebnisse haben könnte. So ist anzunehmen, dass unter diesen Umständen der Bereich der Expert*innen- oder Eliteforschung eine zentrale Rolle spielen dürfte. Im Vergleich dazu wirkt die Erstellung der Texte in Google Books und somit für den Google Books Ngram Viewer auf den ersten Blick demokratischer. Doch zugleich wirft das von einem US-amerikanischen Konzern durchgeführte Projekt bezüglich seiner Finanzierung, der Sammlung privater und öffentlicher Daten sowie des Urheberrechts Fragen auf.[22] Für weiterführende kulturanthropologische Untersuchungen ist hier durchaus Potenzial gegeben, doch vorrangig sollen in diesem Beitrag die Möglichkeiten zur Ergänzung der Begriffsgeschichte der ›Deutschen im Ausland‹ mit Hilfe digitaler Sprachdaten diskutiert werden. Trotz der angedeuteten Vorbehalte bildet der Google Books Ngram Viewer einen Bestandteil der Betrachtungen, da er zu den leicht zugänglichen Suchwerkzeugen gehört, die online und frei zur Verfügung stehen, und bereits Eingang in wissenschaftliche Studien und Recherchen gefunden hat.[23]

Es handelt sich beim Google Books Ngram Viewer um eine Suchmaschine *über* und zugleich um ein Visualisierungswerkzeug *für* Datensätze, die aus retrodigitalisierten, mit Annotationen versehenen Texten zusammengestellt werden. Die Suchergebnisse werden automatisiert in einem Verlaufsdiagramm dargestellt, dessen x-Achse als Zeitstrahl dient und dessen y-Achse die relative Menge an Treffern im Vergleich

18 Siehe Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), Referenzkorpora, <https://www.dwds.de/d/k-referenz>, 19.4.2020; Siehe auch Stefan Hartmann: Deutsche Sprachgeschichte. Grundzüge und Methoden. Tübingen 2018, S. 50.

19 Hirschmann zufolge gehört das DWDS zu den Suchwerkzeugen, die als »zentral distribuiert, korpusspezifisch, annotationsspezifisch und weniger anfragesprachenmächtig einzustufen« sind, und zwar im Gegensatz zu korpus-unspezifischen Werkzeugen, wie etwa die open-source, browserbasierte und über verschiedene Betriebssysteme greifende Such- und Visualisierungsarchitektur ANNIS oder die freie Software zur Konkordanz- und Textanalyse AntConc. Hirschmann: Korpuslinguistik, S. 105.

20 Ein Referenzkorpus muss »die folgenden Ansprüche erfüllen: Es sollte kontrolliert zusammengestellt sein, so dass wesentliche Parameter (wie Textsorte, Alter der Texte, Themen usw.) über die Gesamtdaten gesehen ausgewogen bzw. homogenisiert sind oder anhand von Metadaten berücksichtigt werden können und je nach Auswertungsziel homogenisiert werden können.« Ebenda, S. 17.

21 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), Referenzkorpora, <https://www.dwds.de/d/k-referenz>, 19.4.2020.

22 Vgl. Daniel Bunčić: Über den Nutzen von Google Books & Co. für (nicht nur slavistische) Begriffsgeschichten. In: Irina Podtergera (Hg.): Schnittpunkt Slavistik. Ost und West im wissenschaftlichen Dialog. Festgabe für Helmut Keipert zum 70. Geburtstag. Göttingen 2012, S. 393–407, hier: S. 403f. Bunčić führt alternative Digitalisierungsprojekte, wie z. B. die HathiTrust Digital Library, <https://www.hathitrust.org/>, mit derzeit mehr als 17 Millionen digitalisierten Bänden an, die mittlerweile über erweiterte Suchfunktionen, jedoch nicht über vergleichbare Visualisierungsmöglichkeiten verfügt.

23 Vgl. Hartmann: Deutsche Sprachgeschichte, S. 256f. Auf die Nutzung verweisen auch: Gibbs, Owens: The Hermeneutics.

zu allen *n*-Grammen (Wörter und Phrasen) des gleichen Jahres darstellt.[24] Die Visualisierungen basieren allerdings ausschließlich auf den entweder 2009 oder 2012 zusammengestellten Datensätzen und geben nicht den aktuellen Stand der Google Books wieder.[25] Im Unterschied dazu, stammen die Einzelbelege unterhalb des Diagramms, die automatisiert nach Zeitabschnitten gruppiert werden, nicht aus den 2009er- und 2012er-Datensätzen (bzw. Korpora), sondern sind mit einer Suche über die gesamten Angebote von Google Books verknüpft. Das bedeutet, dass beispielsweise bei einer Suche nach ›Auslandsdeutsche‹ die Jahresangaben in der Verlaufskurve nicht mit denen der Belege in Google Books übereinstimmen und somit auch ihre Prüfung nicht möglich ist.[26]

Im DWDS können mittels Verlaufskurve die relative Worthäufigkeit (pro Million Token[27] im Korpus) ebenfalls auf einer Zeitachse angezeigt und Einzelbelege gelistet werden.[28] Hier stimmen die Daten für die Kurve und die Belege – Stichproben zufolge – überein. Aufgrund der Widersprüche beim Google Books Ngram Viewer ist ein direkter Vergleich der statistischen Ergebnisse beider Korpora-Angebote kaum möglich. Zudem weisen Quasthoff und Ecker auf die Schwierigkeit eines solchen Vergleiches hin, da die Messwerte von der Art, Zusammenstellung und Bearbeitung der Textkorpora sowie von den Messungen selbst abhängen. Für eine sinnvolle Gegenüberstellung der statistischen Daten müssten die Korpora in einem einheitlichen Verfahren erstellt worden sein.[29] Die Auswahl der Textdaten für den Google Books Ngram Viewer erfolgte jedoch nach anderen Kriterien als für das DWDS. Die Publikationen sind nach Angaben von Google Books in 40 weltweit verteilten Universitätsbibliotheken gescannt worden,[30] obgleich die Mehrzahl der Treffer zu Publikationen führte, die sich in Universitätsbibliotheken in den USA sowie der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden. Die Werke wurden bis 2012 digitalisiert, mittels OCR auch in Frakturschrift im Volltext durchsuchbar gemacht und online

24 Unter *n*-Grammen werden Ketten oder Zeichenfolgen verstanden, die aus einer bestimmten Zahl (*n*) an Einheiten, vorrangig Wörtern zusammengesetzt sind. Vgl. Hirschmann: Korpuslinguistik, S. 131. Zum Verfahren der Erstellung von Google-Books-Daten vgl. Eitan Adam Pechenick, Christopher M. Danforth, Peter Sheridan Dodds: Characterizing the Google Books Corpus: Strong Limits to Inferences of Socio-Cultural and Linguistic Evolution, In: PLOS ONE. 10 (10), <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0137041>, 6.2.2020. Die Angabe der *n*-grams erfolgt prozentual. Die Daten der Korpora können für eigene Analysen direkt heruntergeladen werden und enthalten die konkreten *n*-gram-Angaben. Vgl. [Datasets]. Google Books Ngram Viewer, <http://storage.googleapis.com/books/ngrams/books/datasetsv2.html>, 26.4.2020; Vgl. Yuri Lin u. a.: Syntactic Annotations for the Google Books Ngram Corpus. In: Proceedings of the 50th Annual Meeting of the Association for Computational Linguistics (2012), S. 169–174, hier: S. 169.

25 »The Ngram Viewer has 2009 and 2012 corpora, but Google Books doesn't work that way. When you're searching in Google Books, you're searching all the currently available books, so there may be some differences between what you see in Google Books and what you would expect to see given the Ngram Viewer chart.« [Information] Google Books Ngram Viewer, <https://books.google.com/ngrams/info>, 2.6.2016.

26 Vgl. Google Books Ngram Viewer: ›Auslandsdeutsche‹ 1830–2008 in German 2012, <https://books.google.com/ngrams/graph?content=Auslandsdeutsche&year_start=1830&year_end=2008&corpus=20&smoothing=0&share=&direct_url=t1%3B%2CAuslandsdeutsche%3B%2Cc0#t1%3B%2CAuslandsdeutsche%3B%2Cc0>, 24.5.2020 (Jahresangaben mit Treffern: 1879, 1884, 1902) und die Verlinkung auf Belege von 1800 bis 1921, <https://www.google.com/search?q=«auslandsdeutsche«&tbm=bks&tbs=cdr:1,cd_min:1830,cd_max:1921&lr=lang_de>, 24.5.2020 (Jahresangaben mit Treffern: 1835, 1907, 1913).

27 Token ist die zählbare Primäreinheit (hier Wörter und Satzzeichen). Vgl. Haß-Zumkehr: Das Wort, S. 47f.

28 Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Verlaufskurven im DWDS, <https://www.dwds.de/d/plot>, 27.4.2020.

29 Vgl. Uwe Quasthoff, Thomas Eckart: Vergleichbarkeit von sprachstatistischen Messungen. In: Travaux neuchâtelois de linguistique 55 (2011), S. 45–57, hier: S. 56.

30 Jean-Baptiste Michel u. a.: Quantitative Analysis of Culture. Using Millions of Digitized Books. In: Science 331 (2011), S. 176–182, hier: S. 176.

gestellt. Publikationen, in denen die Texterkennung nicht den Ansprüchen der Mitarbeiter*innen von Google genügte, sowie Reihen-/Serientitel wurden aussortiert.[31] Im Vergleich zum DWDS bestand das Ziel hier nicht darin, systematisch einen Querschnitt an Literatur zusammenzustellen oder den Korpus in Bezug auf eine bestimmte linguistische Fragestellung hin zu erstellen. Vielmehr gingen die Ersteller*innen davon aus, dass durch die Zurverfügungstellung großer Mengen an Datenmaterial generell quantitative Untersuchungen linguistischer und kultureller Entwicklungen sowie die Analyse von Grammatik und Syntax ermöglicht würde.[32] Es handelt sich nach Angaben von Lin et al. um circa 6 Prozent aller bis 2012 publizierten Bücher.[33] Die Metadaten zur Datierung und zum Ort der Publikation lieferten Bibliotheken und Verlage, die dem Google Books Team zufolge, um Informationen aus bibliografischen Datenbanken ergänzt wurden.[34] Die genaue Umsetzung bleibt offen, und die oben angeführten Beispiele weisen bereits darauf hin, dass die Metadaten, also die Informationen über die Primärdaten, offenbar fehlerhaft beziehungsweise unvollständig sind. Dass es sich um mehr als nur wenige Einzelfälle handelt, zeigen weitere Trefferanalysen. Neben den unterschiedlichen Werken diversen Datums, die unter einer bibliografischen Angabe vereint sind und Digitalisaten, die Ungenauigkeiten in der Texterkennung aufweisen, werden auch diejenigen Werke den falschen Zeitabschnitten zugeordnet, die das Datum der Verlags- oder Körperschaftsgründung fälschlicherweise als Erscheinungsjahr aufweisen.[35] Die Metadaten, insbesondere die Datierungen der Texte, bilden gleichwohl die Grundlage für die Visualisierung der Zeitskala. Sie können das Ergebnis verfälschen und es somit in seiner Gesamtheit in Frage stellen. Welche Digitalisate aufgrund ihrer geringen OCR-Qualität aussortiert wurden und somit nicht im Graphen erscheinen, bleibt zudem intransparent. Dadurch ist auf die Angaben zum Erscheinen von Wörtern oder Phrasen im Bereich der Visualisierung grundsätzlich kein Verlass.[36] Die hohe Fehlerquote ist wohl auf die große Menge an Digitalisierungsdaten, die in einem relativ kurzen Zeitraum erstellt wurde, zurückzuführen. Eine bibliografisch korrekte ›Bearbeitung‹ der Digitalisate ist jedoch die unabdingbare Voraussetzung für Visualisierungen und Auswertungen.

Der Abgleich von Quellen und Graphen im DWDS zeigte, dass die Daten zwar sehr viel zuverlässiger sind. Die Treffer der Suche und die Verlaufskurve bieten allerdings kaum neue Erkenntnisse zum zeitlichen Erscheinen von Wörtern und Phrasen. Die wenigen Einzelbelege liegen innerhalb der zeitlichen Grenzen, die bereits aus der

31 [Information] Google Books Ngram Viewer, <https://books.google.com/ngrams/info>, 2.6.2016.

32 Vgl. Lin u. a.: Syntactic Annotations, S. 169.

33 Ebenda.

34 Metadaten sind Angaben über die eigentlichen, zusammengestellten Textdaten, die u. a. Auskunft über die Autorin / den Autor und die Entstehungszeit geben, die mit dem Digitalisat verbunden sind. Siehe auch: Hirschmann: Korpuslinguistik, S. 2; Zum Google Books Ngram Viewer heißt es, »Metadata describing the date and place of publication were provided by the libraries and publishers and supplemented with bibliographic databases.« Michel u. a.: Quantitative Analysis, S. 176.

35 Vgl. Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens/Hamburg: (1937–1939), Ausgaben 42–50 in Google Books, <https://books.google.de/books?id=Gio6A23mSpcC&dq=Nachrichten+aus+der+Gesellschaft+/+Deutsche+Gesellschaft+für+Natur-+und+Völkerkunde+Ostasiens&hl=de&source=gbs_navlinks_s>, 11.5.2020. Ein weiteres Problem sind zweispaltige Drucke mit Zeilenumbrüchen, bei denen Wörter automatisiert zusammengefügt werden.

36 Zu den kritischen mathematisch-statistischen Punkten vgl. Pechenick, Danforth, Dodds: Characterizing the Google Books Corpus. Fehler in der Texterkennung und in Bezug auf die Metadaten weist auch Bunčić nach. Bunčić: Über den Nutzen, S. 402.

einschlägigen Literatur bekannt sind. Die Anzeige der Treffer erfolgt überwiegend als auszugsweiser Text, sodass sie kaum im Digitalisat selbst, sondern in den entsprechenden Print-Publikationen überprüft werden müssen. Aufgrund der Ausschnitthaftigkeit der DWDS-Ergebnisse bleibt mitunter offen, in welchem Kontext die Begriffe verwendet wurden.

ALTERNATIVEN UND ENTDECKUNGEN

Dennoch lassen sich neue Erkenntnisse gewinnen, indem statt der Visualisierungen, die das DWDS und der Google Books Ngram Viewer bieten, die Korpora primär als »Belegressource«[37] genutzt werden, da sie neue Ansätze und Entdeckungsmöglichkeiten bieten. Der Sprachwissenschaftler Daniel Bunčić sieht in der Google-Books-Suche durchaus einen Vorteil darin, dass man offen über verschiedenste Texte im Volltext hinweg recherchieren kann und nicht von vornherein wissen muss, wo der Begriff nachzuschlagen wäre.[38] Eine Suche nach der Phrase »Deutsche(n) im Ausland« führt beispielsweise zum *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit* von 1841.[39] Die Metadaten in Google Books sind hier korrekt angegeben. Das Lemma »Deutsche Sprache« beschäftigt sich mit dem Aufkommen sowie ihrem Sprachgebrauch und gibt eine »Übersicht der deutschen Dialekte« samt Würdigung vom schweizerischen über den schwäbischen und bairischen bis hin zu den Dialekten der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen: »In Siebenbürgen wird sehr gemischt gesprochen«, konstatiert der Autor, »weil aus den verschiedensten Theilen Deutschlands Colonien dahin gingen«.[40] Dieser Erkenntnis folgt die Einteilung in vier Hauptdialekte in Siebenbürgen: den Hermannstädter, Kronstädter, Bistritzer und bäuerischen Dialekt, die – leicht variierend – generell als »gemischt« und »unverständlich« charakterisiert wurden, während die Liv- und Estländer »unter allen Deutschen im Ausland ihre Sprache am reinsten u. unvermischtesten erhalten haben«.[41] Von Seiten der Sprachwissenschaften zeigt sich somit ein frühzeitiges Interesse für deutschsprachige Bevölkerungsteile, die im Ausland leben; zugleich erfolgt, analog zu Strickers Ausführungen, eine Kategorisierung hinsichtlich sprachlicher ›Reinheit‹ und Homogenität. Vornehmlich in bildungsbürgerlichen Kreisen entstand ein Interesse an deutschsprachigen Bevölkerungsteilen in der Welt und ihrer Einbeziehung in die nationale Idee im Zuge der deutschen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts, die auch im Kontext der europäischen Nationalisierungsprozesse zu verorten ist.[42] Seit dem Germanistentag zu Frankfurt am Main und den Publikationen Strickers wurde die Bezeichnung ›Deutsche im Ausland‹ häufiger in der Mehrzahl verwendet und umfasste Auswanderer und Auswanderinnen aus deutschen Ländern, die dauerhaft ins Ausland gegangen waren und oftmals eine andere Staatsangehörigkeit angenommen hatten, ebenso wie deutsche Staatsbürger*innen, die Ende des

37 Hirschmann: Korpuslinguistik, S. 14.
38 Vgl. Bunčić: Über den Nutzen, S. 395.
39 Verlinkung auf Belege von 1800 bis 1852 in: Google Books Ngram Viewer: ›Deutschen im Ausland‹ 1800–1910 in German 2012, <https://books.google.com/ngrams/graph?content=Deutschen+im+Ausland&year_start=1800&year_end=1910&corpus=20&smoothing=0&share=&direct_url=t1%3B%2CDeutschen im Ausland%3B%2Cc0>, 11.5.2020.
40 Lemma: »Deutsche Sprache«, in: Heinrich August Pierer: Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 8. D–Doit. 2., völlig umgearb. Aufl. Altenburg 1841, S. 262–268, hier: S. 265.
41 Ebenda, S. 266.
42 Vgl. Otto Dann: Nation und Nationalismus in Deutschland, 1770–1990. München 1993, S. 15f.

19. Jahrhunderts über einen längeren Zeitraum außerhalb des Deutschen Reiches, etwa in den Kolonien, lebten. Die Identifizierung der ersteren erfolgte aufgrund ihrer Herkunft aus deutschsprachigen Ländern[43] und ihrer Sprach- beziehungsweise Dialektzugehörigkeit.[44] Die Suchergebnisse in Sprachdaten enthalten beide Auslegungen, müssten bei einer statistischen Auslegung jedoch unterteilt werden.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts kamen weitere Begriffsvarianten hinzu, die auf das Konzept verwiesen, wie die kollektivierenden Bezeichnungen und Phrasen: das ›Ausland(s)deutschtum‹ beziehungsweise das ›Deutschtum im Ausland‹, das ›Deutschtum‹ etwa in Ungarn oder in den Vereinigten Staaten[45] und das »transatlantische Deutschtum«,[46] das explizit auf die europäische Perspektive hindeutet. Neben der Bezeichnung ›Ausland(s)deutsche‹ lassen sich zudem Kolonie-Begriffe[47] finden; spätestens ab 1917 kamen dem DWDS zufolge in dieser Bedeutung auch ›deutsche Volksgruppen‹[48] hinzu und etwa ab den frühen 1930er-Jahren die ›Volksdeutschen‹ als nationalsozialistischer Begriff. Letzterer verstärkte sprachlich die bevölkerungs- und machtpolitischen Ansprüche des Deutschen Reiches auf Grundlage der rassistischen Ideologie.[49]

Die ›Deutschen im Ausland‹ standen zunächst für eine Tendenz, aus nationalistischer und völkischer Perspektive Menschen zu kategorisieren, sie der ›eigenen‹ Nation zuzuschreiben und durch sie zunächst sprachlich und mental gewissermaßen Zugriff auf Regionen und Landesteile in der Welt zu erhalten, die der Tradition der »Kolonialphantasien« entsprechen, auf deren Erscheinen schon in vorkolonialer Zeit

43 Statistiken umfassen »im deutschen Sprachgebiet Mitteleuropas Geborene 1900«. Paul Langhans: Die Volkszahl der Deutschen. In: Alfred Geiser (Hg.): Deutsches Reich und Volk. Ein nationales Handbuch (Im Auftrag des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine Deutscher Studenten und mit Unterstützung anderer nationaler Verbände). München 1906, S. 215–222, hier: S. 217.

44 Vgl. Naranch: Inventing the Auslandsdeutsche, S. 26f.

45 Vgl. Geiser: Deutsches Reich, S. VIII.

46 Wilhelm von Polenz: Das Land der Zukunft oder Was können Deutschland u. Amerika voneinander lernen? Berlin 1917, S. 327.

47 »Deutsche Kolonien an der Wolga […] im Schwarzmeergebiet«, in: Otto Boelitz: Das Grenz- und Auslandsdeutschtum: Seine Geschichte und seine Bedeutung. München, Berlin 1926, S. VI.

48 Ein erster Beleg zu den deutschen Volksgruppen in Abgrenzung unter anderem zur tschechischen Arbeiterschaft ist laut DWDS in dem Periodikum Die Grenzboten 76 (1917) zu finden. Vgl. Korpustreffer für »deutsche Volksgruppe«, aus dem Korpus Historische Korpora (1473–1969) des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/r? q=%22deutsche+Volksgruppe%22&corpus=dtaxl&date-start=1473&dateend=1969&subcorpus=dingler&subcorpus=dsdk&subcorpus=dtae&subcorpus=dtak&subcorpus=gartenlaube&subcorpus=grenzboten&subcorpus=textberg_hist&format=full&sort=date_asc&limit=10>, 9.5.2020. Vgl. zum »Projekt der nationalsozialistischen Volksgruppenbildung« Ingo Haar: Vom »Volksgruppen-Paradigma« bis zum »Recht auf Heimat«. Exklusion und Inklusion als Deutungsmuster in den Diskursen über Zwangsmigrationen vor und nach 1945. In: Jerzy Kochanowski, Maike Sach (Hgg.): Die »Volksdeutschen« in Polen, Frankreich, Ungarn und der Tschechoslowakei. Mythos und Realität. Osnabrück 2006, S. 17–39.

49 Schmitz-Berning dokumentiert Erwähnungen bereits ab 1930. Vgl. Cornelia Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus. 2., durchges. und überarb. Aufl. Berlin, New York 2007, S. 651. Haar datiert den Paradigmenwechsel von »Grenz- und Auslandsdeutschen« zu »Volksdeutschen« auf Juni 1938. Vgl. Haar: Vom »Volksgruppen-Paradigma«, S. 26; Der Google Book Ngram Viewer zeigt den Begriff in der Bedeutung ›Deutsche im Ausland‹ erstmals in: Albrecht Erich Günther: Was wir vom Nationalsozialismus erwarten: zwanzig Antworten. Heilbronn 1932. Das DWDS listet das erste Erscheinen 1934, in einem Bericht über die »volksdeutsche Weihestunde unter Beteiligung des VDA und Hans Steinacher im Völkischen Beobachter auf. Vgl. DWDS-Wortverlaufskurve für »volksdeutsche«, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/r/plot?view=2&corpus=public&norm=abs&smooth=line&genres=0&grand=1&slice=1&prune=0&window=0&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A2018&q1=volksdeutsche>, 28.5.2020.

die Literaturwissenschaftlerin Susanne Zantop aufmerksam gemacht hat.[50] Mithilfe der sprachlichen Formen entstanden einerseits Vorstellungen von idealisierten Bevölkerungsgruppen, zugleich bildeten diese Zuschreibungen und Bekenntnisse die Grundlage zur Erweiterung der Bevölkerungsstatistiken zugunsten eines vermeintlichen »Deutschtums«.[51]

›Ausland(s)deutschtum‹ als Kollektivsingular suggeriert sprachlich Homogenitätsvorstellungen in mehrfacher Hinsicht. Auf die vermeintliche »Absolutheit« von Kollektivbegriffen wie ›Geschichte‹ oder ›Natur‹ verweist Jürgen Fohrmann.[52] Sie scheint allumfassend zu sein und auch die ›Gegenbegriffe‹ einzubeziehen, die sich zugleich durch Unterscheidungen ergeben. In Bezug auf ›Ausland(s)deutschtum‹ ist eine solche Absolutheit insoweit erkennbar, als begrifflich von ›einem Deutschtum‹ ausgegangen wurde, das im Deutschen Reich bestünde, sich durch Auswanderungen und Migrationsprozesse außerhalb des Reiches verbreite und weiter existieren würde. Zudem bezog der Begriff das ›Nichtdeutschtum‹ im Ausland mit ein, ohne es als solches zu definieren, und fasste es ebenfalls – abgegrenzt und mitunter in seiner Gesamtheit als ›fremd‹ und ›feindlich‹ erklärt – als Einheit auf.

Der Oberbegriff erscheint in den Titeln zahlreicher Handbücher und Publikationen; in den Inhaltsverzeichnissen finden sich dann differenzierte Untergliederungen. Die einzelnen Unterbegriffe wie Siebenbürger Sachsen, Karpatendeutsche, Bessarabiendeutsche oder Donauschwaben verknüpfen das vermeintliche Deutschtum mit einzelnen Ländern und Regionen, in denen sich offenbar trotz national-homogener Vorstellung eine vermeintliche Spezifik des Deutschtums aufgrund geopolitischer ›äußerer‹ Bedingungen entwickelt hätte. Die Bezeichnungen suggerieren weitere Kollektive aus Sicht der Akteure im Deutschen Reich. Dass eine solche Differenzierung in den kollektivierenden Begrifflichkeiten bezüglich der so genannten Deutschen im Ausland vorgenommen wurde, mag unter anderem daran liegen, dass die Thematik in den Unterricht einbezogen werden und gar ein universitäres Fach mit eigener Professur entstehen sollte.[53] Einflussreiche Akteure, die publizistisch gewissermaßen zur ›Gliederung des Stoffes‹ beitrugen, waren Otto Boelitz (1876–1951), der – ursprünglich Lehrer – in den 1920er-Jahren als preußischer Kultusminister wirkte, sowie der Pädagoge und Schriftsteller Gottfried Fittbogen (1878–1941), dessen Interesse an den ›Deutschen im Ausland‹ offenbar durch Reisen nach Siebenbürgen sowie ins Banat geweckt worden war.[54]

---

50 Susanne Zantop hat herausgearbeitet, wie sich in verschiedenen Textsorten seit dem 18. Jahrhundert in Deutschland eine Art »kolonialistische Geisteshaltung« herauslesen lässt, indem sie in ihrer Analyse mehrdeutige Kolonialphantasien in den Blick nimmt. Susanne Zantop: Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770–1870). Berlin 1999, S. 11.

51 Vgl. Wilhelm Winkler: Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums. Berlin 1927.

52 Die Kollektivbegriffe ›Geschichte‹ oder ›Natur‹ seien »absolut […], weil ihre Extension alles zu umfassen sucht und weil sie damit alle Gegenbegriffe integrieren.« Jürgen Fohrmann: Das andere der ›Kultur‹: Die ›Kultur‹ der Kulturwissenschaften. In: Georg Mein, Markus Rieger-Ladich (Hgg.): Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien (Kultur- und Medientheorie). Bielefeld 2004, S. 85–100, hier: S. 85f. Zu Kollektivsingularen vgl. Koselleck: Begriffsgeschichten, S. 67, S. 111.

53 Vgl. Anmerkungen zur Wissenschaft bei Gottfried Fittbogen (Hg.): Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslanddeutschtum wissen muß. München, Berlin [2]1924, S. 3.

54 Hans-Werner Retterath nimmt an, dass Fittbogens Südosteuropa-Reisen den Ausgangspunkt für sein Interesse am ›Auslandsdeutschtum‹ bildeten. Vgl. Hans-Werner Retterath: Gottfried Fittbogen. In: Michael Fahlbusch, Ingo Haar, Alexander Pinwinkler (Hgg.): Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme. Band 1. 2., grundl. erw. und überarb. Aufl. München 2017, S. 163–167, hier: S.163; Fittbogen publizierte über das Banat und Ludwig Roth auch in den *Südost-Forschungen*. Einige seiner Beiträge sind gelistet unter: Dieter Rübsamen (Bearb.): Südost-Forschungen 1, 1936-20, 1961 –

Die Vielfalt der Bezeichnungen hat Vor- und Nachteile: Einerseits können sich zahlreiche Treffer für einen Begriff ergeben, die aber möglicherweise nicht der gesuchten Bedeutung entsprechen. Andererseits entgehen wichtige Quellen und Publikationen der Suchanfrage, da in ihnen die Thematik mit anderen Worten umschrieben wurde und ihre Zeichenketten nicht den Suchbegriffen entsprechen. Zuweilen, so eine Anmerkung von Bunčić, erweist sich die »Polysemie und Homonymie des untersuchten Begriffs«[55] als schwierig, da die Anzahl an Gesamt-Treffern sehr viel höher ist als die tatsächlich relevante Trefferzahl. So taucht etwa das Begriffspaar »deutsche Volksgruppe« in einem anderen Bedeutungszusammenhang schon 1862 auf. Der Kriminalist Friedrich Christian Benedikt Avé-Lallemant (1809–1892) verwendete es für ein Kapitel *Die Sprache deutscher Volksgruppen* seines umstrittenen linguistischen Abschnitts in seinem Werk *Das Deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande*.[56] Avé-Lallemant ging auch auf die Formulierung »volksdeutsch« ein – wohl im Sinne Ernst Moritz Arndts als »gute, volkstümliche, deutsche Sprache«[57] –, in Abgrenzung zur jüdisch-deutschen Sprache. Er sah im »Volksdeutschen« die ursprüngliche, »originale« Sprache, die seiner Meinung nach fast unmerklich durch »exotische« Formen geprägt werde.[58]

Der Bedeutungswandel oder auch Mehrdeutigkeiten bleiben von der automatisierten Texterkennung und Suche unerkannt. Diese Tatsache kann jedoch unter Umständen die Perspektive erweitern, wie ein weiteres Fundbeispiel mit Bezug zu Südosteuropa zeigt. »[Z]iemlich ungenaue Sammelbezeichnungen« nennt Gerhard Seewann die Gruppenbezeichnungen ›Siebenbürger Sachsen‹ und ›Donauschwaben‹ – und letztere noch dazu »historisch unzutreffend« und unglücklich.[59] Es handelte sich um eine Kollektivbezeichnung für die »deutschen Bevölkerungsteile, die seit Trianon (1920) politisch-administrativ auf die Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie aufgesplittert waren«.[60] Die Geschichte des Begriffes ›Donauschwaben‹ haben Hans-Christian Petersen und Tobias Weger detailliert recherchiert und die Ersterwähnungen auf 1921/22 datiert; eingeführt wurde er von Robert Sieger (1864–1926), Hermann Rüdiger (1889–1946) und wohl Gerhard Gesemann (1888–1948).[61] Dem Textkorpus des DWDS zufolge erschien die Bezeichnung erst ab 1930, wie Abb. 1 zeigt. Es fehlen also zentrale Texte, die historische Verweise auf den Begriff enthalten.

Doch bereits 1834 findet sich die Bezeichnung ›Donauschwaben‹ laut Google Books in den *Jahrbüchern der Literatur* und zwar in einer Urkundenbesprechung zur Geschichte Obersachsens (mit korrekt angegebenen Metadaten). Die »heutigen

Magazine Stacks, <https://magazinestacks.fordham.edu/mvst/sof.html>, 9.5.2020. Vgl. Fittbogen (Hg.): Was jeder Deutsche.

55 Bunčić: Über den Nutzen, S. 402.

56 Friedrich Christian Benedikt Avé-Lallemant: Das Deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Leipzig 1862, S. 91.

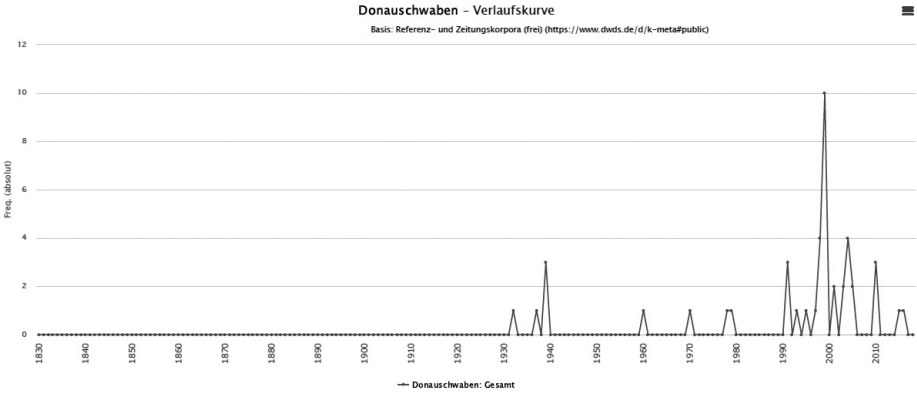
57 Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus, S. 650.

58 Avé-Lallemant: Das Deutsche Gaunerthum, S. 265.

59 Gerhard Seewann: Siebenbürger Sachse, Ungarndeutscher, Donauschwabe. Überlegungen zur Identitätsproblematik des Deutschtums in Südosteuropa. In: ders. (Hg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa. Beiträge der Internationalen Konferenz: The Minority Question in Historical Perspective 1900–1990, Inter University Center Dubrovnik, 8.–14. April 1991. München 1992, S. 139–153, hier: S. 140f.

60 Ebenda, S. 141.

61 Vgl. Hans-Christian Petersen, Tobias Weger: Neue Begriffe, alte Eindeutigkeiten? Zur Konstruktion von ›deutschen Volksgruppen‹ im östlichen Europa. In: Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 25 (2017), S. 177–198, hier: S. 193f.



Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache: DWDS-Wortverlaufskurve für ›Donauschwaben‹, <https://www.dwds.de/r/plot?view=2&corpus=public&norm=abs&smooth=line&genres=0&grand=1&slice=1&prune=0&window=0&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1830%3A2018&q1=Donauschwaben>, 23.5.2020.

Donauschwaben«, heißt es dort, seien nicht zu verwechseln mit den Schwaben, die verschiedene Fürstenhäuser (unter anderem von Anhalt und Brandenburg) stellten.[62]

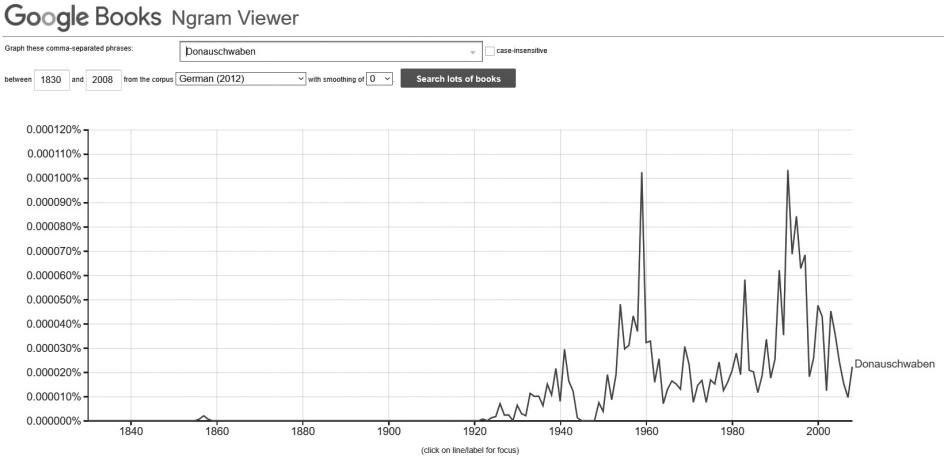
Eine weitere Erwähnung, unter der Bezeichnung »Donau-Schwaben«, bezieht sich im Jahr 1838 auf die mögliche Benennung eines von acht Kreisen in Bayern, hier unter Bezugnahme auf die »neue bayerischen Reichs-Haupt-Eintheilung« von 1837.[63] Und auch Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) erwähnt die Bezeichnung in seiner volkskundlichen Arbeit zu den Pfälzern, genau genommen in seiner Beschreibung der pfälzischen Küche. Er verweist ebenfalls auf die bayerischen Donauschwaben, deren »Röggel«, eine »Form des Weißbrodes«, rund und mit einem Kreuz verziert seien.[64] Anhand der Beispiele kommt auch zum Ausdruck, wie Seewann feststellt, dass die »Donau ein zu langer Fluß« ist,[65] um sie für eine geografische Abgrenzung in Betracht zu ziehen. Relativität und Perspektive bestimmen die Nutzung des Flusses als Charakterisierung. So ist ein Abschnitt der Donau für die bayerischen Regionen maßgebend gewesen, und möglicherweise bot dieser sich an, um einen engeren Bezug der Bevölkerungsteile im historischen Ungarn zum Deutschen Reich herzustellen. Allerdings ist nicht klar, ob die genannten ›Erfinder‹ des noch heute verwendeten Donauschwaben-Begriffes ihn in seiner vorherigen Bedeutung überhaupt kannten. Wie verbreitet die bayerische Bezeichnung ›Donauschwaben‹ vor den 1920er-Jahren war, lässt sich aus den Suchergebnissen nicht ohne Weiteres schließen. Für beide Suchsysteme gilt, dass aus den Ergebnissen kaum Rückschlüsse auf den tatsächlichen Sprachgebrauch im angegebenen Zeitraum erfolgen können. Die Häufigkeit des Erscheinens von Wörtern oder Redewendungen kann zwar visualisiert werden; eine

62 Besprechung des Directorium diplomaticum. oder chronologisch geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden (bearb. von Ludwig August Schultes). In: Jahrbücher der Literatur 68, Oktober, November, Dezember (1834), S. 214–232, hier: S. 224.

63 Vgl. Ueber Länder- und Staaten Ein- und Abtheilungen überhaupt und die neueste Reichs-Eintheilung Bayerns insbesondere sammt unmassgeblichen Bemerkungen über die Nothwendigkeit einer Reform und neuen Formation der Landgerichts-Bezirke Bayerns. Erlangen 1838, S. 56.

64 Wilhelm Heinrich Riehl: Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild. Stuttgart, Augsburg 1857, S. 253. Weitere Erwähnungen Donauschwabens als Region um Ingolstadt finden sich in Johann Georg Kohl: Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. Triest 1854, S. 24.

65 Seewann: Siebenbürger Sachse, S. 140.

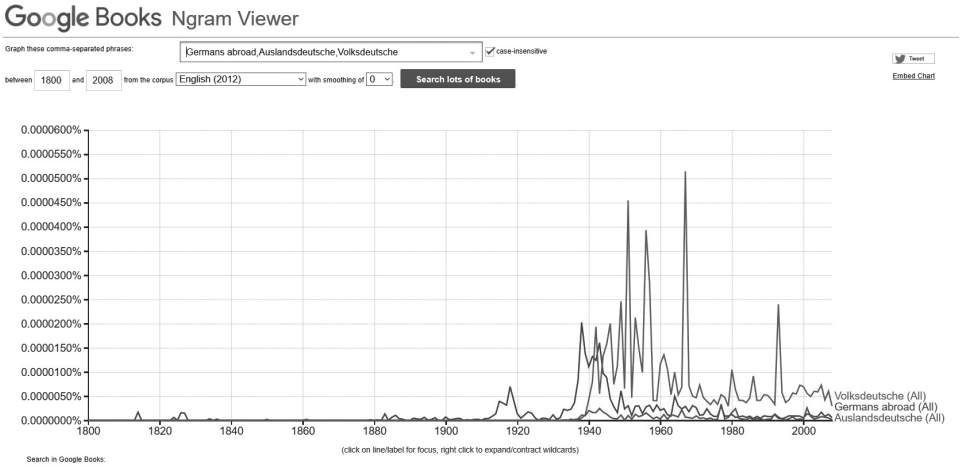


Google Books Ngram Viewer: ›Donauschwaben‹ 1830–2012 in German 2012, ‹https://books.google.com/ngrams/graph?content=Donauschwaben&year_start=1830&year_end=2008&corpus=20&smoothing=0&share=&direct_url=t1%3B%2CDonauschwaben%3B%2C0›, 23.5.2020.

Aussage über ihre Popularität ist, zumindest mit dem Google Books Ngram Viewer, jedoch kaum möglich. Pechenick et al. (2015) sprechen in ihrem kritischen Beitrag zur Nutzung des englischsprachigen Bereichs der Google Books von einer »illusion of large-scale cultural popularity«, die vermittelt werde.[66] Sie weisen darauf hin, dass der Bestand nicht als Textkorpus zu charakterisieren sei, sondern eher als lexikalische Datenquelle, denn die Werke verschiedener Autoren und Autorinnen werden ungeachtet ihrer Rezeption in gleicher Weise erfasst und nicht gewichtet. Darüber hinaus zeigen sie anhand statistischer Untersuchungen, dass der Anteil wissenschaftlicher Literatur seit den 1980er-Jahren nachweislich zugenommen hat, und charakterisieren die Textauswahl als voreingenommen. Über die tatsächliche Nutzung der Wörter im Sprachgebrauch oder ihre Rezeption gäben diese Such- und Visualisierungsergebnisse daher kaum Aufschluss und sollten als Datenbestände für kulturgeschichtliche Fragestellungen nur mit Vorsicht in Betracht gezogen werden. In Bezug auf die zukünftige Korpora-Erstellung für den Google Books Ngram Viewer empfehlen Pechenick et al. deshalb, eine Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und populärer Literatur vorzunehmen.[67] Im DWDS ist eine solche Möglichkeit der Differenzierung umgesetzt. Die Verlaufskurve lässt sich nach Textsorten (Wissenschaft, Belletristik, Gebrauchsliteratur und Zeitung) getrennt darstellen. Generell gilt allerdings, dass die Repräsentativität der Korpora und damit auch der Suchergebnisse je nach Forschungsfrage unterschiedlich einzuschätzen ist. Die Ergebnisse sind abhängig vom Zeitpunkt der Suchanfragen und dem jeweiligen Stand der zugänglichen Textquellen beziehungsweise Korpora. Somit ist von einer Dynamik im Bereich der Texte, die zur Verfügung stehen, auszugehen. Die Abfragen sollten deshalb entsprechend zeitlich dokumentiert und zumindest stichprobenartig geprüft werden.

Die Auswahl an Texten und die mit beiden Projekten, DWDS und Google Books Ngram Viewer, vorgenommene Bestimmung der jeweiligen Sprache, in der die

66 Pechenick, Danforth, Dodds: Characterizing the Google Books Corpus.
67 Ebenda.



Google Books Ngram Viewer: ›Germans abroad‹, ›Auslandsdeutsche‹, ›Volksdeutsche‹ 1800–2012 in English 2012, ‹https://books.google.com/ngrams/graph?content=Germans+abroad%2CAuslandsdeutsche%2CVolksdeutsche&case_insensitive=on&year_start=1800&year_end=2008&corpus=15&smoothing=0&share=&direct_url›, 25.5.2020.

Begriffe gesucht werden, ergeben per se eine weitere Einschränkung der Ergebnisse. Sprachliche Grenzen und die Bestimmung dessen, was als repräsentativer Text (im Fall des DWDS) von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verstanden wird, bedingen die Perspektive im doppelten Sinne. Die nationale Betonung des Begriffs ›Auslandsdeutsche‹ wird methodisch fortgesetzt durch nationalsprachliche Projekte und die Kategorisierungen, die »culturomic tools«[68] – wie Michel et al. diese Angebotsform benennen – voraussetzen. Die parallele Untersuchung der Begriffe in anderssprachigen Korpora wäre prinzipiell anzuraten. Doch zeigt sich im Google Books Ngram Viewer dabei die nächste Problematik. Eine Stichprobe im englischen Korpus von 2012 ergab Resultate zum Begriffspaar »Germans abroad« seit 1870, doch dominieren hier die Bezeichnungen ›Auslandsdeutsche‹ und ab 1932 ›Volksdeutsche‹ – sowohl in englischsprachigen als auch in einer Reihe deutschsprachiger Titel, wie Abb. 3 zeigt. Daraus lässt sich schließen, dass auch die Zuordnung der Publikationen zur jeweiligen Sprache nicht zuverlässig ist.

AUSKLANG

Während eine Detailprüfung der Textfunde bemerkenswerte Ergebnisse etwa zum Erscheinen der Phrase »Deutsche im Ausland« oder der Bezeichnung »Donauschwaben« erbrachte, konnten die Such- und Visualisierungsergebnisse des Google Books Ngram Viewer aufgrund der Textauswahl und der Datenqualität, wie an den oben beschriebenen Beispielen bereits anekdotisch deutlich wurde, kaum einbezogen werden. Um tatsächlich in größerem Umfang mit den digital aufbereiteten Sprachdaten arbeiten zu können, müssten einerseits die Ergebnisse der Massendigitalisierungen wie die Google Books Initiative stärker bibliografisch angebunden sein und die korrekte Übertragung der Metadaten sichergestellt werden, um Vertrauen in die Daten-

68 Michel u. a.: Quantitative Analysis, S. 177. Zur Bedeutung transnationaler und globaler Perspektiven der Begriffsgeschichte vgl. Kollmeier: Begriffsgeschichte.

basis zu schaffen. Andererseits sollten die Korpora erweitert und mit Verlinkungen zu den digitalen Textquellen versehen werden, sodass eine Überprüfung der Begriffe in ihren Kontexten schneller möglich ist. Und schließlich ist es für die Wissenschaftler*innen selbst notwendig, sich mit dem Vokabular, dem jeweiligen Suchinterface, den Werkzeugen, dem Aufbau von Textkorpora und dem Prozess der Visualisierung mit einem Bewusstsein für Fehlerquoten und Einschränkungen bei der Datenerstellung im Sinne einer *data literacy* vertraut zu machen, um die Ergebnisse entsprechend einordnen zu können. Dazu gehört, wie unter anderem Gibbs und Owen empfehlen, darüber zu reflektieren, was es für die Geisteswissenschaftler*innen grundsätzlich bedeutet, digitale Massendaten und ihre quantitative Auswertungen für ihre historischen Fragestellungen zu nutzen.[69] Für die Thematik ›Deutsche im Ausland‹ brachten die Such- und Visualisierungsergebnisse kaum neue Erkenntnisse zum zeitlichen Verlauf des Sprachgebrauchs, jedoch unerwartete Funde, die bislang kaum Erwähnung fanden, und ein Verständnis für die Komplexität der (kollektiven) Begrifflichkeiten in ihren vielfältigen Bedeutungen.

CORNELIA EISLER hat an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde promoviert. Sie ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Minderheiten, Kulturelles Erbe und Erinnerungskultur im 20. Jahrhundert sowie Museums- und Sachkulturforschung im Kontext von Migration. Mit Silke Göttsch-Elten gab sie 2017 den Band *Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. Wissenschaftliche Konzeption, mediale Vermittlung, politische Funktion* heraus. Ihre Dissertation veröffentlichte sie 2015 unter dem Titel *Verwaltete Erinnerung – symbolische Politik. Die Heimatsammlungen der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler.*
E-Mail: cornelia.eisler@uni-oldenburg.de

»Making sense of data«. Digital language data and the Conceptual History/Histories of »Germans Abroad«

(Abstract)

A new image of German national identity, including Germans outside the homeland (›Auslandsdeutsche‹), has emerged in the middle of the 19th century. Since then, a variety of literature has been dealing with the concept of German expatriates or Germans abroad. In this paper, the conceptual history serves as a starting point to evaluate linguistic data and word-related statistics as well as frequency trends generated on the basis of available corpora and text collections within the Digital Dictionary of the German Language (DWDS) and the Google Books data sets. By discussing the concept of Germans abroad, focussing on terms that defined parts of the German-speaking population in Southeastern Europe, the advantages and limitations of digital data use are presented.

69 Vgl. Gibbs, Owens: The Hermeneutics, S. 161.

Deutsche, (Donau-)Schwaben, Ungarndeutsche

Von Gerhard Seewann, München

Für die deutschen Siedler in Ungarn finden wir sehr unterschiedliche Bezeichnungen. Da im Mittelalter die Bevölkerung nach Rechtsstand, Geburtsland (als mittelalterliche *natio*) und allenfalls nach Sprache unterschieden wurde, sind die Siedler entweder nach ihrer Zugehörigkeit zu einer rechtlich definierten Gemeinschaft (die Träger des Bergrechts beispielsweise als Sachsen, ungar. szászok), nach ihrer Herkunftsregion (so die Flandrenses in Siebenbürgen) oder nach ihrer Sprache (als Teuthones, ungar. német) bezeichnet worden. Doch spätestens seit 1414 ist in der ungarischen Sprache der Begriff »sváb«, also Schwabe, als synonyme Bezeichnung für deutsche Siedler nachweisbar und hat sich offenkundig auch in den nachfolgenden Jahrhunderten für die Kolonisten durchgesetzt, die aus den Territorien des Heiligen Römischen Reiches nach Ungarn gekommen waren.[1] Es geht in den nachfolgenden Ausführungen darum, die ins Gewicht fallenden Faktoren für Selbst- und Fremdbezeichungen der Deutschen in Ungarn zu skizzieren.

BEGRIFFS- UND IDENTITÄTSVARIANTEN

Das Subjekt einer Geschichte der Deutschen in Ungarn ist im Mittelalter primär als Rechts- und Sprachgemeinschaft, ab der Reformation auch als Religionsgemeinschaft und vom 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Form sozialer Kategorisierungen der Zugehörigkeit wie der Abgrenzung zu fassen, wie sie beispielsweise in den Quellen seit dem 17. Jahrhundert in der Fremd- und Selbstwahrnehmung des »Hungarus« oder des »Deutschungarn« auftraten. Diese noch während des 19. Jahrhunderts

1 Vgl. Lemma: »sváb«, in: A magyar nyelv történeti-etimológia szótára [Historisch-ethymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache], Bd. 3. Budapest 1980, S. 637f. Als Fremdbezeichnung für Deutsche des Hochmittelalters war auch »Sachse« üblich, als das sächsische Kaiserhaus der Ottonen regierte. Als diese die Staufer ablösten, wurde »Schwabe« zum Synonym für Deutsche. Diese Bezeichnung setzte sich in vielen europäischen Sprachen in der lateinisch-germanischen Form der Alemanni (franz. Allemagne) durch und wurde auch in Ungarn bereits Mitte des 13. Jahrhunderts gebraucht, so in einem Brief König Bélas IV. an Papst Innozenz IV. vom 11. November 1250. – Hansgerd Göckenjan u. James R. Sweeney (Hgg.): Der Mongolensturm. Berichte von Augenzeugen und Zeitgenossen 1235–1250. Graz, Köln 1985, S. 306. Damit ist die weit verbreitete Annahme, dass die in Ungarn übliche Bezeichnung »Schwabe« als Synonym für »Deutsche« auf die aus Südwestdeutschland stammenden Siedler des 18. Jahrhunderts zurückzuführen ist, widerlegt.

gebrauchten Identitätsvarianten unter Hervorhebung der Zugehörigkeit zu Ungarn weisen – um das vorwegzunehmen – auf eine intensive Form der Integration und Akkulturation sowohl der bürgerlichen als auch der bäuerlichen Deutschen in die bis 1848 ständisch verfasste Gesellschaft Ungarns hin. In Anknüpfung an die bereits im Spätmittelalter gebrauchte Bezeichnung ist es nach dem Frieden von Sathmar 1711 üblich geworden, die nach der Türkenzeit ins Land gerufenen bäuerlichen Siedler als »Schwaben« zu bezeichnen, deren Dörfer mit den von »deutschungarischen« Bürgern bewohnten Städten nur lose, vor allem wirtschaftliche Beziehungen unterhielten. Eine die Dorf- wie Stadtdialekte verbindende Umgangssprache kam niemals zustande und dieser Mangel an Kommunikation weist bereits darauf hin, dass es in Ungarn – mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen – bis zum Ersten Weltkrieg kein deutsch definiertes oder definierbares Gemeinschaftsbewusstsein und eine damit verbundene Gruppenbildung schwäbischer Siedler beziehungsweise deutschungarischer Stadtbürger gegeben hat. Ein sozialgeschichtlich relevantes Beispiel dafür ist das Vereinswesen. So stellt die Historikerin Elena Mannová fest: »Die deutschsprachigen Einwohner Oberungarns gründeten mehr Vereine als andere Ethnien, aber sie nützten sie nicht für ihre nationale Mobilisierung, weder in Benennungen und Statuten noch in ihrer Tätigkeit erschienen deutsch-nationale Attribute.«[2] Und Friedrich Gottas hebt in seiner Untersuchung des Vereinswesens der Deutschen in Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg hervor, dass die in deutschen Siedlungsgebieten tätigen Vereine »nur in beschränkten Maße als Instrumente politischer Mobilisierung, gesellschaftlicher Modernisierung und/oder nationaler Emanzipation« wirksam waren, wobei Letzteres zumeist auf die magyarischen beziehungsweise magyarisierenden Vereine zutraf, die auf dem flachen Land vor allem auf Betreiben der katholischen Kirche zustande kamen.[3]

Waren die »Schwaben« in Ungarn bis 1914 eine Ethnizität ohne Gruppe, so waren sie aufgrund ihrer ethnopolitischen Mobilisierung ab den 1920er-Jahren als solche greifbar geworden und erwarben eine von der Titularnation deutlich abgegrenzte Identität. Diese Mobilisierung ist als Reaktion auf die verstärkten Nationalisierungsbestrebungen der Titularnation zu verstehen, die sich bis zum Ersten Weltkrieg vor allem auf das Bürgertum der Städte konzentrierten, nach dem Frieden von Trianon nun gezielt auch auf die bäuerliche Bevölkerung.

Gruppenbezeichnungen sind ein wichtiges Instrument der Identitätsbildung, der Fremd- und Selbstwahrnehmung. Das verdeutlichte bereits der Identitätsdiskurs der »Hungari« in seinen Anfängen am Beginn des 19. Jahrhunderts, als diesen der in Deutschendorf (sk. Poprad, ung. Poprád) in der Zips geborene evangelische Pädagoge Jakob Glatz (1776–1831) mit seinen 1799 erschienenen *Freymüthigen Bemerkungen eines Ungarn über sein Vaterland auf einer Reise durch einige Ungarische Provinzen* eröffnete. Darin verwendete er programmatisch den bereits 1641 vom Zipser David Fröhlich eingeführten Begriff des »Deutschungarn«, den er deutlich abgegrenzt dem »National-Ungarn«

2 Elena Mannová: Das Vereinswesen im Königreich Ungarn 1867–1914. Homogenisierung und Hybridisierung. In: Gerhard Seewann (Hg.): Diversität und Konflikt im 19. und 20. Jahrhundert. Regensburg 2019, S. 257–277, hier: S. 270.

3 Friedrich Gottas: Vereine, Parteien und Interessenverbände der ungarländischen Deutschen. In: Helmut Rumpler, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft, Teilbd. 1: Vereine, Parteien, Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 1205–1241, hier: S. 1226.

gegenüberstellte.[4] Mit der Selbstbezeichnung des »Deutschungarns« verband das bürgerliche Deutschtum die Nationsauffassung der »Hungari«, der zufolge alle in Ungarn geborenen und vielsprachigen Einwohner des Landes – die noch 1848 über 60 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten – der *natio Hungarica* angehörten. Aufgrund des starken Gefühls ihrer Zugehörigkeit zu einem als Heimat oder Vaterland begriffenen Königreich Ungarn pflegten die Hungari einen ausgeprägten Staatspatriotismus. Deutschungar und Hungarus waren symbiotische und inkludierende, einander ergänzende Identitätsvarianten, die in scharfer Opposition zu der die Suprematie beanspruchende politischen Nation des ungarischen Adels standen, der im Rahmen der um 1790 entstandenen ungarischen Nationalbewegung ein definitiv exkludierendes, Diversität ablehnendes Identitätskonzept vertrat. Die Hungari waren davon überzeugt, dass Mehrsprachigkeit und ethnischer wie konfessioneller Pluralismus des Landes ihren Platz auch in einem zu modernisierenden Ungarn behalten müsse, denn nur auf dieser Grundlage könne sich das Königreich »als Europa im Kleinen« in Zukunft behaupten.[5] Allerdings ließ sich das Prinzip der staatsrechtlich verfassten Heterogenität gegen die Homogenitätsvorstellungen der ungarischen Nationalbewegung – wirksam insbesondere durch ihren Sprachnationalismus – auf die Dauer nicht durchsetzen. Spätestens im Völkerfrühling der Jahre 1848/49 offenbarte die Niederlage der nationalungarischen Revolution die Fragilität eines Staatesgebildes, das unter der Führung der ungarischen Nationalliberalen nach 1867 erneut auf das Prinzip der ethnischen Homogenität setzte und 1918/1919 endgültig damit scheiterte.

HETEROGENITÄT

Im Juni 1848 feierten deutsche Bürger aus den Städten Ofen (ung. Buda), Pest (ung. Pest) und Alt-Ofen (ung. Óbuda) die 1846 vom Schriftsteller Gábor Döbröntei (1785–1851) initiierte Magyarisierung aller Toponyme in der Umgebung. Der Festredner dieser Versammlung, der Zipser Ludwig Teichgräber, der 1846 seinen Namen in Lajos Tavasi (1814–1877) geändert hatte, hob voller Enthusiasmus hervor, dass es unter den Bürgern Ungarns keine Deutschen mehr gebe, sondern nur »németajku magyarok« – deutschsprachige Magyaren.[6] Das war ein Bekenntnis zur politischen Identität der Ungarn und zugleich zur deutschen Kultur, der man sich weiterhin zugehörig fühlte. Doch es blieben Zweifel. So stellte die *Pressburger Zeitung* am 7. September 1848 die Frage:

> Ein Land, in welchem die Prädominanz des magyarischen Stammes zu gelten habe, oder ein Land, in welchem Magyaren, Slaven und Deutsche in gleicher Berechtigung auf nationales Dasein frei und glücklich leben können? Von der Beantwortung dieser Frage hängt wohl Rettung oder Untergang des unabhängigen und selbständigen Ungarns ab.[7]

4 Vgl. Jakob Glatz: Freymühtige Bemerkungen eines Ungarn über sein Vaterland auf einer Reise durch einige ungarischen Provinzen. Teutschland 1799; David Fröhlich: Der uralte Deutsch-Ungerische, Zipserische und siebenbürgische Landsmann, das ist Vorlauffer der Newen Ungerischen Chronik. Leutschaw 1641; Béla Pukanszky: »Deutsch-Ungar«. In: Deutsch-ungarische Heimatblätter 3 (1931), S. 81–91.

5 Vgl. Johann Csaplovics: Das Königreich Ungern ist Europa im Kleinen. In: Erneuerte vaterländische Blätter für den Österreichischen Kaiserstaat 13 (1820), S. 408–418; ders.: Gemälde von Ungern, Teil 1. Pesth 1829, S. 201.

6 Béla Pukánszky: Német polgárság magyar földön [Deutsches Bürgertum auf ungarischem Boden]. Budapest 1940, S. 60 (Nachdruck Budapest 2000). – Lajos Tavasi war Direktor des Pester evangelischen Gymnasiums und Begründer der an Pestalozzi orientierten Reformpädagogik in Ungarn.

7 Hier zit. nach Andreas Schriefer: Deutsche, Slowaken und Magyaren im Spiegel deutschsprachiger historischer Zeitungen und Zeitschriften in der Slowakei. Komárno 2007, S. 154.

In der Dualismusepoche von 1867 bis 1918 war die offiziell gebräuchliche Bezeichnung der Deutschen in Ungarn das »ungarländische Deutschtum« (ung. magyarországi németek), das so gut wie gar nicht als Nationalität gekennzeichnet wurde, wie es dem Sprachgebrauch der politischen Elite zum Beispiel im ungarischen Parlament entsprach.[8] Als Nationalität wurden in dieser Periode ausschließlich die Siebenbürger Sachsen bezeichnet. Das hat mit der eindrucksvollen Kontinuität ihrer Geschichte zu tun, die bis ins Hochmittelalter zurückreicht. Hatten die Zipser Sachsen die Geschlossenheit ihres Siedlungsgebietes bereits 1412 unter König Sigismund eingebüßt, der einen Teil desselben auf 250 Jahre an das Königreich Polen verpfändete, so konnten die Siebenbürger Sachsen eine solche über sechseinhalb Jahrhunderte behaupten. Die von König Andreas II. 1224 gewährten Freiheiten schufen ein klar abgegrenztes Siedlungsgebiet des *unus sit populus* der Sachsen auf dem »Königsboden« und eine Selbstverwaltung, die alle weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten betraf und 1486 als »Sächsische Nationsuniversität« ihre bis 1876 gültige Form annahm.[9]

Im Gegensatz dazu verfügten die diesseits des Königssteigs angesiedelten Deutschen über kein geschlossenes Siedlungsgebiet, sondern nur über eine Reihe von Siedlungsclustern, die kommunikativ weder durch eine gemeinsame Sprache noch durch eine Gemeinsamkeit sozioökonomischer Interessen oder ein »deutsches Gemeinschaftsbewusstsein« miteinander verbunden waren. Nur in Südungarn konnte sich im Banat und in der Batschka ein regional zentriertes Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickeln, wovon die Selbstverwaltung fordernden Bogaroscher Schwabenpetitionen an Kaiser Franz Josef im Herbst 1849 ein eindrucksvolles Zeugnis ablegen. Die geografische Streulage der Mehrzahl aller von Deutschen bewohnten Siedlungen war vorherrschend, und nur in 32 Prozent aller Orte in den Ländern der Stephanskrone erreichten sie einen Bevölkerungsanteil über 10 Prozent.[10] Mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen wurden die Deutschen in Ungarn nur als eine Vielzahl von Kleingruppen durch Kategorien wie Sprache, Herkunft, Abstammung und Zugehörigkeit mit einem als deutsch wahrgenommenen Siedlungsgebiet (wie etwa die Schwäbische Türkei) oder einer Stadt – somit durch regionale, kommunale oder gar dörfliche Identitätsformen – konstituiert, nicht jedoch durch ein Eigenbewusstsein, einer regional übergreifenden Gemeinschaft anzugehören. Nicht nur aus statistischen, sondern vor allem aus sozioökonomischen Gründen ist die Partikularismus-Klage des führenden Siebenbürger Sachsen Rudolf Brandsch (1880–1953) deshalb nicht verwunderlich, der bei seinen Bemühungen um eine »ungarndeutsche Gemeinbürgschaft« mit dem Ziel einer politischen Vereinigung aller Deutschen einschließlich der Siebenbürger Sachsen 1911 desillusioniert feststellen musste: »Jedes Dorf und jede Stadt ist noch heute ein für sich selbst lebendes Individuum«,[11] das grundsätzlich jeder politischen Gruppenmobilisierung als nicht in seinem Interesse liegend wider-

8 Nachprüfbar anhand der digitalisierten Protokolle aller Sitzungen und Debatten von 1867 bis 1918 in: Országgyűlés Képviselőházának naplója [Protokolle des ungarischen Parlaments], <https://epa.oszk.hu/html/vgi/kardexlap.phtml?id=1605>, 30.9.2020.

9 Vgl. Konrad Gündisch: Siebenbürger und die Siebenbürger Sachsen. 2. Aufl. München 2005, S. 48–154; über die Zipser Sachsen siehe Jörg K. Hoensch: Die Zipser. Ein Überblick. In: Gerhard Grimm, Krista Zach (Hgg.): Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte, Wirtschaft, Recht, Sprache. Bd. 1. München 1995, S. 143–157.

10 Gerhard Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn, Bd. 2. Marburg 1912, S. 71–77.

11 Hier zit. nach Günter Schödl: Am Rande des Reiches, am Rande der Nation: Deutsche im Königreich Ungarn (1867–1914/18). In: ders. (Hg.): Deutsche im Osten Europas. Land an der Donau. Berlin 1995, S. 349–454, hier: S. 426.

strebte. Ethnische Grenzziehungen spielten nämlich im Zusammenleben mit den anderssprachigen Nachbarn vor allem in der Wirtschaft eine völlig untergeordnete Rolle. Das war der zweigeteilten bürgerlichen und bäuerlichen Gesellschaft der Ungarndeutschen gemeinsam.

Die Heterogenität der Deutschen in Ungarn, diese Vielfalt deutscher Kleingruppen, wurde noch durch ihre unterschiedliche Geschichte verstärkt. Die Deutschen der Zips, Siebenbürgens und auch Westungarns, der oberungarischen Bergstädte und der Städte wie Buda, Pest, Pressburg (sk. Bratislava) und Ödenburg (ung. Sopron) vermochten auf eine bis in das Mittelalter zurückreichende Erinnerungskultur und Tradition ihrer Lebensführung zurückgreifen. Sie verfügten deshalb über eine historisch begründete Identität von langer Dauer, die sie mental wie auch konfessionell als überwiegend protestantische Stadtbürger von den wesentlich jüngeren Identitätsformen der Siedlergenerationen des 18. und 19. Jahrhunderts unterschieden. Für die einen war längere Zeit noch die Hungarus-Identität bestimmend, für die anderen die auf einer Pionierleistung fußende Kolonistenidentität der Anpassung und der Integration in die vorgefundenen Strukturen. Für die schwäbischen Bauern waren der wirtschaftliche Erfolg und die Vermehrung ihres Grundbesitzes maßgebend; für die Stadtbürger die Sicherung ihres sozialen Status, den sie nur durch Übernahme der Funktion einer bürgerlichen Mittelschicht im neuen ungarischen Nationalstaat behalten und verbessern konnten. Die Magyarisierung wurde von ihnen überall dort als »Chance für sozialen Aufstieg«[12] wahrgenommen, wo die sozioökonomische Interessenlage die Herausbildung einer sozialen Loyalität gegenüber den Magyaren erforderte. Es ging also darum, als Deutscher auch ein guter Ungar zu sein und zu bleiben.

NACH 1918

Das änderte sich alles grundlegend durch den Zusammenbruch der Donaumonarchie am Ende des Ersten Weltkrieges.

Am 1. November 1918 gründete Jakob Bleyer (1872–1933) den »Volksrat der Deutsch-Ungarn diesseits des Königssteigs« und profilierte sich mit der programmatischen Aktualisierung dieser über 200 Jahre alten Denomination als deren Sprecher. Dem stellte zehn Tage später die siebenbürgisch-sächsische Elite unter der Führung von Rudolf Brandsch und Rudolf Schuller (1873–1951) die Gründung des »Deutschen Volksrates für Ungarn« entgegen, dem sich die südungarischen Schwaben unter der Führung von Stephan Kraft (1884–1959) und der sozialdemokratisch orientierte Flügel von Viktor Knaller (1873–1932) anschlossen. Diese politische Spaltung der in Ungarn lebenden Deutschen offenbarte bereits in der unterschiedlichen Bezeichnung ihrer beiden Dachorganisationen zwei gegensätzliche Konzepte: Die von Bleyer angeführte Gruppe wollte in Fortführung der Trennung des überwiegend katholischen »heimischen Deutschtums« von den protestantischen Siebenbürger Sachsen die von ihm mit aller Überzeugung vertretene Doppelidentität (jeder Deutsche ist auch Ungar) bewahren, während der Deutsche Volksrat für Ungarn bereits ein exkludierendes Identitätskonzept von Deutschen *in* Ungarn favorisierte. Der im politi-

12 Elena Mannová: Kategorisierungen der deutschsprachigen Einwohner auf dem Gebiet der Slowakei im 19.und 20. Jahrhundert. In: Zsolt Vitári (Hg.): Minderheiten und Mehrheiten in ihren Wechselbeziehungen im südöstlichen Mitteleuropa. Festschrift für Gerhard Seewann zum 65. Geburtstag. Pécs 2009, S. 69–86, hier: S. 76.

schen Katholizismus verankerte, den konservativen Kräften verpflichtete Bleyer lehnte jegliche Form der Autonomie einschließlich der Selbstverwaltung ab und trat deshalb an dem Tag von seinem Amt zurück, an dem am 28. Januar 1919 das von Oszkár Jászi (1875–1957) vorbereitete »Volksgesetz über die Ausübung des Selbstverwaltungsrechts des ungarländischen deutschen Volkes« verabschiedet wurde.[13] Die darauf folgenden 133 Tage währende Revolution der Räterepublik und das 25 Jahre andauernde nationalkonservative Regime unter der Führung des Admirals Miklós Horthy (1868–1957) machten alle derartigen Initiativen und Pläne zunichte. 1921 wählte Bleyer für das von ihm gegründete *Sonntagsblatt* eine neue Bezeichnung, als er in Abkehr vom Adjektiv »ungarländisch« seine Wochenzeitung an »das deutsche Volk in Ungarn« adressierte, das er noch 1917 in seinem sein Grundsatzprogramm darlegenden Artikel als hazai németség, als »heimisches Deutschtum« bezeichnet hatte.[14] Doch der von ihm 1923 gegründete Kulturverein musste jenes von ihm offensichtlich wenig geschätzte Adjektiv wieder im Namen des Vereins aufnehmen – als »Ungarländischer Deutscher Volksbildungsverein/Magyarországi Német Közművelődési Egyesület«, wohl um dessen ziemlich langwierigen und erst 1924 abgeschlossenen Genehmigungsprozess seitens der Regierung nicht zu gefährden. Franz Basch (1901–1946), der bereits 1925 eine grenzübergreifende deutsche Volksgemeinschaft einforderte und 1928 zum Kultursekretär des Vereins gewählt wurde, sprach schon damals von den »Deutschen in Ungarn«. Konsequent waren deshalb die Bezeichnungen der beiden von ihm gegründeten Organisationen: 1935 die »Volksdeutsche Kameradschaft« und 1938 der »Volksbund der Deutschen in Ungarn«. Für Basch war die von Bleyer noch bis 1931 angestrebte deutsch-ungarische Verständigung eine Illusion, und die damit verbundene deutsch-ungarische Doppelidentität führte seiner Überzeugung nach in eine Sackgasse. An ihre Stelle setzte er die »völkische« Identität, ein exkludierendes Identitätskonzept der fortschreitenden Emanzipation der Deutschen von der Titularnation. Seine Forderungen wollte er durch die Gemeinschaft der »Volkskameraden« im Rahmen ihrer Volksgruppenorganisation und mit Unterstützung des Deutschen Reiches möglichst eigenständig durchsetzen. In seiner Rede auf der Gründungsversammlung des Volksbundes am 26. November 1938 äußerte er sich dazu programmatisch:

> Volksgruppen müssen ihr Volkstum zumeist allein schützen. Sie müssen für ihren Volkstumsschutz eigene völkische Bollwerke schaffen, […] ein solches Bollwerk unseres Volkes soll und wird der Volksbund der Deutschen in Ungarn werden. Der Volksbund ist eine Heimstätte aller Deutschen in Ungarn.[15]

Doch mit der Instrumentalisierung des Volksbundes durch das Dritte Reich, besiegelt im Wiener Volksgruppenabkommen vom 30. August 1940, verlor die von Basch angeführte Organisation ihre Eigenständigkeit und wurde nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs als »fünfte Kolonne« des NS-Regimes gebrandmarkt. Nicht nur ihre Anhänger, sondern alle in Ungarn lebenden Deutschen wurden für kollektiv schuldig an den Gräueln und Verbrechen des Krieges erklärt, wodurch auch den Siegermächten ihre Vertreibung aus ihrer ungarischen Heimat als legitim erschien.

13 Detailliert dazu Seewann: Geschichte, Bd. 2, S. 177–187.
14 Jakab Bleyer: A hazai németség [Das heimische Deutschtum]. In: Budapesti Szemle, März 1917, S. 428–441; gekürzte deutsche Fassung in: Deutsche Rundschau 1917, H. 3, S. 350–357.
15 Hier zit. nach Seewann: Geschichte, Bd. 2, S. 274.

In den britischen Akten zum Vertreibungsgeschehen ist übrigens häufig von den »Hungarian Swabians« die Rede.[16] In der Vertreibungsperiode von 1945 bis 1948 wurde in der ungarischen Öffentlichkeit überwiegend der Begriff Schwabe gebraucht und die Vertreibungskampagne und -politik unter dem Begriff der »svábkérdés« (Schwabenfrage) zusammengefasst.[17]

DONAUSCHWABEN

In der Periode der Anfang der 1980er-Jahre einsetzenden Liberalisierung setzte sich für die im Land verbliebenen Deutschen endgültig die Bezeichnung »Ungarndeutsche« durch.[18] So nahm der 1955 gegründete Kulturverband ungarländischer deutscher Werktätiger 1969 den Namen »Demokratischer Verband der Deutschen in Ungarn« an und verwandelte sich 1980 in den »Demokratischen Verband der Ungarndeutschen«, der sich nunmehr eher als Interessenvertretung und weniger als Parteiorgan verstand.[19] Der Begriff »Ungarndeutsche« geriet allerdings allmählich durch den seitens der in Deutschland lebenden Vertriebenen und ihren Organisationen in einen Konkurrenzdruck mit dem Begriff der »Donauschwaben«. Doch gegenwärtig werden in den Herkunftsländern beide Begriffe pragmatisch parallel gebraucht. Der Geschichte dieses Begriffes seien abschließend einige Bemerkungen gewidmet.

An die Stelle der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie traten nach ihrem Zerfall im Herbst 1918 mehrere Nachfolgestaaten – die Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien und das auf ein Drittel seines Territoriums verkleinerte Ungarn –, die sich ihre zum Teil mit militärischer Gewalt durchgesetzten Grenzen mehr oder weniger von den Siegermächten auf dem Pariser Friedenskongress 1919/20 sanktionieren ließen. Diese Grenzen durchtrennten zahlreiche deutsche Siedlungsgebiete, so dass viele Deutsche nun nicht mehr Schwaben in Ungarn waren, sondern zur deutschen Minderheit oder Nationalität in den Nachfolgestaaten zählten und sich auch als Ungarndeutsche, Jugoslawiendeutsche oder Rumäniendeutsche bezeichneten.[20] Aus diesem Wechsel der Herrschaft unter Nationen, die mit allen Mitteln ethnisch homo-

16 Public Record Office, London-Kew Garden, FO 371/46819 C 2453 u. a. Dokumente.

17 Vgl. György Zielbauer: Adatok és tények a magyarországi németség történetéből 1945–1949 [Daten und Tatsachen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn, 1945–1949]. Budapest 1989.

18 In den ungarischen – auch amtlichen – Bezeichnungen der deutschen Minderheit blieb das »ungarländisch« als Attribut in Form der »magyarországi német nemzetiség« (ungarländische deutsche Nationalität) erhalten, da sprachlich gesehen hier keine Alternative besteht.

19 Für die unmittelbare Nachkriegszeit siehe die Studie von Gizella Föglein: A nemzetiségi érdekképviseleti szervezetek megalakulása és elnevezésük szimbolikája Magyarországon a második világháború után (1945–1955) [Die Entstehung der Interessenvertretungen der Nationalitäten und die Symbolik ihrer Bezeichnungen nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1955)]. In: Jogtörténeti Szemle 2007, Különszám, S. 34–42. Allerdings ist die Ausgangsposition dieses Beitrags etwas irreführend, denn nach 1948 kann von einer Interessenvertretung kaum mehr die Rede sein, da die Nationalitätenverbände ähnlich den Gewerkschaften die Funktion hatten, in ihrem jeweiligen Bereich die Politik der Kommunistischen Partei durchzusetzen.

20 Statistisch gesehen stellten die zahlenmäßig größte Gruppe die Ungarndeutschen, die 1941 im territorial erweiterten Ungarn 719.762 Personen deutscher Muttersprache und 533.045 deutscher Nationalität ausmachten. – Az 1941. évi népszámlálás [Die Volkszählung von 1941]. Bd. 3a: Anyanyelv, nemzetiség, nyelvismeret [Muttersprache, Nationalität, Sprachkenntnis]. Budapest 1983. Die von SS-Experten nach ihren eigenen Rassenkategorien vorgenommene Bestandsaufnahme der »Volksdeutschen« auf dem Territorium Ungarns nach dem Stand vom Ende 1941 zählte 1.314.410 »Volksdeutsche«, publiziert in *Volkstum im Südosten*, November 1941. In Rumänien waren laut rumänischer Volkszählung von 1930 745.000 Personen deutschsprachig, davon circa 300.000 Donauschwaben, die im rumänischen Banat und im Sathmarer Gebiet lebten. Im Königreich Jugoslawien gaben anlässlich der Volkszählung von 1931 rund 500.000 Personen an, Deutsch als ihre Muttersprache zu verwenden. Rund 400.000 von ihnen waren in den donauschwäbischen Siedlungsgebieten zu Hause: im westlichen Banat 120.000, in der Batschka 173.000, der Baranja 16.000, in Ost-Syrmien 49.000 und in Slawonien 40.000. – Vgl. Seewann, Portmann: Donauschwaben, S. 15.

gene Nationalstaaten verwirklichen wollten, erwuchs unter dieser Bedrohung ein neues Gemeinschaftsbewusstsein, nämlich einer grenzübergreifenden größeren Gruppe mit der Orientierung an Deutschland anzugehören, die nach einer neuen Bezeichnung verlangte.

Aus diesem Bedürfnis heraus entstand der Name »Donauschwaben«, der 1923 von den beiden Geografen Robert Sieger (1864–1926), Professor an der Universität Graz, und Hermann Rüdiger (1880–1946), Mitarbeiter am Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart, eingeführt wurde. Der Begriff wurde erst Ende der 1930er-Jahre von den Deutschen Jugoslawiens übernommen. Auch deshalb, weil die Schwaben der Batschka, Syrmiens und des Westbanats eine Gemeinsamkeit mit den übrigen, in Jugoslawien lebenden Deutschen, die sich nicht überall als Schwaben verstanden (wie etwa die Gottscheer oder die Deutschen Sloweniens), herbeizuführen suchten. 1940 erschien in Neusatz (srb. Novi Sad, ung. Újvidék) als erstes historiografisches Unternehmen dieser Art die vom Lehrer Josef Volkmar Senz (1912–2001) verfasste *Geschichte der Donauschwaben*, die nach 1945 in zahlreichen Neuauflagen als Opfergeschichte[21] der aus den Donauländern Vertriebenen eine neue Identität begründete, nämlich der Donauschwaben, die sich, ausgestattet mit einem Netz von Organisationen, Landsmannschaftsverbänden, Publikationen (vor allem Heimatbüchern) und Kulturvereinen, als Nachkommen der im 18. Jahrhundert im Donauraum angesiedelten und daraus vertriebenen Schwaben identifizierten.[22] Das gilt insbesondere auch für die nach 1945 über die ganze Welt verstreut lebenden Donauschwaben, die in den USA, Kanada, Brasilien, Australien, auch in Österreich, ein besonderes Bedürfnis haben, ihr Gruppenbewusstsein, ihre Wurzeln (roots), Bräuche, Werte und zum Teil auch ihre Sprache zu bewahren.

GERHARD SEEWANN, Prof. em. Dr., Historiker, geboren 1944 in Graz. Er studierte Geschichte und Philosophie an der Karl-Franzens-Universität Graz und leitete ab 1980 die Bibliothek des Südost-Instituts in München. Von 2007 bis 2015 hatte er die Stiftungsprofessur für Geschichte der Deutschen im südöstlichen Mitteleuropa an der Universität Pécs/Fünfkirchen inne. Er ist Autor zahlreicher Publikationen zur Geschichte Ungarns und der Deutschen in Ungarn.

Germans, (Danube) Swabians, Hungarian Germans

(Abstract)

This article focuses on the analysis of exonyms and endonyms of the Germans in Hungary during the long period from the Middle Ages to the political turning point of 1989. It also sketches out the historical backgrounds and the relevant factors for these denominations used as identity markers.

21 Ausführlich dokumentiert in: Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien. Hg. Donauschwäbische Kulturstiftung, Bd. 1–4. München, Sindelfingen 1991–1994.

22 Weitere Details dazu in Seewann, Portmann: Donauschwaben.

Kollektivbegriff mit deutlichen Grenzen: die Buchenlanddeutschen

Von Maren Röger, Universität Augsburg

»Wer sind die Buchenlanddeutschen?«, fragte eine Publikation der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen e. V. im Jahr 1996. Die Gruppe der Personen, die im Zuge der ethnischen Neuordnung Südosteuropas aus der historischen Region Bukowina – zu Deutsch: Buchenland – umgesiedelt wurden und sich zu einer Organisation zusammenschlossen, hatte offenbar den Eindruck, sich beziehungsweise ihre Existenz erklären zu müssen. Zahlenmäßig war sie deutlich kleiner als andere Gruppen, die im Zuge des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verlassen mussten, und insgesamt weniger bekannt. In der 49-seitigen Broschüre, die vom Bundesministerium des Inneren gefördert wurde, war dann, im Gegensatz zur titelgebenden Fragestellung, hauptsächlich über die Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen und weitere nach 1945 gegründete Vereinigungen zu lesen.[1]

Seit wann von »Buchenlanddeutschen« gesprochen wird und wie die Gruppenkohäsionsprozesse verliefen, blieb im Unklaren. Seitdem das Habsburger Reich 1775 die Bukowina vom Fürstentum Moldau übernommen hatte, förderte es den Zuzug aus deutschsprachigen Landen in die dünn besiedelte Region. Jene Zugewanderten teilten zwar die Sprachfamilie und den christlichen Glauben, verstanden sich jedoch nicht unmittelbar als Gemeinschaft. Zu Bukowina-Deutschen beziehungsweise Buchenlanddeutschen wurden sie erst (gemacht) – durch das Agieren ethnopolitischer UnternehmerInnen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, unter dem Druck der Rumänisierung in der Zwischenkriegszeit, durch Angebote der völkisch-deutschnationalen Bewegung und die Folgen der Umsiedlung 1940, die die gemeinsame Erfahrung des Heimatverlusts mit sich brachte.[2] Damit verbunden war eine schrittweise Etablierung des Kollektivbegriffs der Buchenlanddeutschen – wie die Gruppe

1 Vgl. Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen (Hg.): Wer sind die Buchenlanddeutschen? Augsburg 1996.

2 Der Aufsatz basiert zu großen Teilen auf dem Beitrag: Maren Röger: Ethnopolitisches Engineering im Zeitalter des Nationalismus. Identitätsstiftung und ihre Grenzen bei den Bukowina-Deutschen. In: dies., Alexander Weidle (Hgg.): Bukowina-Deutsche. Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen einer (imaginierten) Gemeinschaft seit 1775 [Themenband]. Danubiana Carpathica. Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas 10 [57] (2020), S. 39–56.

im landsmannschaftlichem Kontext überwiegend genannt wird, während in der Sekundärliteratur der letzten Jahrzehnte der Begriff der »Bukowina-Deutschen« gebräuchlicher ist.

Im Folgenden werde ich nachzeichnen, wann und von welchen AkteurInnen der Begriff »Buchenlanddeutsche« verwendet wurde, seit wann er als Kollektivbegriff gängig ist und wo in Geschichte und Gegenwart seine Grenzen lagen und liegen. Denn die relativ kohärente Verwendung des Begriffs »Buchenlanddeutsche« beziehungsweise des »Buchenlanddeutschen« ist lediglich in den landsmannschaftlichen Institutionen zu finden – und auch das erst seit wenigen Jahrzehnten. In individuellen Erfahrungsgeschichten lauten die Begriffe – bis heute – anders.

VON DER SAMMLUNG DER »CHRISTLICHEN DEUTSCHEN« BIS ZU DEN »BUCHENLÄNDISCHEN DEUTSCHEN«

An der Wende von 19. zum 20. Jahrhundert – und damit in der Phase, als nationalistische und völkische Gedankenströmungen europaweit auf dem Vormarsch waren und sich in der Bukowina auch andere Sprach- und Religionsgruppen unter dem Banner einer Ethnizitätsbezeichnung formierten – gründete sich in der Bukowina ein Verein, der zum wichtigsten institutionellen Akteur für das ethnopolitische Engineering der deutschsprachigen Bevölkerung in der Region werden sollte. 1897 wurde der Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina begründet, womit seine Initiatoren bereits im Titel aufzeigten, wo sie die Grenzen der Vergemeinschaftungsabsichten zogen. Denn deutsch – beziehungsweise dialektale Abwandlungen – sprachen in der Bukowina nicht nur die zugewanderten »Schwaben/Schwäbinnen«, »ZipserInnen« und »DeutschböhmInnen« sowie zugewanderte StadtbürgerInnen aus anderen Teilen des Habsburger Imperiums, die den christlichen Glauben teilten, sondern auch Teile der regionalen jüdischen Gemeinschaften, deren Bevölkerungsanteil im 19. Jahrhundert deutlich zunahm.[3] Insbesondere diejenigen, die sich in der Hauptstadt Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) als Teil der regionalen Eliten etablieren konnten oder wollten, adaptierten sich an die Amtssprache Deutsch.[4] 1900 machten Juden und Jüdinnen circa 13 Prozent der Bevölkerung in der gesamten Region aus, womit sie etwas über dem Bevölkerungsanteil der deutschsprachigen Christen und Christinnen lagen. In der Hauptstadt Czernowitz lag ihr Anteil mit über 30 Prozent deutlich höher.[5] In den Augen der Männer, die den Verein der christlichen

3 Ab 1812 ermöglichte ein offizieller Duldungsschein die dauerhafte Niederlassung jüdischer Zuwanderer. Zu einem sprunghaften Anstieg kam es zwischen den Jahren 1868 und 1881, als diese Bevölkerungsgruppe um 40 Prozent anwuchs. Vgl. Mariana Hausleitner: Eine wechselvolle Geschichte. Die Bukowina und die Stadt Czernowitz vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. In: Helmut Braun (Hg.): Czernowitz. Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole. Berlin 2006, S. 31–81, hier: S. 50.

4 Das Jiddische war weiterhin wichtige Umgangssprache in den Kleinstädten und Dörfern, durfte aber in den Statistiken des Habsburger Reiches als Umgangssprache nicht angegeben werden, da es seit 1781 untersagt war. Es galt nicht als Sprache, sondern als Jargon. Zudem erkannte die österreichische Verfassung von 1867 Juden nicht als Nationalität, sondern nur als Religionsgemeinschaft an. Vgl. Gerald Stourzh: Galten die Juden als Nationalität Altösterreichs? In: Anna M. Drabek u. a. (Hgg.): Prag – Czernowitz – Jerusalem. Der österreichische Staat und die Juden vom Zeitalter des Absolutismus bis zum Ende der Monarchie. Eisenstadt 1984, S. 73–116; zu den bukowinischen Juden David Rechter: Becoming Habsburg. The Jews of Austrian Bukovina 1774–1918. Oxford 2013.

5 Nach Hugo Weczerka: Eine landeskundliche Einführung. In: Franz Lang (Hg.): Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina, München 1961, S. 5–22, hier: S. 12. Einen kritischen Blick auf die Statistik wirft Philipp Kröger: Die statistische Sichtbarmachung der Bukowina-Deutschen. Ethnographische Zählungen der Zwischenkriegszeit und die bevölkerungspolitische Bedeutung statistischer Daten im Rahmen der Umsiedlung. In: Röger, Weidle: Bukowina-Deutsche.

Deutschen gründeten, verschleierten die Deutschsprachigkeit und die deutschliberale politische Orientierung der jüdischen Gemeinschaften den als prekär bezeichneten Zustand des »Deutschtum[s] im Lande«.[6] Dieses nicht näher definierte Deutschtum war von ihnen als exklusiv christlich geprägtes gedacht worden, wobei sich darin weniger eine rassische Neuperspektivierung traditioneller antijüdischer Vorurteile zeigte denn eine soziokulturelle Abgrenzung von jüdischen MitbürgerInnen, die in der bukowinischen Gesellschaft, vor allem der Czernowitzer Stadtgesellschaft, immer bessere Positionen einnahmen.

Die Vereinsmitglieder fürchteten den Verlust der Vormachtstellung, die sie aufgrund der Sprachenpolitik im Habsburger Imperium über lange Zeit innehatten:

> Überall war in Oesterreich der nationale Kampf entbrannt, überall im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten wurden die Deutschen angegriffen, um sie aus ihrer leitenden Stellung in Staat und Land, in Stadt und Gemeinde zu verdrängen.[7]

Zwar sei es, so der Autor, damals im Osten des Habsburger Imperiums im Vergleich zu dessen Westen noch recht ruhig gewesen, womit er auf die zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen deutsch- und tschechischsprachigen Personen in den Kronländern Böhmen und Mähren verwies. Doch es sei an der Zeit gewesen, »auch im Buchenlande die Deutschen zu sammeln«.[8] Denn das nicht näher definierte »Deutschtum« sei auch hier davon gefährdet gewesen, dass andere Ethnien sich zu organisieren begonnen hätten und die Privilegien der Deutschen auf Staatsebene nicht mehr geschützt worden seien. Die Ethnopolitik der damaligen Zeit diente nicht allein der Kulturpflege, sondern auch der Sicherung sozialer Privilegien.

Die Idee der Vergemeinschaftung auf der Grundlage von Sprache und Religion war in der Bukowina – wie in anderen Teilen Europas und der Welt auch – ein Elitenprojekt, wie ein Blick auf die Anfänge und die führenden Akteure zeigt. Denn die Gründung des Vereins beschlossen gerade einmal hundert Männer im Frühjahr 1897, womit etwa 0,15 Prozent der deutschsprachigen Christen anwesend waren.[9] Vorsitzender wurde mit Theodor Gartner ein Professor für Romanistik der Czernowitzer Universität, und damit ein klassischer Angehöriger der Bildungselite, die Miroslav Hroch als unabdingbar für Prozesse der Nationsbildung klassifizierte.[10] Als Gartner ging, folgte mit Rudolf Scharitzer ein weiterer Professor der Czernowitzer Universität.[11] Einige Jahre später übernahm Raimund Friedrich Kaindl den Vorsitz, der eben-

6 Retrospektiv, zehn Jahre nach der Vereinsgründung, wurde die Ausgangslage unter anderem folgendermaßen beschrieben: »So konnte, so durfte es nicht weitergehen, wollte man das Deutschtum im Lande, das infolge des Umstandes, daß die Juden deutsch sprachen und deutsch-liberal handelten, scheinbar glänzend dastand, nicht zugrunde gehen lassen.« O. V.: Zehn Jahre völkischer Arbeit. In: Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina (Hg.): Deutscher Kalender für die Bukowina auf das Jahr 1907. Czernowitz o. J., S. 62f., hier: S. 62.

7 Ebenda.

8 Ebenda.

9 Vgl. Angabe nach Adolf Butz: Festschrift gewidmet dem Vereine der christlichen Deutschen in der Bukowina aus Anlass der Gedenkfeier seines 25-jährigen Bestandes. Czernowitz 1922, S. 5. Ausgehend von ca. 159.486 Deutschsprachigen in der Region, wovon 65.113 christlichen Glaubens waren, entsprach dies 0,15 Prozent der deutschsprachigen Christen. Eigene Berechnung, Zahlenangaben nach Carl Petersen u. a. (Hgg.): Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Band 1. Breslau 1933, S. 616, wo wiederum auf die österreichischen Volkszählungen von 1900 zurückgegriffen wird.

10 Vgl. klassisch mit Blick auf Osteuropa und die Rolle der Eliten in der Nationsbildung Miroslav Hroch: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Osteuropas. Prag 1968.

11 Vgl. Butz: Festschrift, S. 14. Zur Sozialstruktur in der Bukowina: 1910, also dreizehn Jahre nach der Gründung, waren 20 Prozent der deutschsprachigen Christen in Berufen der Deutungs- und Funktionselite, als

falls Universitätsprofessor und maßgeblich an der Erfindung von ethnisch-national basierten Kollektiven in Ostmitteleuropa beteiligt war. In seinen volkskundlichen Schriften »erfand« er – im Sinne Benedict Andersons gesprochen – die »Karpatendeutschen«.[12] Interessanterweise gab es keinen analogen Kollektivbegriff der »Bukowina-Deutschen« oder »Buchenlanddeutschen« in dieser Phase. Im Vereinsnamen waren es die »christlichen Deutschen in der Bukowina«, womit die Differenz zu den jüdischen Deutschsprachigen betont wurde. Ab den 1910er-Jahren schrieben die Akteure zunehmend von »Deutschen der Bukowina« oder »Bukowiner Deutschen«, kombinierten also ein Selbstverständnis als Deutsche mit dem offiziellen Namen des Kronlands Bukowina, der auf das slawische Wort *buk*, Buche, zurückgeht.[13] Ein Kompositum entstand aber (noch) nicht.

Tatsächlich hatte, trotz der zahlreichen Medien und Praktiken der Vergemeinschaftung, die Kohäsionskraft ihre Grenzen.[14] Zahlreiche Personen, die von den »ethnopolitischen Akteuren« als Deutsche gesehen wurden, interessierten sich nicht für Vereinnahmungen und gesellschaftliche Organisation entlang ethnopolitischer Linien. Sogar bei denjenigen, die sich für den Verein engagierten, hatte das Engagement offenbar Grenzen. So war zu lesen, dass »einzelne Vertrauensmänner nicht von dem heiligen Feuer der nationalen Bewegung in dem Maße durchglüht waren«.[15] Zudem zeigte sich das Desinteresse in Zahlen: Den 10 Prozent im Verein organisierten standen 90 Prozent christliche Deutschsprachige gegenüber, die diesen Schritt der Organisation bis 1912 nicht für zwingend erachteten. Ihre Gründe haben sie weitaus seltener dargelegt als diejenigen, die agitierten und schrieben. Manche wollten sich den Beitrag sparen, andere blieben schlicht desinteressiert an der Vergemeinschaftung unter ethnisch-nationalem Label. Nicht alle Bauern – mit den Forstarbeitern etwa 40 Prozent der christlichen deutschsprachigen Bevölkerung im Jahr 1910 – konnten, um den berühmten Titel von Eugene Weber zu paraphrasieren, zu Deutschen (in der Bukowina) gemacht werden.[16] Sie behielten ihre erste Loyalität und Identifikation gegenüber ihrem Beruf. Andere hatten ein primär regionales Selbstverständnis im Hinblick auf ihre Herkunftsgebiete aus der Zips oder Böhmen, wieder andere ein Verständnis als BukowinerInnen. In der Habsburger Zeit war der »Bukowinismus« schließlich gefördert worden, also eine regionale Identität, die Multiethnizität affirmierte, jedoch der deutsch-österreichischen Kultur die Führungsrolle zuschrieb. Für viele blieben konfessionelle Trennlinien wichtiger, wie sich in konfessionell organisierten Vereinen nach 1918 und auch unmittelbar nach 1945 beweisen

---

Lehrer, Beamte und im Militär (30 Prozent in Industrie und Gewerbe, 6 Prozent in Handel und Verkehr). Angabe nach Hugo Weczerka: Ethnien und öffentliches Leben in der Bukowina 1848–1914. In: Südostdeutsches Archiv 42–43 (1999–2000), S. 23–40, hier: S. 32.

12 Vgl. zu Kaindl Hauke Focko Fooken: Raimund Friedrich Kaindl als Erforscher der Deutschen in den Karpatenländern und Repräsentant großdeutscher Geschichtsschreibung. Lüneburg 1996; Alexander Pinwinkler: Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930). Geschichte und Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik. In: Karel Hruza (Hg.): Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945. Wien 2019, S. 124–254. Siehe auch den Beitrag von Tobias Weger in dieser Ausgabe.

13 Raimund Friedrich Kaindl: Die Deutschen in der Bukowina. Berlin 1919, S. 12f. Eine kursorische Recherche in den zeitgenössischen Zeitungen ergab, dass »Deutsche der Bukowina« von beiden Begriffen etwas verbreiteter war.

14 Vgl. ausführlich Röger: Ethnopolitisches Engineering im Zeitalter des Nationalismus.

15 O. V.: Zehn Jahre völkischer Arbeit. In: Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina (Hg.): Deutscher Kalender für die Bukowina auf das Jahr 1907. Czernowitz o. J., S. 62f., hier: S. 62.

16 Natürlich in Anlehnung an Eugen Weber: Peasants into Frenchmen. The modernization of rural France 1870–1914. Stanford 1976. Angabe nach Weczerka: Ethnien, S. 31.

sollte, als erste Zusammenschlüsse für UmsiedlerInnen nach Konfessionen getrennt waren. Einige lebten in »Mischehen« einen mehrsprachigen und kulturell hybriden Alltag und konnten mit der geforderten nationalen Loyalität wenig anfangen.[17] Auch durch die Siedlungsstruktur in der Bukowina war – anders etwa als im Banat – der Alltagskontakt mit anderen Ethnien stets gegeben, und selbst das Czernowitzer Deutsche Haus wurde immer wieder an andere Ethnien vermietet.[18] Die Nicht-Beigetretenen mussten damit den nationalistischen Ideen nicht gleichgültig gegenüberstehen (»national indifference«), wie Tara Zahra im Hinblick auf Böhmen und Mähren argumentierte, sondern setzten eben die nationale Identifikation nicht prioritär.[19]

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Eingliederung der Bukowina in den rumänischen Staat änderten sich die Rahmenbedingungen der deutschsprachigen Bevölkerung grundlegend. Ihre privilegierte Situation, die sie in Habsburger Zeiten innehatte, ging verloren. Es erfolgte eine schrittweise »Rumänisierung« der Region, die Mariana Hausleitner ausführlich untersucht hat.[20] Dazu gehörten die Eingliederung in den zentralistisch geführten rumänischen Staat und seine Verwaltungsstrukturen wie auch eine Nationalitätenpolitik, die repressive Züge gegenüber der nicht-rumänischen Bevölkerung trug, obwohl UkrainerInnen, Juden und Jüdinnen, Deutsche und PolInnen zusammen 60 Prozent der damaligen bukowinischen Gesamtbevölkerung stellten. Für die staatlichen Posten in Verwaltung und Justiz wurden von nun an quasi-muttersprachliche Rumänisch-Kenntnisse vorausgesetzt, was auch de jure für viele ein Ausschlusskriterium bedeutete. Die Angehörigen der Bildungselite an der zuvor deutschsprachigen Czernowitzer Universität, von denen sich ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert viele der deutschnationalen Agitation verschrieben hatten, verloren ihre (privilegierte) Stellung und kehrten ihrer Heimatregion den Rücken. An ihre Stelle traten einige Lehrer, deren berufliche und gesellschaftliche Situation sich mit dem Rückbau der deutschsprachigen Schulangebote deutlich verschlechtert hatte.

Die Schulen wurden Orte, an denen die neue Politik für alle erfahrbar war, denn nun mussten primär deutschsprachige beziehungsweise eingeschränkt mehrsprachige Kinder auf Rumänisch funktionieren. So waren über ihre Kinder auch diejenigen vom Systemwechsel betroffen, in deren Arbeitsalltag als Landwirte oder Bergarbeiter sich nicht allzu viel geändert haben mag.[21] Retrospektiv erzählt wurde die rumänische Phase dann oft als eine, in der die deutsche Kultur trotz – oder gerade wegen – des äußeren Drucks gepflegt wurde. Beispielhaft kommentierten Johann und Jakob German aus Neu-Itzkany (rum.Ițcani Noi) die Zeit nach 1918: »Gerade deshalb bewahrten die Deutschen ihr Deutschtum, denn je härter der Druck war, der auf sie ausgeübt wurde, umso hartnäckiger wehrten sie sich gegen die rumänischen For-

17 Vgl. als Beispiel für deutsch-polnische Mischehen und die Erzählmuster Oskar Czendze, Maren Röger: Rekonstruktionen eines Erinnerungsraums: Bukowina und »Bukowinismus« in den Lebensgeschichten deutscher und polnischer Umsiedler. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 68 (2019) H. 1, S. 57–81.

18 Vgl. Peter Rychlo: Das Deutsche Haus als Erinnerungsobjekt. In: Raimund Lang (Hg.): Hundert Jahre »Deutsches Haus« in Czernowitz. Eine Jubiläumsschrift. Innsbruck 2010, S. 43–58, hier: S. 51.

19 Vgl. Tara Zahra: Imagined Non-Communities. National Indifference as a Category of Analysis. In: Slavic Review 69 (2010), S. 93–119.

20 Vgl. zum historischen Hintergrund Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001.

21 Vgl. zur nachhallenden Wirkung des Schulunterrichts auf Rumänisch diverse Interviews im Rahmen des aktuellen Interviewprojektes des Bukowina-Instituts mit deutschsprachigen Personen aus der Bukowina und deren Nachfahren.

derungen.«[22] Derlei Narrative, vorgetragen nach dem Prozess der Umsiedlung und der Ankunft in der Bundesrepublik Deutschland, waren Ergebnis von kollektiven Sinnstiftungsprozessen. Denn in der Zwischenkriegszeit war die Entwicklung noch ambivalent – zu Beginn zumindest. Die deutschnational-völkischen AkteurInnen empfanden es durchaus als Herausforderung, sich der nationalen Loyalitäten aller Personen zu versichern, die sie für Deutsche hielten und von denen sie Engagement für die Gruppe erwarteten.[23] »Deutsch bleiben zu wollen«, sollte der Schwur lauten, so der ehemalige Obmann des deutsch-christlichen Vereins, Rudolf Scharizer, im Jahr 1922.[24] Ein Bekenntnis zur Gemeinschaft schien in den frühen Jahren nach der Übernahme der Bukowina durch die Rumänen wichtig.[25]

Während der rumänische Staat ein ambivalentes Verhältnis zu seiner deutschen Minderheit pflegte, wuchs das Interesse an ihnen in Deutschland. Bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert begann das deutschnational und völkische »Verbands- und Forschungsmilieus, zunehmend Solidarität mit deutschsprachigen Gruppen jenseits der Staatsgrenzen einzufordern.«[26] Wissenschaftler begannen, die sogenannten Auslandsdeutschen und Grenzlanddeutschen zu kartieren, wobei die Ergebnisse für revisionistische Maßnahmen vereinnahmt wurden. Besonderes Augenmerk lag auf dem östlichen und südöstlichen Europa, dem Raum politischer Begehrlichkeiten. Doch war es kein einseitiges Werben des völkischen Milieus um die Auslandsdeutschen, auch zahlreiche der organisierten Bukowiner blickten zunehmend auf Deutschland. Noch im Ersten Weltkrieg schrieb Rafael Kaindl, der spätere Vorsitzende des Vereins, verzückt über Aufmerksamkeit aus Deutschland. Im Deutschen Haus, wo vor Kurzem die Tagung aller Karpatendeutschen stattgefunden habe, »hat jetzt die ebenso bedeutsame Verbrüderung der Deutschen aus dem Reich und ihrer Vorposten in der Bukowina stattgefunden«[27], konstatierte er zufrieden. Auch die 1922 publizierte Festschrift des Vereins der christlichen Deutschen zeugt in ihrem Sprachduktus davon, dass die Spitze des Vereins inzwischen deutlich völkischer dachte. Sie ordnete sich in eine deutsche Kultur- und Sprachgemeinschaft ein, die sich nicht wie früher am Habsburger Imperium oder nun Österreich ausrichtete, sondern Deutschland als Orientierungspunkt nahm, wo völkisch-nationale Organisationen mit ihren Überzeugungen stark den öffentlichen Diskurs beeinflussen konnten. Mariana Hausleitner konnte nachzeichnen, wie der Einfluss der Nationalsozialisten ab 1933 stetig anstieg, indem sie erfolgreich behaupteten, dass die Interessen des Deutschen Reiches mit den Interessen der »Buchenlanddeutschen« als einer Gruppe der sogenannten Auslandsdeutschen übereinstimme. Damit einher gingen anwachsende Spannungen zwischen der deutschsprachigen christlichen und jüdischen Bevölkerung.[28]

---

22 Tonarchiv des IVDE, Johann und Jakob German, Interview von Johannes Künzig, Karlsruhe, 20.11.1955, Band 172/II, Nr. 67 2. Vgl. zu den Veränderungen der lebensgeschichtlichen Erzählungen Czendze, Röger: Rekonstruktionen.

23 Vgl. zum Konzept der nationalen Loyalität bei Peter Haslinger, Joachim von Puttkamer: Staatsmacht, Minderheit, Loyalität – konzeptionelle Grundlagen am Beispiel Ostmittel- und Südosteuropas in der Zwischenkriegszeit. In: dies. (Hgg.): Staat, Loyalität und Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1918–1941. München 2007, S. 1–16.

24 Rudolf Scharitzer: Treuworte zur Gedenkfeier. In: Festschrift, S. 41.

25 Vgl. Ernest Renan: »Was ist eine Nation?« und andere politische Schriften. Wien 1995.

26 Cornelia Eisler: Auslandsdeutschtum. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2015, <ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p32850>, 25.3.2020.

27 Kaindl: Deutschtum, S. 10.

28 Vgl. dazu sowie grundlegend zur Umsiedlung Mariana Hausleitner: »Viel Mischmasch mitgenommen«. Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen. Berlin, Boston 2018, vor

Im zentralen mehrbändigen Werk, dem *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums*, wurde auch der Bukowina ein längeres Kapitel gewidmet, das enzyklopädisch über Geografie, Wirtschaft und Bevölkerung referierte, dabei Wertigkeitsdiskurse transportierte (»Kulturell am höchsten stehen die Deutschen«) und ein Bedrohungsszenario zeichnete (»71 v. H. des Deutschtums [47.277 Personen] leben in den biologisch unterlegenen Gemeinden.«).[29] Das Selbstverständnis der dortigen Deutschen wurde – Stand 1938, trotz erfolgreicher NS-Politik und damit kurz vor der Umsiedlung – moniert. Dort heißt es, dass »die Herkunft der buchenländ. Dt. so verschieden ist u. ihre Schicksalsgemeinschaft in der neuen Heimat nicht lange u. tief genug wirkte«, so dass »das völkische Bewusstsein und der Wille zur Volksgemeinschaft nicht überall kräftig genug« sei, trotz des erkennbaren »klaren Festhaltens am Deutschtum.«[30] Aus Sicht der deutschnational-völkisch motivierten Akteure in der Wissenschaft fehlte es 1938 immer noch an einem Selbstverständnis als Gruppe, was davon gespiegelt wird, dass es bis zum Ende der Zwischenkriegszeit keine griffige Selbstbezeichnung im Nominalstil gab. Aber es war nun immer häufiger von den »buchenländischen Deutschen« in den Gruppenkonstruktionen die Rede.[31]

BUCHENLANDDEUTSCHE ALS DISTINKTE GRUPPE IM KONTEXT DER VERTRIEBENEN NACH 1945 UND DIE GRENZEN DES KOLLEKTIVBEGRIFFS

Rumänisierung und NS-Volksgruppenrhetorik hatten das Selbstverständnis als »buchenländische Deutsche« befördert, doch Umsiedlung und Heimatverlust haben sie deutlicher zu einer Erfahrungsgemeinschaft werden lassen, wie Gaëlle Fisher maßgeblich herausgearbeitet hat.[32] Die Umsiedlung im Jahr 1940 war eine Entweder-Oder-Entscheidung: Entweder man ging als »(Volks-)Deutscher« oder blieb in der Bukowina, die seit 1940 keine territoriale Einheit mehr war, sondern in einen weiterhin rumänischen südlichen Teil und nun sowjetischen nördlichen Teil aufgespalten war. Im Herbst 1940 wurden insgesamt 95.770 Menschen aus beiden Gebieten auf deutsches, teils gerade besetztes, Territorium verbracht (Nordbukowina: 43.641, Südbukowina: 52.129).[33]

Am Ende des Krieges wurden einige Tausend Umgesiedelte von den Sowjets in die Südbukowina zurückgeschickt, andere lebten weiter in Österreich, in der SBZ/DDR oder wanderten weiter nach Übersee. Der Großteil der Umgesiedelten aber, etwa 60.000 Personen, gelangte nach dem Krieg nach Westdeutschland. Ihre ersten Organisationen nach dem Krieg, die vor allem der Abfederung sozialpolitischer Härten

allem Kapitel 2.2 und 2.3. Zentral ist nach wie vor, gerade wegen der komparativen Perspektive Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938). München 1996.

29 Lemma: Bukowina. In: Petersen u. a. (Hgg.): Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, S. 615, S. 619.

30 Ebenda, S. 624.

31 Auch »Deutschtum in der Bukowina« wurde häufiger benutzt. Vgl. Butz: Festschrift, S. 3. Raimund Kaindl sprach 1922 auch von den »Stammesdeutschen im Buchenland«. Vgl. Raimund Friedrich Kaindl: Unsere deutschvölkische Schutzarbeit und unsere Nachbarn. In: Festschrift, S. 42–44, hier: S. 44.

32 Vgl. dazu grundlegend Gaëlle Fisher: Resettlers & Survivors. Bukovina and the Politics of Belonging in West Germany and Israel 1945–1989. New York 2020, die die Vergemeinschaftungsprozesse der Nachkriegszeit komparativ untersucht.

33 Zahlenangabe nach dem grundlegenden jüngsten Buch zur Umsiedlung: Hausleitner: »Viel Mischmasch«, S. 1; Ortfried Kotzian: Die Umsiedler. Die Deutschen aus West-Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrudscha und in der Karpatenukraine. München 2005, S. 174, gibt etwas andere Zahlen an: Nordbukowina 42.441, Südbukowina 52.107.

dienten, spiegelten trotz jahrzehntelanger Bemühungen um Gruppenkohäsion noch die Grenzen der Vergemeinschaftung der »buchenländischen Deutschen« wider. So gab es ein konfessionell gebundenes Hilfskomitee für die evangelischen UmsiedlerInnen aus der Bukowina ab dem Jahr 1946. 1949 wurde dann in München die Landsmannschaft der deutschen Umsiedler aus der Bukowina in Deutschland e. V. gegründet – auch hier hatte sich noch kein Kollektivbegriff der »Buchenlanddeutschen« oder »Bukowina-Deutschen« etabliert. Das Verbindende im Namen beider früher Organisationen war die Erfahrung der Umsiedlung. Erst 1951 benannte sich der Verein in Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen um, was mit dem Wunsch nach einem prägnanten Namen erklärt wurde.[34] Es scheint, dass die Akteurinnen und Akteure sich einen griffigen Namen wünschten, der analog aufgebaut war wie die Bezeichnungen anderer landsmannschaftlicher Zusammenschlüsse, um im Wettbewerb um politische und gesellschaftliche Aufmerksamkeit neben den anderen bestehen zu können. Begriffsschöpfungen, gar die Erfindung von Kollektiven, die sich zuvor nicht als solche verstanden hatten, waren unter den umgesiedelten Gruppen nach 1945 keine Seltenheit. Dabei spiegelt die Begriffsbildung in dieser Phase – ebenso wie in den Phasen zuvor – die Zielsetzung und die jeweiligen Adressaten des ethnopolitischen Engineering wider: Sollte sich in der Habsburger Zeit das Deutschtum finden – in Abgrenzung zu den umgebenden Sprach- und Religionsgruppen, die sich ebenfalls unter dem Banner einer Ethnizitätsbezeichnung formierten –, in der rumänischen Zeit die Zugehörigkeit als »buchenländische Deutsche« zu der größeren Kulturgemeinschaft der Deutschen betont werden, brauchte es in den neuen Realitäten der Bundesrepublik Deutschland nun einen klaren, einfachen Begriff, der analog zu anderen Gruppenbezeichnungen funktionierte und einen Wiedererkennungseffekt versprach. Zudem war der Begriff des Buchenlands beziehungsweise der Bukowina weniger belastet als der zuvor gebräuchliche des Deutschtums. Damit konnten sich die »Bukowina-Deutschen«, die zunächst UmsiedlerInnen und keine Vertriebene waren, einfacher in den bundesrepublikanischen Vertriebenendiskurs einschreiben – ihre einzige Chance auf Anerkennung auf gesamtnationaler Ebene. Die Herkunftsregion rückte an den Beginn des Nomens, das eine einheitliche Gruppe behauptete. Prominente ethnopolitische Akteure in dieser Phase waren häufig Personen, die sich bereits in rumänischer oder Habsburger Zeit für die Gruppenbildung eingesetzt hatten.[35] Manche mit starker NS-Belastung engagierten sich weiter sozialpolitisch und identitätsstiftend. Ein ganzes Set an Medien und Praktiken der Erinnerung an die alte Heimat entwickelte sich;[36] mit den Buchenlandsiedlungen in Büsnau bei Stuttgart und in Darmstadt konnten sich sogar zwei räumliche Zentren bilden.[37] Die Landsmannschaft hatte regionale und lokale Untergliederungen, die ein aktives Leben in den ersten

34 Hans Prelitsch (Hg.): 10 Jahre Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen 1949–1959. Gründung, Werdegang und Jubiläum, München o. J., S. 19. Der vorherige Name sei juristisch korrekt gewesen und habe »vieles zum Ausdruck« bringen können, aber doch zu umständlich.

35 In politisch exponierten Positionen waren in der Phase nur Männer tätig, doch es gilt in der Zukunft herauszuarbeiten, welche Rollen Frauen wann in der Landmannschaft einnahmen.

36 Vgl. Stephan Scholz, Maren Röger, Bill Niven (Hgg.): Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken, Paderborn 2015. Die Bukowinadeutschen kommen in dem Band nur marginal vor, was ein Spiegel ihrer Präsenz im Vertriebenenmilieu der Bundesrepublik ist und ebenfalls die Aufmerksamkeit der ForscherInnen spiegelt.

37 Zu beiden vgl. Fisher: Resettlers, S. 68–75. Weitere Zentren waren z. B. Treuchtlingen, Taufkirchen/Vils, Bächingen/Brenz, Wemding, Augsburg, Kirchseeon, Kirchheimbolanden, Lebenstedt u. a. (Preltisch: 10 Jahre Landsmannschaft, S. 8).

Nachkriegsjahrzehnten entwickelten. Verbunden blieben alle Organisierten durch Bundestreffen und die Verbandszeitung, die ein Sprachrohr und Band für die »Buchenlanddeutschen« sein wollte und von den Mitgliedern der Organisationen und darüber hinaus abonniert wurde.[38] Eine quantitative Auswertung der Zeitung, die erst *Mitteilungsblatt der Landsmannschaft der deutschen Umsiedler aus der Bukowina in Deutschland e. V.* hieß, um später in *Südost-Echo* und schließlich in *Der Südostdeutsche* umbenannt zu werden, zeigt, dass damals noch zahlreiche Eigenbezeichnungen verwendet wurden: Neben dem im Anfangsjahr 1949 deutlich dominierenden »Landsleute« schrieben die Redakteure häufig von den »buchenländischen Umsiedlern« oder »Bukowina-Umsiedlern«, konstituierten die Gruppe also zuerst über die Erfahrung des Heimatverlusts. Erst mit der Umbenennung der Landsmannschaft 1951 begann sich die Selbstbezeichnung der »Buchenländer« – noch vor dem Begriff der »Buchenlanddeutschen« – in der Zeitung durchzusetzen.[39]

Trotz des gefundenen Kollektivbegriffs der Landsmannschaft zeigten andere Entwicklungen, dass auch nach 1945 die Gruppenkohäsion ihre Grenzen hatte. In der Landsmannschaft selbst waren nie mehr als 5 bis 10 Prozent als Mitglieder engagiert, wobei an den Vergemeinschaftungstreffen deutlich mehr Personen teilnahmen.[40] Gründungen wie die Kaindl-Gesellschaft mit ihrem Organ *Kaindl-Archiv* (1978–2004) versammelten ausschließlich die kulturelle und wissenschaftliche Elite des ehemaligen Kronlandes.[41] Insgesamt konnten die umgesiedelten »Bukowina-Deutschen« nicht so mobilisiert werden, dass sie finanzstarke Stiftungen – wie etwa die Sudetendeutschen – und/oder Zentren für ihre Anliegen aufbauten – wie die SiebenbürgerInnen.[42] Gründe lagen in der quantitativen Überschaubarkeit der Gruppe, aber auch in anhaltenden Schwierigkeiten der Selbstidentifikation mit einer Gruppe aller »Bukowina-Deutschen«. Das Loyalitätsgefühl der Wohlhabenderen und der BildungsbürgerInnen mit der bäuerlichen Bevölkerung, auch der StadtbewohnerInnen mit den DörflerInnen, und vice versa hatte seine Grenzen, wie nicht zuletzt Interviews der letzten Jahre belegen.[43] So berichtete eine Frau, die sich nach der Eheschließung mit einem aus dem südbukowinischen Radautz (rum. Rădăuți) stammenden Mann sehr in der Landsmannschaft engagiert hatte, dass sie Arroganz von Seiten der NordbukowinerInnen empfunden habe:

> Die Nordbukowiner waren ein Club für sich, waren die besseren. Die waren die Studierten und Ding, und überhaupt Czernowitz, also das, was dann schon wieder weiter im Umkreis

38 Eine Einführung in die Geschichte der Zeitung bietet Michael Kabelka: Der Südostdeutsche. Grenzrevisionismus als Identitätsstiftung? Das Presseorgan der Deutschen aus der Bukowina von 1949 bis 1970. In: Röger, Weidle (Hgg.): Bukowina-Deutsche.

39 1949 war noch kein einziges Mal von Buchenlanddeutsche die Rede, 1951 dann bereits siebzehn Mal. Ich danke Anja Volkwein für die quantitative Auswertung.

40 Angabe nach Fisher: Resettlers, S. 79. In der Verbandszeitung wurde immer wieder zum Beitritt in die Landsmannschaft aufgefordert.

41 Zur Kaindl-Gesellschaft vgl. Prelitsch: 10 Jahre Landsmannschaft, S. 25.

42 Das Darmstädter Buchenlandheim wurde zwar von Bukowinern nicht zuletzt für Bukowiner aufgebaut, doch leben keine Bukowina-Deutschen mehr dort. Zudem war dies eine rein sozialpolitische Funktion; eine Institution des kulturellen Gedächtnisses konnten die Bukowina-Deutschen nicht ausbilden.

43 Für die folgenden Hinweise bedanke ich mich bei Alexander Weidle, der an einer einschlägigen Dissertation mit dem (Arbeits-)Titel »Institutionalisiertes Erinnern? Landsmannschaft und Lebensgeschichten der Bukowina-Deutschen« arbeitet. Er war maßgeblich für das Oral-History-Projekt »Bukowina-Deutsche«: Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen einer Gemeinschaft verantwortlich, dass durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) finanziert wurde und in dessen Rahmen und darüber hinaus ca. 130 Interviews geführt wurden.

> war, war schon wieder nicht so. Und Südbukowiner die waren einfache Leute, die haben aber viel besser zusammengehalten, so, also das war mein Empfinden als Außenseiter, ja.[44]

Ein anderer Befragter erzählte, dass er in der Zeitung immer nur die Südbukowina suche und »wenn was von Czernowitz kommt, dann ist es schon ein bisschen fremd«.[45] Zudem fällt auf, dass die Begriffe »Bukowina-« oder »Buchenlanddeutsche« sehr selten als Selbstbezeichnung verwendet werden und wenn überhaupt, dann vor allem von Personen, die im engeren Kontext der Landsmannschaft stehen, oder wenn von den Aktivitäten der Landsmannschaft erzählt wurde. In den meisten Fällen bezeichnen Befragte die deutschsprachig-christliche Bevölkerung der Bukowina und damit ihre Familie schlicht als »deutsch«, daneben benutzten sie aber auch Zuschreibungen wie »BuchenländerIn«, »ÖsterreicherIn«, »Alt-ÖsterreicherIn« oder »RumäniendeutscheR«. Zudem finden sich regionale Identifikationen. Personen aus Familien, in denen bis heute »zipserdeutsch« gesprochen wird, bezeichneten sich etwa als »ZipserInnen«.[46]

FAZIT

Am 21. Dezember 2018 reichte der Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen e. V. beim zuständigen Gericht in München den Antrag auf Auflösung des Vereins ein.[47] Damit gibt es in organisierter, überregionaler Form keine »Buchenlanddeutschen« mehr; einige regionale Organisationen bestehen aber weiterhin. Zudem trägt die Monatszeitschrift *Der Südostdeutsche*, die heute noch circa 900 Personen in Deutschland und anderen Ländern beziehen, weiterhin den Untertitel: *Buchenlanddeutsche Zeitung mit ständigen Berichten über die Südostdeutschen, über und aus Südost- sowie Osteuropa und über die Bukowiner in aller Welt*. Auch als Selbstbezeichnung behält der Begriff »Buchenlanddeutsche« für Personen in unterschiedlichen Teilen Deutschlands und Österreichs, weniger Rumäniens und der Ukraine, weiterhin Relevanz, wenngleich bis heute verwendete alternative Identitätsbegriffe wie »ZipserIn«, »Deutschböhme/Deutschböhmin« oder »CzernowitzerIn« deutlich auf die Grenzen der kollektivstiftenden Kraft des Kollektivbegriffs »Buchenlanddeutsche« verweisen. Insgesamt setzte sich der Begriff erst in der Bundesrepublik Deutschland durch, als die Landsmannschaft einen eindeutigen und analog zu anderen Gruppenbezeichnungen funktionierenden Kollektivbegriff vorschlug und die geteilte Erfahrung der Umsiedlung und des Heimatverlusts deutschsprachige BukowinerInnen unterschiedlicher Milieus zusammenbrachte. Vor der Umsiedlung, in der Habsburgischen und der rumänischen Zeit, hatte die Gruppenkohäsion, die vor allem in konfessionellen und soziokulturellen Unterschieden zu suchen war, über lange Zeit deutlichere Grenzen.

44 Vgl. Archiv des Bukowina-Instituts, Interviewsammlung, 2018_06, 00:36:47.
45 Ebenda, 2018_24, 03:24:05.
46 Ebenda, 2019_05, 2019_06.
47 Ewald Zachmann. In: Der Südostdeutsche, Jg. 70, Nr. 1, 20.1.2019, S. 1.

MAREN RÖGER studierte Geschichte und Kulturwissenschaften in Lüneburg und Breslau (pl. Wrocław), gefolgt von einer Promotion über die deutsch-polnischen Debatten über die Zwangsmigration der Deutschen an der JLU Gießen im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs »Medienereignisse«. Danach war sie mehrere Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Historischen Institut Warschau, bevor sie 2015 auf eine Juniorprofessur für die Geschichte Ostmitteleuropas an die Universität Augsburg wechselte. Seit 2017 leitet sie ein An-Institut der Universität, das der Bukowina gewidmet ist, wozu sie einschlägig publiziert hat. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Geschichte des multiethnischen und multireligiösen östlichen Europas sowie der Geschichte ethnischer Homogenisierung, der Gewaltgeschichte und der Erinnerungsgeschichte.
E-Mail: maren.roeger@philhist.uni-augsburg.de

A Significantly Limited Collective Term: the »Buchenlanddeutsche« (Bucovina Germans)

(Abstract)

Ever since the Habsburg Empire annexed the region of Bukovina in 1775, it encouraged migration from German-speaking countries to the sparsely populated territory on its Eastern borders. Although these immigrants spoke dialects of the same language and shared the Christian faith, for a long time, they did not conceive of themselves as a collective. They only became »Buchenlanddeutsche« through the actions of ethno-political entrepreneurs, who were active in the region since the end of the 19th century, under the pressure of Romanization policies in the interwar period, and in response to the influence of the »völkische Bewegung« in Germany; and, finally, as a consequences of resettlement in 1940/41, which brought with it the common experience of losing the homeland. This article explores, when and by whom the term »Buchenlanddeutsche« was coined and used, and the ethnopolitical entrepreneurs' diverse mental conceptions of the group. It further analyses the limits of this group identity and of the collective term »Buchenlanddeutsche« from the 19th century until today.

Wechselnde Loyalitäten, völkische Traditionen und kritische Selbstreflektion

Zur Begriffsgeschichte der Bessarabiendeutschen

Von Hans-Christian Petersen, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE), Oldenburg

> Wir sind eine kleine Gruppe, ohne Frage. Aber das darf uns nicht davon abhalten, das zu sein, was wir sind, und das zu tun, was uns aufgetragen ist. Die Geschichtsbücher sind voll von Beispielen kleiner Gruppen, die große Wirkungen erzielt haben, die als Sauerteig gewirkt haben, als Ferment, durch die weite Bereiche des menschlichen Lebens verwandelt worden sind. Man muß nicht über große Zahlen verfügen, um Wirkungen zu erzielen. Gott gebe, daß wir unserer Möglichkeiten bewußt werden, unsere Aufgabe sehen und das Unsere tun.[1]

Mit diesen Worten beendete Pastor Arnulf Baumann seine Rede auf dem Treffen der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen in Hannover Anfang September 1987. Baumanns Wort hatte Gewicht – bereits sein Vater, Immanuel Baumann, gehörte als Oberpastor der Bessarabiendeutschen in Rumänien ab 1936 und Mitbegründer des Hilfskomitees der Evangelisch-lutherischen Kirche aus Bessarabien in Westdeutschland 1946 zu den prägenden geistlichen Persönlichkeiten bessarabiendeutscher Geschichte samt ihrer politischen Funktionalisierung und retrospektiven Interpretation. Sein Sohn, Arnulf Baumann, übernahm 1977 den Vorsitz des Hilfskomitees und fungierte zum Zeitpunkt seiner Ansprache in Hannover zugleich als stellvertretender Bundesvorsitzender der Landsmannschaft. Nach der Fusion der verschiedenen bessarabiendeutschen Vereinigungen zum heute existierenden Bessarabiendeutschen Verein 2006 behielt er den stellvertretenden Vorsitz und gehörte bis 2020 zu den Mitherausgebern des *Jahrbuchs der Deutschen aus Bessarabien (Heimatkalender)*.[2]

Das Zitat Arnulf Baumanns soll im Folgenden als Ausgangspunkt dienen, um die Genese, Funktionen und Schwierigkeiten von Kollektivbegriffen am Beispiel der

1 Arnulf Baumann: Unsere Landsmannschaft und ihre Aufgaben. In: Heimatkalender. Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien 41 (1990), S. 25–30, hier: S. 29.

2 Cornelia Schlarb: 20 Jahre Mitarbeit und Mitherausgeber des Jahrbuches der Deutschen aus Bessarabien. Großer Dank an Arnulf Baumann. In: Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien 71 (2020), S. 186–188.

Bessarabiendeutschen zu illustrieren. Wer war dieses »Wir«, das Baumann beschwor, und welcher »Auftrag« kam der »Gruppe« zu? Seit wann existierte überhaupt eine Selbst- oder Fremdbeschreibung als »Bessarabiendeutsche«, welche alternativen Begrifflichkeiten gab es, und wie hat sich die Terminologie bis heute entwickelt? Auf diese bisher nicht gesondert untersuchten Fragen sollen erste, dem begrenzten Umfang entsprechend skizzenartige Antworten gegeben werden.

Den analytischen Rahmen wird Rogers Brubakers 2002 erstmals formulierte Kritik am Phänomen des »groupism« bilden.[3] Brubaker argumentierte hierbei nicht gegen die Existenz von »Gruppen« als solche, die in bestimmten historischen Konstellation als Teil der Selbst- oder Fremdzuschreibung für Menschen relevant waren, sondern gegen ein essenzialistisches Verständnis von »Gruppen« als naturgegebene Einheiten, die als vermeintlich vorwissenschaftliche Entitäten unreflektiert als gegeben angenommen werden. Dadurch werde, so Brubaker, das, was eigentlich Gegenstand der Forschung sein sollte, zum Ausgangspunkt derselben:

> Ethnic common sense – the tendency to partition the social world into putatively deeply constituted, quasi-natural intrinsic kinds – is a key part of what we want to explain, not what we want to explain things *with*; it belongs to our empirical data, not to our analytical toolkit.[4]

Zugleich machte Brubaker deutlich, dass dies nicht nur eine erkenntnistheoretische Frage oder eine Angelegenheit des ›richtigen‹ Sprachgebrauchs ist, sondern dass mit dem Sprechen über »Gruppen« diese immer auch (mit-)geschaffen werden:

> Apart from the general unreliability of ethnic common sense as a guide for social analysis, we should remember that participants' accounts – especially those of specialists in ethnicity such as ethnopolitical entrepreneurs […] often have what Pierre Bourdieu has called a *performative* character. By *invoking* groups, they seek to *evoke* them, summon them, call them into being. Their categories are *for doing* – designed to stir, summon, justify, mobilize, kindle and energize.[5]

Als ein zentrales Element dieser Konstruktion von »Gruppen« benannte Brubaker das »Framing« – die *ex post* erfolgende Interpretation historischer Zusammenhänge durch vermeintlich eindeutige Begrifflichkeiten, die ihrerseits wiederum in die Gegenwart zurückwirken. Damit verwies Brubaker auf die Rolle und die Verantwortung der Wissenschaft, die Kategorien der »ethnopolitical entrepreneurs« nicht zu reproduzieren und ihr die Aura der Wissenschaftlichkeit zu verleihen, sondern sie zum Ausgangspunkt der Analyse des Entstehens von »Gruppen« zu machen.

HISTORISCHER ABRISS

Bessarabien, am Nordwestufer des Schwarzen Meeres gelegen, umgeben von den Flüssen Dnister (ukr. Дністер/Dnister, rum. Nistru), Pruth (ukr. Прут/Prut, rum. Prut) und Donau, gehörte seit dem 14. Jahrhundert zum Fürstentum Moldau und stand ab dem 16. Jahrhundert unter osmanischer Suzeränität. 1812 kam das Gebiet

3 Rogers Brubaker: Ethnicity without Groups. In: Archives européennes de sociologie XLIII (2002) H. 2, S. 163–189. Die folgenden Zitate beziehen sich auf diese Erstveröffentlichung. Der Text erschien vier Jahre später als Teil eines gleichnamigen Aufsatzbandes erneut; ders.: Ethnicity without Groups. Cambridge MA, London 2006.

4 Brubaker: Ethnicity without Groups, S. 165.

5 Ebenda, S. 166.

infolge des Russisch-Türkischen Krieges unter russische Herrschaft. Nach einer kurzen Phase der Unabhängigkeit im Revolutionsjahr 1917 erfolgte im Dezember 1918 die Angliederung an Rumänien. 1940/41 und dann erneut im Sommer 1944 wurde in Nord- und Mittelbessarabien (inklusive der östlich des Dnister gelegenen Gebiete der heutigen Region Transnistrien) die Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik gegründet; Südbessarabien gehörte der Ukrainischen Sowjetrepublik an. Gegenwärtig ist Südbessarabien Teil der Ukraine, während Nord- und Mittelbessarabien sowie Transnistrien die Republik Moldau bilden.[6]

Die Einwanderung deutschsprachiger Bevölkerungsteile nach Bessarabien erfolgte im Kontext der Peuplierungspolitik, mit der Katharina II. und Alexander I. die Besiedlung und ökonomische Erschließung der Schwarzmeergebiete zu erreichen suchten. Ausgestattet mit bestimmten Privilegien wie freier Religionsausübung, begrenzter Selbstverwaltung und Befreiung von staatlichen Abgaben entstanden ab 1814 bis zum Ersten Weltkrieg rund 150 Siedlungen mit mehrheitlich, aber nicht ausschließlich deutschsprachiger Bevölkerung. In den Siedlungen lebten außer Lutheranern, die den Hauptanteil stellten, auch Katholiken, Reformierte und Mennoniten. Bessarabiendeutsche Geschichte war mithin für rund ein Jahrhundert Teil russländischer und schwarzmeerdeutscher Geschichte.[7]

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter Alexander II. 1874 bewirkte erste größere Auswanderungen der deutschsprachigen Bevölkerung aus Bessarabien ins benachbarte Rumänien, über die Donau in die Dobrudscha sowie nach Nord- und Südamerika.[8] Infolge der revolutionären Umwälzungen am Ende des Ersten Weltkriegs fanden sich, nach einer kurzen Phase der Selbständigkeit Bessarabiens, die verbliebenen Bessarabiendeutschen dann 1918 als eine der zahlreichen Minderheiten im multiethnischen, territorial erheblich angewachsenen Königreich Rumänien wieder. Die Volkszählung von 1930 wies rund 2.860.000 Menschen auf dem Gebiet Bessarabiens aus, deren Mehrheit (56,2 Prozent) die moldauische, rumänischsprachige Bevölkerung stellte. Neben größeren Minderheitengruppen wie Russen (12,3 Prozent), Ukrainern (11 Prozent), Juden (7,2 Prozent), Bulgaren (5,7 Prozent) und Gagausen (3,4 Prozent) hatten die Deutschen einen Anteil von 2,8 Prozent an der Gesamtbevölkerung Bessarabiens. Sie konzentrierten sich im Süden, wo sie gut 16 Prozent der

6 Die Geschichte Bessarabiens ist aufgrund ihrer wechselnden staatlichen Zugehörigkeiten zumeist Teil der entsprechenden Imperial- bzw. Nationalgeschichten. Als Überblicke zur Region an sich sei verwiesen auf George Ciorănescu: Bessarabia, Disputed Land Between East and West. München 1984; Cornelia Schlarb: Bessarabien. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, <omelexikon.uni-oldenburg.de/p32551>, 16.2.2015.

7 Hierzu nach wie vor grundlegend und mit einer vergleichenden Perspektive Detlef Brandes: Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurussland und Bessarabien 1751–1914. München 1993. Ebenfalls komparatistisch angelegt Marianna Hausleitner: Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941. Zur Minderheitenpolitik Russlands und Großrumäniens. München 2005. Weiterhin zu nennen sind Cornelia Schlarb: Tradition im Wandel. Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Bessarabien 1814–1940. Köln u. a. 2007; Ute Schmidt: Die Deutschen aus Bessarabien. Eine Minderheit in Südosteuropa. (1814 bis heute.) Köln 2003. Der Begriff »russländisch« bzw. »Russländisches Reich« bringt den multiethnischen Charakter des Imperiums und die im Russischen übliche Differenzierung zwischen »russkij« (russisch) und »rossijskij« (russländisch) zum Ausdruck. Die Bessarabiendeutschen sind ein Beispiel dafür, dass das Russländische Reich zwar mehrheitlich, aber nicht ausschließlich russisch (im Sinne von russischer Sprache und orthodoxem Glauben) war.

8 Vgl. Deutsches Kulturforum östliches Europa (Hg.): Nach Übersee! Deutschsprachige Auswanderer aus dem östlichen Europa um 1900. Potsdam 2015; Tara Zahra: The Great Departure: Mass Migration from Eastern Europe and the Making of the Free World. New York 2016.

Einwohnerschaft des Kreises Akkerman (ukr. Білгород-Дністровський/Bilhorod-Dnistrowskyj, rum. Cetatea Albă) ausmachten.[9]

Die einschneidendste Zäsur bessarabiendeutscher Geschichte stellt das Jahr 1940 dar. Infolge des Hitler-Stalin-Pakts vom August 1939 nahm die Rote Armee Ende Juni 1940 Bessarabien ein. Es folgte die Umsiedlung nahezu sämtlicher Angehöriger der deutschen Minderheit durch die Volksdeutsche Mittelstelle (VoMi). Gemäß der NS-Propaganda wurden die Umsiedler »Heim ins Reich« geholt; tatsächlich wurden ihnen jedoch im besetzten Polen Höfe zuvor gewaltsam vertriebener, polnischer Familien zugewiesen. Die Umsiedlung war Teil der langfristig angelegten Siedlungs-, Vertreibungs-, »Umvolkungs-« und Vernichtungspolitik des NS-Regimes.[10]

Anfang 1945 folgte die Flucht aus dem »Warthegau« vor der Roten Armee Richtung Westen. Wer nicht rechtzeitig fliehen konnte, geriet in sowjetische Gefangenschaft und wurde nach Sibirien, Kasachstan und in andere Gebiete der UdSSR zwangsumgesiedelt.[11] Viele überlebten dies nicht. Von den rund 93.000 Menschen, die 1940 umgesiedelt worden waren, lebten gemäß der Heimatortskartei 1964 knapp 79.000 Bessarabiendeutsche in der Bundesrepublik Deutschland.[12]

LOYALITÄTEN UND BEGRIFFLICHKEITEN BIS 1945

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierte unter den in Bessarabien lebenden deutschsprachigen Siedlern kein übergreifendes Gruppenbewusstsein. Es dominierte ein »vornationales Politikverständnis«[13] mit konfessionellen und lokalen Zugehörigkeiten. Strenge Religiosität und Frömmigkeit prägten das Leben in den Siedlungen, in denen bis zum Ersten Weltkrieg auch das Schulwesen in der Hand der kirchlichen Gemeinden lag.[14] Die Pflege der deutschen Sprache war kein Ausdruck eines auf »Deutschland« ausgerichteten Selbstverständnisses, sondern entsprang der grundsätzlichen Wertschätzung von Traditionen. Vielmehr lässt sich für die bessarabischen Siedler ein hohes Maß an Loyalität zum russischen Zarenhaus konstatieren, wie es für die deutschsprachige Bevölkerung im gesamten Russländischen Reich charakteristisch war. Dies korrespondierte mit den Fremdbeschreibungen seitens des russischen Staates, der die Immigranten zunächst als »Ausländer« (inostrancy) und dann als

9 Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938). München 1996, S. 50–54. Zur Zwischenkriegszeit in Bessarabien neben den in Anm. 7 genannten Werken auch Olga Schroeder: Die Deutschen in Bessarabien 1914–1940. Eine Minderheit zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Stuttgart 2012.

10 Zur Umsiedlung aus Bessarabien sowie zur nationalsozialistischen ›Germanisierungs‹- und Vernichtungspolitik u. a. Dirk Jachomowski: Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudschadeutschen. Von der Volksgruppe in Rumänien zur »Siedlungsbrücke« an der Reichsgrenze. München 1984; Götz Aly: »Endlösung«. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden. Frankfurt am Main 1995; Isabel Heinemann: »Rasse, Siedlung, deutsches Blut«. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas. Göttingen 2003; Markus Leniger: Nationalsozialistische »Volkstumsarbeit« und Umsiedlungspolitik 1939–1945. Von der Minderheitenbetreuung zur Siedlerauslese. Berlin 2006; Andreas Strippel: NS-Volkstumspolitik und die Neuordnung Europas. Rassenpolitische Selektion der Einwandererzentralstelle des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD (1939–1945). Paderborn 2011; Heinz Fieß: Die »Rückführung« der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen. Umsiedlung 1940, Aufenthalt in den Lagern und Ansiedlung in Polen. Göppingen 2015.

11 Schmidt: Die Deutschen aus Bessarabien, S. 255–278.

12 Jachomowski: Die Umsiedlung, S. 203. Zu den Heimatortskarteien und ihrer politischen Relevanz im Rahmen der bundesdeutschen Anerkennungsverfahren jetzt Jannis Panagiotidis: The Unchosen Ones. Diaspora, Nation, and Migration in Israel and Germany. Bloomington IN 2019, S. 45–56.

13 Schmidt: Die Deutschen aus Bessarabien, S. 80.

14 Hierzu eingehend Luminița Fassel: Das deutsche Schulwesen in Bessarabien 1812–1940. Eine komparativhistorische und sozio-kulturelle Untersuchung. München 2000; sowie Schlarb: Tradition im Wandel.

»Kolonisten« (kolonisty) und »Deutsche« (nemcy) erfasste. »Nemcy« waren in diesem Kontext russländische Untertanen deutscher Nationalität, aber keine »Reichsdeutschen« (nemcy-germancy).[15] Entsprechend existierte bis zur Zwischenkriegszeit auch keine Selbstbeschreibung als »bessarabiendeutsch«, ebenso wie sich der Begriff »russlanddeutsch« vor 1918 nicht in den Quellen nachweisen lässt. Hieran änderten auch die nationalkulturellen Bewegungen unter der deutschsprachigen Bevölkerung nichts, die sich als Reaktion auf die Umbrüche im Russländischen Reich im Zuge der Revolution von 1905 und auf die deutschfeindlichen Stellungnahmen russischer Nationalisten zu Beginn des 20. Jahrhunderts artikulierten. Der Bezugsrahmen blieb, wie etwa im Fall der wolgadeutschen »Intelligencija«,[16] überwiegend regional begrenzt, und die Forderungen nach einem Schutz der kulturellen Traditionen wurden an das russische Herrscherhaus beziehungsweise, nach der Februarrevolution 1917, an die Provisorische Regierung gerichtet, aber nicht an die deutsche Reichsregierung. Was es mithin bis zur Zwischenkriegszeit weder in Bessarabien noch in Russland insgesamt gab, war ein übergreifendes, auf den deutschen Staat oder eine deutsche »Volksgemeinschaft« gerichtetes Bewusstsein.[17]

Mit Ende des Ersten Weltkriegs veränderte der Status als Minderheit im neuen, großrumänischen Staat auch die bessarabiendeutschen Selbstbeschreibungen. Ab 1919 erschien die *Deutsche Zeitung Bessarabiens*, ab 1920 der *Deutsche Volkskalender für Bessarabien*, und im Juli desselben Jahres erfolgte in Tarutino (ukr. Тарутине/Tarutyne, rum. Tarutina) die Konstituierung des Deutschen Volksrats Bessarabiens. 1926 wurde die Bessarabische Deutsche Volksgemeinschaft als Dachverband aller Bessarabiendeutschen ins Leben gerufen. Der Aufbau der Organisationen orientierte sich am Vorbild der bereits etablierten siebenbürgischen Institutionen. Entsprechend schloss sich der Volksrat auch dem Verband der Deutschen in Großrumänien an.[18]

Die Terminologie (»Volksgemeinschaft«) verweist auf die Notwendigkeit einer genauen Lektüre. Denn trotz aller Konfliktthemen mit den verschiedenen Regierungen, insbesondere in der Schul- und Bildungspolitik, blieb die Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung Bessarabiens dem rumänischen Staat gegenüber bis in die 1930er-Jahre loyal. Deutlich wurde dies unter anderem im Jahr 1924, als deutschsprachige Kolonisten gemeinsam mit rumänischen Soldaten einen Aufstand in Tatar Bunar (ukr. Татарбунари/Tatarbunary) niederschlugen, dessen Anführer aus Sowjetrussland stammten.[19] Zudem saß bis 1937 in der Person des Oberpastors Daniel Hasse (1877–1939) ein Vertreter der Bessarabiendeutschen im Parlament in Bukarest (rum. București) und wirkte an der Entscheidungsfindung des rumänischen Staates mit. Die Selbstbeschreibung als »deutsch« und/oder »bessarabiendeutsch« ging mehr-

15 Brandes: Von den Zaren adoptiert, S. 474–548; Dittmar Dahlmann, Ralph Tuchtenhagen (Hgg.): Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860–1917. Essen 1994; James W. Long: From Privileged to Dispossessed. The Volga Germans 1860–1917. Lincoln, London 1998; Dmytro Myeshkov: Die Schwarzmeerdeutschen und ihre Welten 1781–1871. Düsseldorf 2008.

16 Viktor Krieger: Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen. Bonn 2015, S. 69–77.

17 Vgl. Dietmar Neutatz: Die »deutsche Frage« im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien: Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). Stuttgart 1993.

18 Olga Schroeder-Negru: Bibliographie zur Geschichte und Kultur der Bessarabiendeutschen 1918–1940. Essen 2001; Schroeder: Die Deutschen in Bessarabien, S. 252–280.

19 Vgl. hierzu Schroeder: Die Deutschen in Bessarabien, S. 105–117. Mariana Hausleitner betont, dass die Deutschen 1918 am positivsten von allen Minderheiten auf den Anschluss an Rumänien reagierten, weil sie sich Schutz vor den Bolschewisten versprachen: Hausleitner: Deutsche und Juden, S. 141.

heitlich mit einem Rekurs auf Bessarabien als »Heimatland«[20] innerhalb Rumäniens einher.

Neben diesen Entwicklungen in Bessarabien lassen sich völkische Aktivisten eines transnationalen Nationalismus benennen, die im Sinne Brubakers als »ethnopolitical entrepreneurs« zwischen dem Deutschen Reich und der Region agierten. Exemplarisch genannt seien Heinrich Roemmich, der 1932 von Tarutino ins Deutsche Reich ging und nach 1945 zu den Mitbegründern der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (LmDR) zählte,[21] Carl Uhlig und Karl Stumpp. Uhlig, Gründungsmitglied und langjähriges Vorstandsmitglied des Deutschen Ausland-Instituts (DAI) in Stuttgart sowie im Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA) aktiv, förderte in Tübingen und Stuttgart gezielt die »auslandsdeutschen« Studierenden und trat mit mehreren Publikationen zur »Bessarabischen Frage« hervor.[22] Das Interesse an Bessarabien entstand durch den Austausch mit schwarzmeerdeutschen Studenten, zu denen unter anderem Georg Leibbrandt und Karl Stumpp gehörten. Diese wurden ihrerseits durch das burschenschaftlich-völkische Milieu in Tübingen geprägt: Stumpp erhielt durch die Vermittlung Carl Uhligs Stipendien vom DAI zur Finanzierung seines Studiums und gehörte zu den Begründern der »Vereinigung der in Tübingen studierenden Auslanddeutschen« und des »Vereins deutscher studierender Kolonisten«, in denen auch viele bessarabiendeutsche Studenten organisiert waren.[23] 1922 promovierte Stumpp bei Uhlig mit einer Arbeit über *Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet*,[24] um anschließend als Lehrer an das Mädchengymnasium nach Tarutino zu gehen. Über seine Lehrertätigkeit hinaus entwickelte er in Bessarabien ein breites Feld an Aktivitäten: Er gehörte dem Verwaltungsrat des Schulvereins sowie dem Vorstand des Hochschulverbandes an, war Mitglied des Kirchen- und des Männerchors, engagierte sich in Jugendvereinen, war Vertrauensmann des in Sarata (rum. Sărata) ansässigen Kulturhistorischen Museums der deutschen Kolonisten Bessarabiens und begründete deutsche Büchereien in Tarutino sowie in benachbarten Dörfern.[25] Zugleich unterhielt er enge Verbindungen ins Deutsche Reich, sowohl zum VDA, der die Tarutinoer Gymnasien finanziell unterstützte und von dem ein wesentlicher Teil der Bücherbestände stammte, sowie zum DAI, als dessen Vertrauensmann in Bessarabien Stumpp fungierte und das er laufend mit »heimatkundlichem Material«[26] versorgte. Neben diesen diversen Ämtern

20 Am prominentesten kommt dies vermutlich im von Albert Mauch 1922 komponierten »Heimatlied« zum Ausdruck, in dem Gott darum angerufen wird, »uns deutsch und rein« zu erhalten und Bessarabien, »unser Heimatland«, zu schützen. Text u. a. in: Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1924, S. 71.

21 Zu seiner Biografie Hans-Werner Retterath: »Volk auf dem Weg«. Zur Entwicklung eines ethnischen Selbstverständnisses. In: ders. (Hg.): Russlanddeutsche Kultur: eine Fiktion? Freiburg 2006, S. 67–109, hier: S. 106.

22 Carl Uhlig: Allerhand aus Bessarabien. In: Hirt's Literatur-Bericht 33/34 (1926), September/Oktober, S. 493–500; ders.: Die Bessarabische Frage. Eine geopolitische Betrachtung. Breslau 1926.

23 Universitätsarchiv Tübingen (UAT), Mitglieder-Verzeichnis der studentischen Corporationen, S.S. 1910 – S.S. 1921; Schroeder: Die Deutschen in Bessarabien, S. 268.

24 Karl Stumpp: Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet, dem früheren Neu-(Süd)-Russland. Ein siedlungs- und wirtschaftsgeographischer Versuch. Stuttgart 1922.

25 Karl Stumpp: Ein Leben für mein Volkstum. In: Heimatbuch der Bessarabiendeutschen 29 (1978), S. 94–111; Schlarb: Tradition im Wandel, S. 401; Der Vorstand des deutsch-bassarabischen Hochschulverbands. In: Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1927, S. 39; Das kulturhistorische Museum der deutschen Kolonisten Bessarabiens. Zum 10-jährigen Bestehen 1922–1932. In: Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1933, S. 65–76, hier: S. 71.

26 Stumpp: Ein Leben für mein Volkstum, S. 101, S. 103f. Zur Unterstützung der Gymnasien durch den VDA auch Schlarb: Tradition im Wandel, S. 506–509.

und Funktionen begann er mit der statistischen Erfassung des »Deutschtums« in der Region. Er führte eine erstmalige Bestandsaufnahme des deutschen Landbesitzes in Bessarabien durch, regte im Kreis der Lehrerkonferenzen das Verfassen von Dorfchroniken an und wertete, mittels Rundschreiben an die Gemeinden und mit Hilfe der Lehrerschaft sowie einiger Schülerinnen und Schüler,[27] systematisch die deutschen Gemeinde- und Kirchenbücher aus. Er lieferte damit den statistischen und kartografischen Unterbau für das völkische Narrativ der Russland- und Bessarabiendeutschen als »auslandsdeutsche Volksgruppe«, die nicht mehr über ihre regionale Zugehörigkeit und als nationale Minderheit des rumänischen Staates gedacht wurde, sondern als Teil des »Auslandsdeutschtums«.[28]

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme kehrte Stumpp ins Deutsche Reich zurück. Als Landesgeschäftsführer Württemberg des VDA in Stuttgart wurde er zur entscheidenden Person bei allen Bessarabien betreffenden Fragen. Er nutzte diese Position, um durch eine gezielte Steuerung der Mittelvergabe und eine entsprechende Personalpolitik die Schaffung einer einheitlichen »Volksgruppe« in Bessarabien voranzutreiben.[29] Unter seiner Ägide erfolgte eine gezielte Förderung der nationalsozialistischen Organisationen vor Ort, darunter der Nationalen Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien (NEDR) in Tarutino sowie des *Deutschen Volksblatts*, das ab Februar 1935 als NS-Zeitung in Konkurrenz zur *Deutschen Zeitung Bessarabiens* erschien.[30] Begrifflich rekurrierten Ethnomanager wie Karl Stumpp ebenfalls auf die »Deutschen in Bessarabien« (beziehungsweise das »Deutschtum in Bessarabien«), teilweise auch auf die »Bessarabiendeutschen« – die von ihnen angestrebte »Volksgemeinschaft« war jedoch eine grundlegend andere als die erwähnte Bessarabische Deutsche Volksgemeinschaft, die sich 1926 als Dachverband aller Bessarabiendeutschen gegründet hatte.[31]

Die Konsequenzen dieser völkischen Radikalisierung zeigten sich für die Bessarabiendeutschen 1940. Während die Umsiedlung vielen zunächst als Rettung vor der sowjetischen Herrschaft erschien, wurde die Kluft zwischen der offiziell propagierten

27 Karl Stumpp: Das weltweite Wandern der russlanddeutschen Kolonisten. In: Deutsche Post aus dem Osten 11 (1939), H. 10/11, S. 9–12.

28 Zum Konzept des ›Auslandsdeutschtums‹ Rainer Münz, Rainer Ohliger: Auslandsdeutsche. In: Etienne François, Hagen Schulze (Hgg.): Deutsche Erinnerungsorte, Band 1. München 2001, S. 370–388; Bradley D. Naranch: Inventing the Auslandsdeutsche. Emigration, Colonial Fantasy, and German National Identity, 1848–1871. In: Eric Ames, Marcia Klotz, Lora Wildenthal (Hgg.): Germany's Colonial Past. Lincoln u. a. 2005, S. 21–41; Stefan Manz: Constructing a German Diaspora: The »Greater German Empire«, 1871–1914. New York, London 2014; Cornelia Eisler: Auslandsdeutschtum. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/auslandsdeutschtum>, 7.9.2015.

29 Hans-Christian Petersen: The Making of Russlanddeutschtum. Karl Stumpp oder die Mobilisierung einer ›Volksgruppe‹ in der Zwischenkriegszeit. In: Cornelia Eisler, Silke Göttsch-Elten (Hgg.): Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. Wissenschaftliche Konzeptionen, mediale Vermittlung, politische Funktion. Münster, New York 2017, S. 163–191.

30 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch), R 57/2462, Ergebnis der Besprechungen zwischen VDA Landesverband Württemberg (Krehl, Stumpp) und Vertretern des Deutschen Volksrats für Bessarabien (Broneske, Fuchs, Wagner, Hahn), o. D. [ca. 1934/35]. Hierzu auch: Stefanie Wolter: NS-Einfluss auf die Deutschen in Bessarabien. Eine Pressedokumentation. Stuttgart 2013.

31 In diesem Sinne auch die die Lemmata »Bessarabien« in: Hugo Grothe (Hg.): Grothes Kleines Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums. München, Berlin 1932, S. 57–60; sowie in: Carl Petersen u. a. (Hgg.): Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Erster Band. Breslau 1935, S. 390–422. Zum Prozess der gezielt vorangetriebenen Radikalisierung ebenso Mariana Hausleitner: Die Radikalisierung von Deutschen in Rumänien vor ihrer Gleichschaltung 1933–1937. In: Burkhard Olschowsky, Ingo Loose (Hgg.): Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa. Ideologie, Machtausbau, Beharrung. München 2016, S. 189–209.

»Heimkehr«[32] und den tatsächlichen Zielen des NS-Regimes bald deutlich. Dies gilt insbesondere für diejenigen, die nicht umgesiedelt wurden: die »unerwünschten« Bessarabiendeutschen, die bei der »Durchschleusung« der Selektion zum Opfer fielen und im Rahmen der NS-»Euthanasie« ermordet wurden. Die Inklusion in das »Wir« der »Volksgemeinschaft« beinhaltete zugleich die Exklusion der »Minderwertigen«; Selektion wurde zum »konstituierenden Element dieser neuen Siedlergesellschaft«.[33] Dieser Zusammenhang von Umsiedlung und Auslese wurde zeitgenössisch wie auch nach 1945 verschwiegen, und erst in den letzten Jahren wissen wir etwas mehr über diese Kehrseite der triumphalen Geschichte von der vermeintlichen »Heimkehr«.[34]

KONTINUITÄT UND WANDEL NACH 1945

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entwickelten sich in Westdeutschland zwei bessarabiendeutsche Organisationen: das Hilfskomitee der Evangelisch-lutherischen Kirche aus Bessarabien (bis Ende 1946: Hilfswerk für die evangelischen Umsiedler aus Bessarabien und der Dobrudscha) als geistliche Dachorganisation und die Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen e. V. (bis 1958: Gemeinschaft der deutschen Umsiedler aus Bessarabien). Beide waren durch einen gemeinsamen Bundesvorstand verbunden.[35] Hinzu kam das 1952 gegründete Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien, das heute mit Ausstellungsfläche, Bibliothek, Archiv und Verwaltungsräumen im Heimathaus in Stuttgart untergebracht ist. 2005 erfolgte die Fusion von Hilfskomitee, Landsmannschaft und Heimatmuseumsverein zu einem einzigen Bessarabiendeutschen Verein.[36]

Die bessarabiendeutschen Interessensorganisationen entwickelten sich in räumlicher Nähe zur Landsmannschaft der Deutschen aus Russland im Stuttgarter Osten, aber doch unabhängig von dieser. Beide Landsmannschaften verband zwar eine gemeinsame russländische Geschichte, und auch die Personen, die nach 1945 in Westdeutschland verbandspolitisch aktiv waren, kannten sich in aller Regel mindestens seit der Zwischenkriegszeit. Aber die Entwicklungen nach 1918 – einerseits als Minderheit in Rumänien mit der Zäsur der Aussiedlung 1940, andererseits die lange Zeit in der Sowjetunion, mit der deutschen Besatzungsherrschaft in der westlichen Ukraine und den Zwangsumsiedlungen unter Stalin aus den östlichen Schwarzmeergebieten, von der Wolga und aus dem Kaukasus nach Sibirien und Kasachstan – waren doch so unterschiedlich, dass man sie nach 1945 als getrennte Wege interpretierte. Dies schlug sich entsprechend in den Selbstbeschreibungen nieder: »Bessarabien-

32 Vgl. Andreas Pampuch: Heimkehr der Bessarabiendeutschen. Breslau 1941.

33 Maria Fiebrandt: Auslese für die Siedlergesellschaft. Die Einbeziehung Volksdeutscher in die NS-Erbgesundheitspolitik im Kontext der Umsiedlungen 1939–1945. Göttingen 2014, S. 615.

34 Neben der erwähnten Studie von Maria Fiebrandt sowie den grundlegenden Arbeiten von Götz Aly sind für die Bessarabiendeutschen vor allem die jahrelangen Forschungen von Susanne Schlechter (Oldenburg) zu nennen. Die Publikation ihrer Dissertation zur NS-»Euthanasie« im Rahmen der Umsiedlung in der Schriftenreihe des BKGE Oldenburg ist in Vorbereitung. Zur Bukowina jetzt Mariana Hausleitner: »Viel Mischmasch mitgenommen«. Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen. Berlin, Boston 2018.

35 Eine wissenschaftlich fundierte Darstellung der bessarabiendeutschen Interessensorganisationen nach 1945 steht bisher aus. Als kurzer Überblick aus landsmannschaftlicher Perspektive sei verwiesen auf: Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen e. V. (Hg.): Festschrift zur Jubiläumsfeier »Unsere Umsiedlung vor 50 Jahren« beim Bundestreffen auf dem Killesberg in Stuttgart am 14. Oktober 1990, S. 26–45.

36 Vgl. <https://www.bessarabien.de/>, 9.7.2020.

deutsche« oder »Deutsche aus Bessarabien« einerseits, »Russlanddeutsche« oder »Deutsche aus Russland« andererseits.[37]

Der Versuch der Konstituierung einer Gemeinschaft erfolgte bei den Bessarabiendeutschen ähnlich wie bei anderen deutschen Gruppen aus dem östlichen Europa neben der ausgeprägten Religiosität maßgeblich über die Heimatpresse. Im Falle der Bessarabiendeutschen waren dies der *Heimatkalender*, das *Heimatbuch*, das gemeinsam von Hilfskomitee und Landsmannschaft herausgegebene *Mitteilungsblatt* sowie die *Kirchlichen Nachrichten*. Diese Periodika waren die »Speicherort[e] des Gruppengedächtnisses«,[38] in die einerseits individuelle Erinnerungen aus dem Bereich des kommunikativen Gedächtnisses Eingang fanden, die andererseits aber zugleich ein »wichtiges Moment der Selbstdefinition der Gruppe« darstellten und damit das kulturelle Gedächtnis der Bessarabiendeutschen maßgeblich formten. Vor allem in den ersten Jahren dominierten in ihnen die Erinnerung an die verlorene »Heimat« Bessarabien, in einer Melange aus einer idealisierten, vorindustriellen Welt und der Beschreibung einer gemeinsamen Leidenserfahrung. Die Umsiedlung 1940 war dabei nicht Gegenstand offener Kritik, wurde aber auch nicht glorifiziert:

> 1940 hat unser Leidensweg begonnen. Erst heute wissen wir, was wir verlassen haben. […] Mit dem Verlust unserer Heimat haben wir ein Stück unseres Selbst verloren, ein Riß ist in unseren Herzen entstanden, der nicht mehr heilen will. […] Seit 1940 geht unser Weg immer tiefer ins dunkle Tal hinab.[39]

Teilweise fanden sich auch kritische Töne, etwa wenn berichtet wurde, dass man in Anbetracht der enteigneten polnischen Höfe und der Vertreibung der vorherigen Besitzer immer wieder die Besorgnis gehört habe »Unrecht Gut gedeiht nicht«, oder wenn das bis 1940 gute Zusammenleben mit den russischen Nachbarn betont wurde.[40] Deutlich anders stellte sich dies dann mit größerer zeitlicher Distanz dar: 1990 schrieben Artur Kraenbring und Robert Kienzle über die Umsiedlung affirmativ: »Mit einem Abstand von einem halben Jahrhundert müssen wir heute dankbar bekennen, daß uns damals überhaupt nichts Besseres hätte geschehen können […]«, und sie beklagten die fehlende Anerkennung in der Bundesrepublik, die bereits in der Bezeichnung als »Aussiedler« zum Ausdruck komme: »Wie unterschiedlich der Empfang 1940 und 1990! Schon in der Bezeichnung liegt die Verkennung der Situation. Es handelt sich doch eigentlich um ›Rücksiedler‹!«[41] Und die Landsmannschaft brachte zum 50. Jahrestag der Umsiedlung eine »Festschrift« heraus, in der sich unter anderem eine Abbildung des Bundesvorsitzenden Edwin

37 Die Frage der Selbstbezeichnung war unter den russlanddeutschen Verbandsaktivisten Gegenstand wiederholter Diskussionen, da sie direkt mit der Frage des Selbstverständnisses und der Interpretation der ›eigenen‹ Geschichte zusammenhing. Vgl. hierzu am Beispiel der US-amerikanischen Organisationen der »Germans from Russia« Eric Schmaltz: What's in a Name? Russian Germans, German Russians, or Germans from Russia, and the Challenge of Hybrid Identities. In: Victor Dönninghaus, Jannis Panagiotidis, Hans-Christian Petersen (Hgg.): Jenseits der »Volksgruppe«. Neue Perspektiven auf die Russlanddeutschen zwischen Russland, Deutschland und Amerika. Berlin, Boston 2018, S. 41–73.

38 Dieses und das folgende Zitat Jutta Faehndrich: Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen. Köln, Weimar, Wien 2011, S. 91.

39 Immanuel Baumann: Geleitwort. In: Bessarabischer Heimatkalender 1950, S. 3–5, hier: S. 3f.

40 Vgl. die Zitate bei Faehndrich: Eine endliche Geschichte, S. 158–160.

41 Artur Kraenbring und Robert Kienzle: Zum Geleit. In: Heimatkalender. Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien 41 (1990), S. 3.

Kelm bei der Festansprache 1988 findet. Hinter Kelm prangt groß die Aufschrift: »Unsere Heimat ist Deutschland.«[42]

Zugleich lässt sich die demonstrative Betonung Deutschlands als »Heimat« aber auch als klare Absage an jeglichen Revisionismus lesen – die Landsmannschaft Schlesien unter Herbert Hupka wollte noch 1985 ihr Jahrestreffen unter dem Motto »40 Jahre Vertreibung – Schlesien bleibt unser« abhalten und konnte erst nach massivem politischen Druck zum Verzicht auf die Aussage bewegt werden. Für eine solche Lesart steht unter anderem Arnulf Baumann, und damit sei der Bogen zum eingangs angeführten Zitat geschlagen: In seiner Rede auf dem Treffen der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen in Hannover 1987 unterstrich Baumann nämlich das »unverwechselbare […] eigene […] Gesicht« der bessarabiendeutschen Landsmannschaft, das sie nicht »ununterscheidbar in den Reihen der anderen Landsmannschaften aufgehen« lasse. Dadurch, dass man nicht 1945 aus früherem Reichsgebiet vertrieben worden sei, sondern die Heimat bereits 1940 verloren habe, habe man zwar ebenfalls »am Verlust der Heimat schwer zu tragen«, dieser sei jedoch »schon bald als endgültig erschienen […].« Man könne zwar »Verständnis aufbringen« für die Auffassungen anderer Landsmannschaften, müsse aber

> doch deutlich sagen, daß es nicht unsere Position ist. Und die anderen Landsmannschaften, der Bund der Vertriebenen insgesamt und auch die breitere Öffentlichkeit täten gut daran, wahrzunehmen, daß es auch Landsmannschaften wie die unsere gibt mit ihrer besonderen Erfahrung und Haltung.[43]

Und Baumann wurde noch deutlicher: Die »doppelte Erfahrung des Heimatverlustes« bringe die Bessarabiendeutschen nicht nur den deutschen Aussiedlern näher, die jetzt nach Deutschland kämen, sondern auch

> den Flüchtlingen und Asylbewerbern aus andern Völkern und Ländern […], die bei uns Schutz und Aufnahme suchen. Die generationenlange Erfahrung im Zusammenleben mit anderen Völkern […] sollte uns eigentlich immun machen gegen jede Art von Ausländerfeindlichkeit.[44]

Eine bemerkenswerte Aussage für einen stellvertretenden Vorsitzenden einer deutschen Landsmannschaft im Jahr 1987, mit der sich andere Landsmannschaften heute noch schwertun würden.

FAZIT

Der Bessarabiendeutsche Verein ist seinen eigenständigen Weg weitergegangen und hat auf diesem auch eine kritische Untersuchung der eigenen Geschichte nicht ausgespart. Ende 2008 wurde eine Historische Kommission zur Untersuchung der Rolle der Bessarabiendeutschen in der Zeit des Nationalsozialismus eingesetzt. Seit Juli 2016 erinnern Gedenktafeln im Eingangsbereich des Hauses der Bessarabiendeut-

42 Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen (Hg.): Festschrift, S. 44. Für eine kritische Einordnung der bildlichen Inszenierung der »Heimkehr« Elizabeth Harvey: Documenting Heimkehr. Photography, Displacement and ›Homecoming‹ in the Nazi Resettlement of the Ethnic Germans, 1939–1940. In: Jennifer Evans, Paul Betts, Stefan-Ludwig Hoffmann (Hgg.): The Ethics of Seeing. Photography and Twentieth-Century German History. New York, Oxford 2018, S. 79–107.

43 Baumann: Unsere Landsmannschaft, S. 26f.

44 Ebenda, S. 27f.

schen in Stuttgart an die Opfer der NS-»Euthanasie« im Rahmen der Umsiedlung.[45] Im Oktober 2018 wurden sie um die noch ermittelbaren Namen der Ermordeten ergänzt, um den vergessenen Opfern zumindest auf diesem Weg ihre Individualität zurückzugeben.[46] All dies geschah nicht ohne Widerstände und schwierige Diskussionen – die Existenz der Gedenkstätte ist maßgeblich den beharrlichen Forschungen Susanne Schlechters (Oldenburg) zu verdanken.[47] Aber dennoch macht ein vergleichender Blick auf andere deutsche Landsmannschaften (wobei die Bessarabiendeutschen seit 2006 als Verein organisiert sind) rasch deutlich, dass es sich hier um eine bemerkenswerte Entwicklung handelt.[48] Denn auch die bessarabiendeutsche Begriffsgeschichte entstammt maßgeblich den völkischen Diskursen der Zwischenkriegszeit und des Nationalsozialismus, und die triumphale Inszenierung der vermeintlichen »Heimkehr« 1940 und das jahrzehntelange Ausblenden der Opfer der Umsiedlung sowie des genuinen Zusammenhangs von völkischer Inklusion und Selektion zeugen auch in ihrem Fall von der Problematik des »groupism« im Sinne Rogers Brubakers. Umso erfreulicher ist es, dass dies eine spätere Öffnung für kritische Fragen und Selbstreflektion nicht ausschließt.

HANS-CHRISTIAN PETERSEN ist Osteuropahistoriker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg. Sein Forschungsfokus richtet sich auf Stadtgeschichte und sozialen Raum, Migrationsgeschichte, Geschichte der Russlanddeutschen, Geschichte der deutschen »Ostforschung« sowie Geschichte und Theorie der Biographik. Zu seinen jüngeren Veröffentlichungen gehören *An den Rändern der Stadt? Soziale Räume der Armen in St. Petersburg (1850–1914)* (Wien, Köln, Weimar 2019) oder zusammen mit Victor Dönninghaus und Jannis Panagiotidis (Hgg.) *Jenseits der »Volksgruppe«. Neue Perspektiven auf die Russlanddeutschen zwischen Russland, Deutschland und Amerika* (Berlin, Boston 2018).
E-Mail: hans-christian.petersen@bkge.uni-oldenburg.de

45 Vgl. Susanne Schlechter: Forschen und Gedenken. Entstehung und Ergebnisse des Forschungsprojekts »Verschwundene Umsiedler«. In: Mitteilungsblatt des Bessarabiendeutschen Vereins e. V. 71 (2016) H. 9, S. 3–6, S. 14–17; Günther Vossler: Einweihung der Gedenktafel für die Opfer der NS-»Euthanasie« am 17.7.2016 im Haus der Bessarabiendeutschen in Stuttgart. In: Mitteilungsblatt des Bessarabiendeutschen Vereins e. V. 71 (2016) H. 10, S. 3–6.

46 Vgl. Günther Vossler: Einweihung des Gedenkortes für die »Verschwundenen Umsiedler« mit Namen der uns bekannten Opfer, die durch die NS-»Euthanasie« getötet wurden. In: Mitteilungsblatt des Bessarabiendeutschen Vereins e. V. 73 (2018) H. 11, S. 3–6; Andrea Aippersbach: Verschwundene Umsiedler. Andacht anlässlich der Anbringung der Namenstafel zur Gedenktafel von 2016 im Haus der Bessarabiendeutschen in Stuttgart, Freitag, 5. Oktober 2018. In: Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien 71 (2020), S. 118–123.

47 Vgl. diese Einschätzung auch bei Arnulf Baumann: Die NS-Mordaktionen an Behinderten und die Bessarabiendeutschen. In: Jahrbuch der Deutschen aus Bessarabien 70 (2019), S. 160–175, hier: S. 169–171.

48 Einen interessanten Vergleichsfall zu den Bessarabiendeutschen stellen die Bukowinadeutschen dar, die ebenfalls 1940 »Heim ins Reich« umgesiedelt wurden. Vgl. zu den zahlreichen, personellen und inhaltlichen Kontinuitäten aus der NS-Zeit in der »Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen« Hausleitner: »Viel Mischmasch mitgenommen«, S. 216–246; sowie jetzt grundlegend zur Politik des »Belonging« die komparativ angelegte, sehr instruktive Dissertation von Gaëlle Fisher: Resettlers & Survivors. Bukovina and the Politics of Belonging in West-Germany and Israel, 1945–1989. New York, Oxford 2020.

Changing Loyalties, »völkisch« Traditions and Critical Self-Reflection. On the Conceptual History of the Bessarabian Germans

(Abstract)

The article deals with the development of collective concepts using the example of the Bessarabian Germans. Using a diachronic perspective, the author reconstructs since when an internal and an external description as »Bessarabian Germans« has been in use, which alternative terms have been employed and how the terminology has developed until today. Following Rogers Brubaker's critique of »groupism«, the text also focuses on the »ethnopolitical entrepreneurs« who shaped the collective concepts and thus also a certain reading of »their own« history. Such a monopoly on interpretation has also included attempts at hiding the dark chapters of Bessarabian German history, in this case above all the euthanasia murders in the context of the so-called »Heim ins Reich« resettlement programme. At the same time, however, the Bessarabian German Association has developed remarkably and has supported the reappraisal of difficult aspects of the past.

Galiziendeutsche

Von Isabel Röskau-Rydel, Pädagogische Universität Krakau/Kraków

Die Bezeichnung »Galiziendeutsche« für die Gruppe derjenigen Deutschen, die sich Ende des 18. Jahrhunderts im Rahmen der Ansiedlungspolitik Maria Theresias und Josephs II. in dem 1772 von Österreich annektierten südpolnischen Gebiet als Kolonisten niederließen, wurde seit September 1939 von den Umsiedlungskommissionen für die in den sowjetisch besetzten Gebieten des östlichen Kleinpolens lebenden Deutschen eingeführt. Bis zu dieser Zeit wurde im Allgemeinen von »Deutschen in Galizien« gesprochen, auch die Gruppe der Nachfahren der deutschen Kolonisten bezeichnete sich so. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in Publikationen über die Geschichte der Deutschen in Galizien auch die Begriffe »Deutschgalizier« und »Deutschgalizien« verwendet. Als nach Ende des Ersten Weltkriegs die Republik Polen gegründet wurde, erfolgte erst nach Beendigung des Polnisch-Sowjetischen Kriegs 1921 eine endgültige Umstrukturierung des ehemaligen österreichischen Teilungsgebietes in die vier Wojewodschaften Lemberg (ukr. L'viv, pl. Lwów), Stanislau (ukr. Stanislaviv, pl. Stanisławów), Tarnopol (ukr. Ternopil') und Krakau (pl. Kraków). An die ehemalige historische Bezeichnung anknüpfend, wurden die drei erstgenannten Wojewodschaften als Ostkleinpolen (pl. Małopolska Wschodnia), das nicht ganz den ehemaligen Grenzen Ostgaliziens entsprach, die Wojewodschaft Krakau entsprechend als Westkleinpolen (pl. Małopolska Zachodnia) bezeichnet. Die hier lebenden Deutschen waren nach Ende des Ersten Weltkriegs und der Erlangung der Unabhängigkeit Polens am 11. November 1918 nun nicht mehr österreichische Untertanen, sondern erhielten die polnische Staatsangehörigkeit oder verließen Polen, wenn sie nicht auf ihre österreichische Staatsangehörigkeit verzichten wollten oder hofften, in der neuen Republik Österreich eine neue Anstellung zu finden. Nur selten entschlossen sich die Nachfahren der deutschen Kolonisten zu diesem Schritt, die mit dem von ihren Vorfahren erworbenen Grundbesitz, auch wenn er noch so bescheiden war, eng verbunden waren und sich daher verpflichtet fühlten, in ihrer Heimat zu bleiben, insbesondere dann, wenn der Hof genug für die ganze Familie erwirtschaftete. Bis 1918 waren die im Kronland Galizien lebenden Deutschen Teil des Staatsvolkes und wurden entsprechend in den österreichischen Statistiken als Deutsche verzeichnet. Auch in den zeitgenössischen polnischen Publikationen wurden sie als Deutsche oder manchmal auch verächtlich als »szwaby« (Schwaben) bezeichnet. Nach 1918 änderte

sich dies nicht, allerdings wurde nun immer wieder seitens der polnischen Behörden deutlich gemacht, dass es sich bei dieser ethnischen Gruppe um eine Minderheit handelte. Dies entsprach auch ihrer Anzahl an der Gesamtbevölkerung des Kronlandes Galizien, denn zwischen 1772 und 1918 betrug sie kaum mehr als ein Prozent, was sich auch bis 1939 nicht änderte. Welche Bedeutung die Bezeichnung »Galiziendeutsche« seit dem September 1939 erfuhr und diese Bezeichnung auch heute noch für die Nachfahren der im österreichischen Teilungsgebiet angesiedelten Kolonisten besitzt, soll in diesem Beitrag näher untersucht werden. Dazu ist es notwendig, zunächst einen kurzen Blick auf die Ansiedlung der Deutschen in dem 1772 im Rahmen der Ersten Teilung Polens von Österreich annektierten polnischen Gebiet zu werfen.

DEUTSCHE IM KRONLAND GALIZIEN

Das zunächst offiziell als »Königreich Galizien und Lodomerien«, seit Mitte des 19. Jahrhunderts dann als »Kronland Galizien« bezeichnete österreichische Teilungsgebiet existierte von 1772 bis 1918. Die in diesem Gebiet neben Polen, Ukrainern und Juden lebenden Deutschen waren eine sehr heterogene ethnische Gruppe, da sie aus verschiedenen deutschsprachigen Gebieten stammten. Neben dem österreichischen Militär, das Südpolen besetzte, kamen für die Errichtung der zahlreichen österreichischen Behörden mit dem galizischen Landesgubernium als Zentralbehörde in der Hauptstadt Lemberg zunächst höhere, mittlere und niedere Beamte mehrheitlich aus den deutschsprachigen Gebieten der Habsburgermonarchie in das Land. Kurze Zeit später folgten dann das Lehrpersonal für das aufzubauende deutschsprachige Schulwesen und nach der Gründung der Lemberger Universität im Jahre 1784 auch die Professoren, die aus unterschiedlichen deutschsprachigen Gebieten des Reiches stammten. Parallel dazu fand die Ansiedlung der mehrheitlich in Südwestdeutschland (Rheinpfalz, Hessen, Baden, Württemberg) angeworbenen Bauern und Handwerker statt, die entsprechende Begünstigungen im Rahmen der Ansiedlungspatente von 1774 und 1781 erhielten. Sie wurden von ihren Familien begleitet und von den k. k. Behörden mehrheitlich in Ortschaften in Ostgalizien angesiedelt. 1812 wurden rund 26.000 Deutsche gezählt.[1] Bei der Ansiedlung der deutschen Kolonisten wurde darauf geachtet, dass die katholischen Deutschen und die evangelischen Deutschen nach Möglichkeit in getrennten Ortschaften angesiedelt wurden. Diese von Beginn an bestehende konfessionelle Trennung der Deutschen in Galizien bewirkte, dass es nur wenige engere Kontakte zwischen den deutschen katholischen und evangelischen Kolonisten gab. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurde diese Trennung durch ein Übereinkommen beider konfessioneller Gruppen überwunden, und es wurden gemeinsame institutionelle Strukturen aufgebaut, die den Zusammenhalt der Deutschen in Galizien unterstützen und fördern sollten. In kurzer Abfolge wurden dafür Verbände und Publikationsorgane gegründet: 1907 der Bund der christlichen Deutschen in Galizien, der Deutsche Volksrat für Galizien, das Deutsche Volksblatt für Galizien, 1909 der *Kalender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien* und das deutsche Genossenschaftswesen.[2]

1 Walter Kuhn: Bevölkerungsstatistik des Deutschtums in Galizien, Tab. 2. Wien 1930, S. 156.

2 Vgl. die »Geschichtliche Entwicklung des Deutschtums in Galizien« von 1772 bis 1918 bei Sepp Müller: Von der Ansiedlung bis zur Umsiedlung. Das Deutschtum Galiziens, insbesondere Lembergs 1772–1940. Marburg an der Lahn 1961, S. 1–45; Isabel Röskau-Rydel: Galizien. In: dies. (Hg.): Galizien, Bukowina, Moldau. Berlin 1999, S. 15–212; Isabel Röskau-Rydel: Zwischen Akkulturation und Assimilation. Karrieren und Lebenswelten deutsch-österreichischer Beamtenfamilien in Galizien (1772–1918). München 2015.

In dem ersten Jahrgang des *Kalenders des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien*, der 1909 in Lemberg herausgegeben wurde, wird von »Deutschgalizien/ Deutsch-Galizien« und auch von »Deutschgaliziern« gesprochen.[3] In einer Anzeige des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien in diesem Jahrgang, wurde hervorgehoben, dass der Bund der »Schutzverein für die 100.000 galizischen Deutschen« sei. Die in dieser Anzeige genannte Zahl ist allerdings viel zu hoch gegriffen, denn 1910 waren 90.114 Personen mit deutscher Umgangssprache[4] gezählt worden, die eigentliche Zahl der Deutschen in Galizien wurde auf 69.500 Personen geschätzt.[5] Der Begriff »Deutschgalizier« diente der Gruppe der Deutschen in Galizien als Selbstbezeichnung und weist darauf hin, dass sich die in diesem Gebiet lebenden Deutschen ganz besonders mit ihrer Heimat Galizien verbunden fühlten und dies auch in dieser Wortschöpfung deutlich machten. Mit den im russischen Teilungsgebiet lebenden Deutschen, insbesondere mit jenen, die in Wolhynien ansässig waren, pflegte man auf dem Gebiet der Genossenschaftsarbeit engere persönliche Kontakte, die dann nach 1918 ausgeweitet werden konnten, als nun alle Deutschen in den ehemaligen Teilungsgebieten in einem unabhängigen Polen lebten.[6]

Als 1923 der Bund der christlichen Deutschen in Galizien von den polnischen Behörden aufgelöst wurde, übernahmen die Vertreter des »Deutschen Volksrates für Galizien«, der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses (A. und H. B.), mit Superintendent Theodor Zöckler an der Spitze, dessen Sitz sich in Stanislau befand, des 1925 gegründeten Verbandes der deutschen Katholiken in Kleinpolen sowie der Hauptvertretung der deutschen Genossenschaften in Lemberg richtungsweisende Funktionen. An den hier genannten Beispielen der Institutionen der Deutschen in Galizien ist zu erkennen, dass kein einziges Mal die Bezeichnung »Galiziendeutsche/r« im Namen verwendet wurde. Die polnischen Behörden achteten im Übrigen sehr genau darauf, dass die Bezeichnung Galizien nicht weiterhin bei der Neugründungen von Institutionen verwendet wurde, so dass den Herausgebern des *Deutschen Volksblattes für Galizien* in Lemberg erst nach der Umwandlung des Titels in *Ostdeutsches Volksblatt* die erneute Herausgabe der Zeitung im Jahr 1923 erlaubt wurde. Zuvor hatte auch schon das *Evangelische Gemeindeblatt* auf den Zusatz *für Galizien und die Bukowina* verzichten müssen, um weiterhin in Stanislau erscheinen zu können.[7]

---

3 Kalender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien auf das Jahr 1909. Zusammengestellt von Josef Schmidt. Erstes Jahrbuch. Lemberg 1909. So beispielsweise im Vorwort (o. S.) sowie auf S. 68, S. 90. Eine der Rubriken in dem Kalender trägt den Titel »Aus Deutschgalizien«. Der *Kalender*, 1914 in *Zeitweiser* umbenannt, erschien von 1909 bis 1919.

4 Peter Urbanitsch: Die Deutschen in Österreich. Statistisch-deskriptiver Überblick, Tabelle 1: Die Bevölkerung der Kronländer Cisleithaniens nach der Nationalität und nach der Umgangssprache 1851–1910 (absolut und in Prozenten). In: Adam Wandruszka, ders. (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band 3: Die Völker des Reiches, 1. Teilband. Wien 1980, S. 38.

5 Kuhn: Bevölkerungsstatistik, Tab. 2, S. 156. Kuhn stützt sich auf eigene Zählungen in den deutschen evangelischen und katholischen Kolonien in Galizien sowie auf die Zahlen der evangelischen und katholischen Gemeinden.

6 Vgl. hierzu Sepp Müller (Hg.): Das deutsche Genossenschaftswesen in Galizien, Wolhynien und im Cholm-Lubliner Gebiet. Karlsruhe 1954.

7 Vgl. hierzu Isabel Röskau-Rydel: Die deutschsprachige Presse in Kleinpolen 1918 bis 1939 zwischen Ablehnung und Akzeptanz der nationalsozialistischen Ideologie am Beispiel des *Ostdeutschen Volksblattes*, des *Evangelischen Gemeindeblattes für Galizien und die Bukowina* sowie der *Dornfelder Blätter*. In: Burkhard Olschowsky, Ingo Loose (Hgg.): Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa. München 2016, S. 81–102.

Zwischen 1918 und 1939 wurden zahlreiche Publikationen herausgegeben, die sich mit dem »Deutschtum in Galizien« befassen, in denen der Begriff »Galiziendeutsche/r« ganz selten vorkommt. Beispielsweise wird der Begriff in dem 49 Seiten umfassenden Kapitel »Galizien« im *Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums* nur einmal auf Seite 46 verwendet – und zwar in dem von Walter Kuhn verfassten Abschnitt »Wissenschaftliche Arbeit und Hochschulwesen«, in dem darauf hingewiesen wird, dass die »Galiziendeutschen« an »das Binnendeutschtum […] bisher nicht allzuviele Wissenschaftler abgegeben« hätten.[8] Die geschätzte Zahl der Deutschen in Galizien betrug 1931 etwa 60.000 Personen, darunter 32.000 Evangelische.[9]

Der Begriff »Galiziendeutsche/r« erhielt erst durch die im Dezember 1939 und Januar 1940 durchgeführte Aussiedlung der Deutschen, aus den bis zum 17. September 1939 im Rahmen der Vereinbarungen des am 23. August 1939 angefertigten Geheimen Zusatzprotokolls des Hitler-Stalin-Paktes von sowjetischen Truppen bis zu den Flüssen Narew, Weichsel und San besetzten südpolnischen Gebieten eine immer größere Verbreitung. In den am 28. September 1939 unterzeichneten Deutsch-Sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag wurde die Teilung Polens durch die Festlegung der Grenzen der deutschen und sowjetischen »Interessensphäre« besiegelt und in einem ebenfalls geheim gehaltenen »Vertraulichen Protokoll« die »Übersiedlung« der in den sowjetisch besetzten Gebieten lebenden Personen deutscher Abstammung in das Deutsche Reich festgehalten.[10] In einem weiteren Abkommen vom 16. November 1939[11] wurden dann die Einzelheiten »über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung« festgelegt. In diesem Dokument wird der Begriff »Galiziendeutsche« nicht verwendet, sondern die Bezeichnungen »deutschstämmige Personen« oder »deutsche Bevölkerung«. Im Fall der sowjetisch besetzten südostpolnischen Gebiete handelte es sich um die in den drei Wojewodschaften Lemberg, Stanislau und Tarnopol lebenden Deutschen. Die Einreise der aus 351 Mitgliedern bestehenden deutschen Umsiedlungskommission, die aus Berlin über Krakau nach Przemyśl zum Grenzübertritt entsandt wurde, fand am 8. Dezember 1939 statt. Nachdem sich die Umsiedlungskommissionen auf die verschiedenen Städte und Ortschaften verteilt und dort eingerichtet hatten, konnte mit Unterstützung ansässiger Deutscher wenige Tage später mit der Registrierung der Galiziendeutschen, wie die umzusiedelnden Deutschen nun genannt wurden, begonnen werden.[12] Seit dem 20. Dezember verließen die ersten Wagentrecks und wenige Tage später die ersten Umsiedlerzüge das ehemalige Ostgalizien. Je nach Wohngebieten wurden die Wagentrecks über die Grenze bei Hrubieszów und die Züge über die Grenze bei Przemyśl über Krakau, der Hauptstadt des Generalgouvernements, bis in den sich seit September 1939 in den Grenzen des Deutschen Reiches befindenden Ort Pabianice

8 Kapitel: »Galizien«. In: Carl Petersen u. a. (Hg.): Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums, 3. Band. Breslau 1938. S. 1–47, hier: S. 46.

9 Ebenda, S. 1.

10 Deutsch-sowjetischer Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939, <https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_ru&dokument=0027_gre&object=pdf&st=&l=de>, 30.5.2020.

11 Abkommen über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung aus dem zur Interessenzone der UdSSR und der ukrainischen und weißrussischen Bevölkerung aus dem zur Interessensphäre des Deutschen Reiches gehörenden Gebieten des früheren polnischen Staates. In: Hellmuth Hecker: Die Umsiedlungsverträge des Deutschen Reiches während des Zweiten Weltkrieges. Hamburg 1971, S. 105–120.

12 Vgl. Isabel Röskau-Rydel: Migrationserfahrungen der Deutschen in Galizien im Zweiten Weltkrieg und der Nachkriegszeit: Umsiedlung, Neuansiedlung, Flucht. In: Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 24 (2016), S. 133–156, hier: S. 136–141.

bei Lodz (pl. Łódź) geleitet, wo die Galiziendeutschen von Mitarbeitern der Volksdeutschen Mittelstelle (VoMi) zur weiteren »Durchschleusung« in Empfang genommen wurden. Bis zum 15. Januar 1940 konnten auf diese Weise unter schwierigsten Bedingungen 49.600 Galiziendeutsche, darunter auch eine kleinere Anzahl nichtdeutscher Familienmitglieder, in die deutsch besetzten polnischen Gebiete gebracht werden.[13] Von dort aus wurden sie mehrheitlich im Reichsgau Wartheland, einige Tausend in Ostoberschlesien oder im sogenannten Altreich angesiedelt. Nach dieser ersten Umsiedlungsaktion wurden 1940 noch weitere Deutsche registriert, so dass bis zum Herbst 1940 insgesamt 55.400 Umsiedler aus Galizien gezählt wurden. 1943 befanden sich dann nach der Umsiedlung von weiteren 2.000 Galiziendeutschen aus den inzwischen deutsch besetzten ehemaligen ostpolnischen Gebieten insgesamt 57.568 Galiziendeutsche außerhalb ihrer angestammten Wohngebiete.[14] Seit Sommer 1944 wurden dann auch noch die im Generalgouvernement im Distrikt Krakau lebenden Deutschen, die zum größeren Teil ebenfalls Nachfahren der Ende des 18. Jahrhunderts aus Südwestdeutschland eingewanderten Kolonisten waren, vor den näher rückenden Truppen der Roten Armee nach Schlesien oder in das Sudetenland evakuiert. Diese Gruppe der Deutschen wurde bis zu ihrer Flucht 1944 nicht als »Galiziendeutsche«, sondern als »Volksdeutsche« oder als Personen deutscher Volkszugehörigkeit bezeichnet. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Bezeichnung »Galiziendeutsche« zunächst nur mit den aus Ostgalizien stammenden Umsiedlern verbunden war und nicht mit den im Gebiet des ehemaligen Westgalizien, dem Distrikt Krakau, lebenden Nachkommen der deutschen Kolonisten.

»GALIZIENDEUTSCHE«

Zu den ersten Publikationen über die Galiziendeutschen nach ihrer Umsiedlung zählt die 73 Seiten umfassende, in der Reihe »Unsere Heimat« erschienene Schrift *Die Heimkehr der Galiziendeutschen*, die von Kurt Lück und Alfred Lattermann »in Verbindung mit dem Gaugrenzlandamt der NSDAP im Reichsgau Wartheland« 1940 in Posen (pl. Poznań) herausgegeben wurde.[15] In seiner Einleitung schreibt das NSDAP-Mitglied Kurt Lück, dass das »kleine Schulungsheft« sich nicht unbedingt an die Galiziendeutschen selbst richtet, sondern »vor allem an die anderen Deutschen, die als Männer von Partei, Staat und Wehrmacht oder als Nachbarsiedler mit den Heimkehrern zu tun haben«.[16] In seiner kurzen Beschreibung der nun im Wartheland lebenden Galiziendeutschen warb er bei ihnen für ein besseres Verständnis der besonderen Lage der Umgesiedelten, denn er schreibt weiter:

> Mögen die Galiziendeutschen jetzt auch arm zurückgekehrt sein, so waren sie doch im Osten keine Bettler, sondern standen, wie unsere Aufnahmen und Ausführungen zeigen, kulturell für die dortigen Verhältnisse auf einer beachtlichen Höhe, hatten saubere Dörfer, Schulen und kein schlechtes Vieh. Sie haben 150 Jahre für die Aufrechterhaltung ihres Volkstums gekämpft und geopfert, haben aus Liebe zu Führer und Reich Hab und Gut im Stich gelassen. Sie werden für eindringliche Belehrungen, wenn sie gutgemeint sind, immer Dank wissen, ebenso für jede Kritik, die vom Willen zur Hilfe diktiert ist. Wer aber den Heimkehrern lediglich mit betonter Geringschätzung entgegentritt, versündigt sich am Gedanken einer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft und beweist damit lediglich

13 Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, Galiziendeutsches Archiv, Sign. ADGA A 10.054.
14 Röskau-Rydel: Migrationserfahrungen, S. 145f.
15 Kurt Lück, Alfred Lattermann (Hgg.): Die Heimkehr der Galiziendeutschen. Posen 1940.
16 Ebenda: Kurt Lück: Einleitung, S. 5–7, hier: S. 6.

> Mangel an Eignung, am Aufbau von Mensch und Wirtschaft in den Gebieten der vordersten Volkstumsfront mitzuarbeiten.[17]

Zu den Verfassern der Beiträge zählten Personen, die sich schon zuvor mit der Geschichte der Deutschen in Galizien befasst hatten, wie der Professor für Geschichte, Volkskunde und Statistik Walter Kuhn, und zum Teil selbst aus Galizien stammten, wie etwa Oberlehrer Josef Lanz, der an der Bauernschule im ostgalizischen Dornfeld unterrichtete. Diplomlandwirt Dr. Fritz Schulz stammte nicht aus Galizien, war aber durch seine Tätigkeit als ehemaliger Leiter der Bauernschule in Dornfeld mit den Problemen der Deutschen in Galizien vertraut, daher war es eine logische Entscheidung der Volksdeutschen Mittelstelle den SS-Sturmbannführer Dr. Fritz Schulz zum stellvertretenden Hauptbevollmächtigten der Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung aus den ostpolnischen Gebieten zu ernennen.[18] Die hier genannten Autoren übernahmen alle in ihren Texten den Begriff »Galiziendeutsche«. Es ist offensichtlich, dass dieser im Rahmen der Umsiedlung geprägte Begriff seit den Umsiedlungsmaßnahmen auch in den Sprachgebrauch der aus Galizien stammenden Personen überging. Erstaunlich ist dabei die Einschätzung von Josef Lanz in seinem Beitrag, dass »die galiziendeutschen Siedler« in vielem »primitiver, einfacher, ungehobelter als […] der Binnendeutsche« seien und dies »ihre bisherige Lebensweise mit sich« gebracht habe.[19] Vielleicht wollte er mit diesen doch recht abschätzigen Worten auf die ganz andere Sozialisation der Auslandsdeutschen allgemein hinweisen. Interessanterweise verwendeten weder Fritz Scholz noch Ludwig Schneider in den Titeln ihrer Beiträge den Begriff »Galiziendeutsche«.[20] In seinem Beitrag betonte Kurt Lück, dass es sich »bei der Rückholung der Balten-, Galizien- und Wolhyniendeutschen also nicht um ein Zurückweichen, ein Aufgeben von Vorposten, sondern um eine volkspolitisch sinnvolle Neuordnung«[21] handle und rechtfertigte dies damit, dass Adolf Hitler »einen Schlußstrich unter jene sinnlose Auswanderung und unter die romantische Betrachtung der Volksinselfragen gezogen« habe,[22] womit er sich auf die Reichstagsrede Adolf Hitlers vom 6. Oktober 1939 bezog.

Die evangelischen Deutschen hatten in Galizien dank des unermüdlichen Einsatzes von Pfarrer Dr. Theodor Zöckler und seiner ganzen Familie durch die Gründung der evangelischen Anstalten in Stanislau seit den 1890er-Jahren ein evangelisches Hilfswerk (auch »Zöcklersche Anstalten« genannt) aufgebaut, das fast 50 Jahre lang das Zentrum der evangelischen Seelsorge in Galizien und Kleinpolen war und das mit der Umsiedlung Ende des Jahres 1939 aufgegeben werden musste. Nach der Umsiedlung und der Ansiedlung der Galiziendeutschen im Warthegau konnte diese umfangreiche seelsorgerische Unterstützung nicht mehr geleistet werden, dennoch stand Superintendent Theodor Zöckler den Deutschen aus Galizien auch von Lissa (pl. Leszno) im Reichsgau Wartheland aus schriftlich mit Rat und Tat zur Verfügung.[23] Die Galiziendeutschen, die 1940 mehrheitlich auf Bauernhöfen angesiedelt wurden,

17 Ebenda, S. 6.
18 Ebenda, S. 7.
19 Ebenda: Josef Lanz: Die Bewährung in den Volksinseln im Osten, S. 20–40, hier: S. 27f.
20 Ebenda: Fritz Scholz: Die wirtschaftliche Leistung der Deutschen in Galizien, S. 41–53.
21 Ebenda: Kurt Lück: Der große Treck nach dem Reiche, S. 66–72, hier: S. 66.
22 Ebenda.
23 Vgl. Erasmus Zöckler: Ein Leben für die Kinder. Theodor Zöckler und Lillie Zöckler. Das Bethel des Ostens. Sonderdruck Hilfskomitee der Galiziendeutschen e. V. Stuttgart 2005.

aus denen wenige Stunden zuvor ihre polnischen Besitzer vertrieben und in das Generalgouvernement abgeschoben worden waren, mussten im Frühjahr 1945 auf der Flucht vor den sowjetischen Truppen die ihnen zugeteilten Landwirtschaften wieder verlassen. Sie gelangten auf ihrer Flucht in unterschiedliche Teile Deutschlands und lebten nach Kriegsende verstreut in den vier Besatzungszonen. Pfarrer Zöckler kam mit seiner Frau und weiteren Familienmitgliedern nach Stade in Niedersachsen in die Diakonie, wo er im hohen Alter von 78 Jahren begann, von hier aus die Zöcklerschen Anstalten für die nun im besetzten Deutschland lebenden evangelischen Deutschen aus Galizien aufzubauen, die dann einige Jahre später in Göttingen-Weende errichtet werden konnten. Auf seine Initiative hin wurde am 18. September 1946 das Hilfskomitee der Galiziendeutschen Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses im Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland gegründet.[24]

Als Pfarrer Theodor Zöckler aus Altersgründen 1947 von seinem Amt als Vorsitzender des Hilfskomitees zurücktrat, wurde im September 1947 zu seinem Nachfolger der zuvor im ostgalizischen Dornfeld und nach der Flucht in Bad Cannstatt wirkende Pfarrer Arnold Jaki gewählt. Anscheinend hatte der Begriff »Galiziendeutsche/r« unter den Deutschen aus Galizien inzwischen eine identitätsstiftende Bedeutung erhalten, so dass er auch nach Kriegsende unter ganz anderen politischen Bedingungen beibehalten wurde. Darauf scheint die Namensgebung des Hilfskomitees sowie die Wahl des Titels für das seit Oktober 1947 einmal im Monat im *Evangelischen Gemeindeblatt für den Kirchenbezirk Urach* erscheinende Blatt *Der Galiziendeutsche* hinzuweisen.[25] Eine andere Organisationsform als die eines kirchlichen Hilfskomitees hatte die britische Militärregierung damals nicht zugelassen, so dass die kirchliche Gebundenheit Voraussetzung für die Gründung eines Hilfskomitees war. Als die Gründung eines katholischen Hilfskomitees für die Galiziendeutschen von der Katholischen Kirche in Deutschland abgelehnt wurde, trafen die Vertreter der evangelischen und katholischen Galiziendeutschen 1948 eine Einigung darüber, dass das »Hilfskomitee für die Galiziendeutschen A. und H. B.« auch die Interessen der katholischen Galiziendeutschen vertreten sollte.[26] Einige Jahre später wurde dann der Name entsprechend in Hilfskomitee für die Galiziendeutschen umgewandelt.

Seit 1950 erschien als Organ des Hilfskomitees eine eigenständige Monatsschrift unter dem Titel *Das heilige Band. Der Galiziendeutsche*, in dem die Mitglieder Beiträge zur Geschichte der Deutschen und ihrer Institutionen in Galizien, über ihr Leben und ihre Erfahrungen in dem multikulturellen Galizien veröffentlichen konnten. Eine sicherlich große Bedeutung für den Zusammenhalt innerhalb der »Schicksalsgemeinschaft« hatten sowohl die Nachrufe auf Verstorbene als auch die Gratulationen zu den Geburtstagen der älteren Galiziendeutschen. Da auch Adressen angegeben wurden, konnten manche Galiziendeutschen, die nichts über das Schicksal ihrer Familienangehörigen oder ihrer früheren Nachbarn wussten, wieder Kontakt miteinander aufnehmen.

24 Franz Bechtloff: Auf der Suche nach einer neuen Heimat. In: Aufbruch und Neubeginn. Heimatbuch der Galiziendeutschen, Teil II. Redigiert von Julius Krämer in Zusammenarbeit mit Rudolf Mohr und Ernst Hobler. Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, S. 364–369.

25 Der Galiziendeutsche. In: Evangelisches Gemeindeblatt für den Kirchenbezirk Urach. Hg. mit Genehmigung der Militärregierung, 3. Jg., Nr. 10, 26.10.1947, S. 4.

26 Vgl. hierzu den Text »Geschichte des Hilfskomitees der Galiziendeutschen«, <https://www.galizien-deutsche.de/hochgeladen/dateien/Geschichte_Hilfskomitee.pdf>, 31.5.2020.

GALIZIENDEUTSCHES PUBLIKATIONSWESEN

Ein besonderes Anliegen der Mitglieder des Hilfskomitees war es, auch die in der Sowjetischen Besatzungszone, dann in der DDR lebenden Galiziendeutschen mit ihrer Monatsschrift und anderen Publikationen zu erreichen. In dem 1954 erschienenen ersten Jahrgang des *Zeitweisers der Galiziendeutschen*, der an den zuletzt 1919 erschienenen Zeitweiser anknüpfte und als verbindendes Element den Namen der in aller Welt zerstreuten Galiziendeutschen benutzte, wurden die in der DDR lebenden Galiziendeutschen besonders herzlich in dem Nachwort gegrüßt. Für sie waren entsprechend viele Exemplare zusätzlich gedruckt worden, die jedoch anscheinend nicht ausgeliefert werden konnten. Ebenfalls wurden die in Österreich lebenden sowie die nach Kanada, Nord- und Südamerika sowie Australien emigrierten Galiziendeutschen herzlich gegrüßt, denen der Kauf beziehungsweise das Abonnement des *Zeitweisers* nahegelegt wurde.[27] Der letzte *Zeitweiser*, zugleich der 50. Jahrgang, erschien im Jahr 2012, als der in Lemberg geborene Professor Dr. Erich Müller, der zwei Jahrzehnte lang die Mitgestaltung des *Zeitweisers* betreute, beschloss, in seinem 85. Lebensjahr von dieser zwar sehr erfüllenden, aber auch mit großen Anstrengungen verbundenen Tätigkeit Abschied zu nehmen.[28] Ein Nachfolger oder eine Nachfolgerin fand sich für diese arbeitsintensive Tätigkeit freilich nicht. Weiterhin blieb Erich Müller jedoch als Verfasser von Beiträgen und Publikationen über die Deutschen in Galizien tätig. So konnte 2016 sein Buch über die Galiziendeutschen im Ersten und Zweiten Weltkrieg von den Freunden der Martin-Opitz-Bibliothek mit einer umfangreichen Einleitung von Wolfgang Kessler herausgegeben werden.[29] Der jahrzehntelangen guten Zusammenarbeit zwischen Erich Müller und Wolfgang Kessler ist es zu verdanken, dass das Archiv der Galiziendeutschen, das zum Teil die aus Galizien 1939/40 mitgenommenen Privatsammlungen von drei Personen umfasst, 2007 eine sachgerechte Unterbringung in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne erhielt. Seit dieser Zeit werden die Bestände erfasst und katalogisiert, wodurch sie von einem größeren Kreis von Wissenschaftlern sowie an der Geschichte Galiziens interessierten Personen eingesehen werden können.[30] In der von der Martin-Opitz-Bibliothek herausgegebenen Reihe *Erinnerung und Biographie der Deutschen aus Polen* erschienen insgesamt vier Bände zum Thema Galizien.[31]

---

27 Zeitweiser der Galiziendeutschen für 1954. Hg. durch das Hilfskomitee der Galiziendeutschen. Zusammengestellt und bearbeitet von Hans Strohal. Stuttgart 1954, S. 91.

28 Erich Müller: Vorwort. In: Zeitweiser der Galiziendeutschen 50 (2012), S. 3f.

29 Erich Müller: Zwei Umbrüche in der Geschichte der Galiziendeutschen im 20. Jahrhundert. Herne 2016.

30 Das 268 Seiten umfassende Findbuch des Galiziendeutschen Archivs in der Martin-Opitz-Bibliothek in Herne ist auf der Internetseite einsehbar: <https://www.martin-opitz-bibliothek.de/de/sammlungen/sondersammlungen/galiziendeutsches-archiv>. Zur Geschichte der Sammlungen vgl. Erich Müller: Das galiziendeutsche Heimatarchiv. Vorgeschichte, Entstehung, Aufgabe. In: Zeitweiser der Galiziendeutschen 36 (1998), S. 53–60. Ein großer Teil der in Herne befindlichen Bestände wurde inzwischen abgeglichen und bearbeitet, allerdings sind die Erschließungsarbeiten noch nicht abgeschlossen. Die Kommission der Geschichte für die Deutschen in Polen e. V. (Marburg) fördert die Erschließung durch finanzielle Unterstützung.

31 Ottilia Lättgen: Aus der alten Heimat Galizien in den Westen Deutschlands. Erinnerungen. Herne 2006; Hans Koch: Erzählte Erinnerungen an die Weltkriege in der Ukraine. Mit einem Anhang: Erinnerungen an meinen Patenonkel Hans Koch. Herne 2016; Katrin Boeckh (Hg.): Galizien und die Galiziendeutschen (1914–1940). Kontext und Quellen. Herne 2018. In einer anderen Reihe der Martin-Opitz-Bibliothek erschien von Artur Bachmann: Vom Warschauer Traktat 1768 zum Protestantenpatent 1861. Die Entwicklung der evangelischen Kirche und ihrer Gemeinden in Galizien und der Bukowina während der Toleranzzeit. Herne 2012.

Zu den wichtigen Publikationen des Hilfskomitees zählen die sechs Heimatbücher, die zwischen 1965 und 2002 erschienen sind und sich mit der Geschichte der Galiziendeutschen von ihrer Ansiedlung 1772 bis 1945 sowie in der Nachkriegszeit bis in die 1970er-Jahre befassen.[32] Die letzten beiden Heimatbücher sind dem Nachlass Sepp Müllers sowie den Unterlagen des Hilfskomitees der Galiziendeutschen aus den Jahren 1948 bis 1951[33] und 1948 bis 1951 gewidmet.[34]

Als regelmäßig erscheinendes Organ des Hilfskomitees der Galiziendeutschen verblieb nur noch *Das heilige Band*, das seit Mai 2014 als Zweimonatsschrift unter dem neuen Titel *Blickpunkt Galizien. Das heilige Band* erscheint.[35] Die Umbenennung und der Verzicht auf die Bezeichnung *Der Galiziendeutsche* ist aufgrund des hohen Alters der noch in Galizien geborenen Generation eine folgerichtige Entscheidung, da der Begriff »Galiziendeutsche« für die nicht mehr in Galizien geborenen Kinder-, Enkel- und Urenkelgenerationen nicht mehr dieselbe Bedeutung wie für die Erlebnisgeneration besitzen kann. Damit öffnen sich die Herausgeber des Organs der Galiziendeutschen einem breiteren Leserkreis, der an der Geschichte und der Kultur Galiziens allgemein interessiert ist, ohne selbst zur Gruppe der Nachfahren der Galiziendeutschen zu gehören. Zahlreiche Reisen der Erlebnisgeneration sowie der Kinder- und Enkelgeneration in die Geburtsorte ihrer Vorfahren haben zum Teil zu engen Verbindungen mit der Bevölkerung in den ehemals deutschen Kolonistendörfern oder in den von Deutschen bewohnten Städten geführt, wovon die zahlreichen Reiseberichte in den Heimatbüchern, in den verschiedenen Jahrgängen des *Zeitweisers der Galiziendeutschen* und auf der Internetseite des Hilfskomitees der Galiziendeutschen zeugen.

ISABEL RÖSKAU-RYDEL, Dr. habil., Professorin am Neuphilologischen Institut, Abteilung Germanische Philologie der Pädagogischen Universität Krakau/Kraków; seit 2014 Leiterin des Lehrstuhls für Geschichte und Kultur der deutschsprachigen Länder. Von 2013 bis 2017 stellvertretende Direktorin des Neuphilologischen Instituts. Lehraufträge am Institut für Geschichte und Archivistik. Seit Oktober 2019 stellvertretende Vorsitzende des Rates für die Disziplin Geschichte. Forschungsinteressen: Deutsch-polnische und polnisch-österreichische Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert; Erinnerungskultur; Kulturgeschichte der Deutschen in Galizien und im Gebiet des ehemaligen Galizien 1772 bis 1945. Ausgewählte Publikationen: *Kultur an der Peripherie des Habsburger Reiches. Die Geschichte des Bildungswesens und der kulturellen Einrichtungen in Lemberg von 1772 bis 1848.* Wiesbaden 1993; *Galizien – Bukowina – Moldau. Deutsche Geschichte im Osten Europas.* Berlin 1999; *Zwischen Akkulturation und Assimilation. Karrieren und Lebenswelten deutsch-österreichischer Beamtenfamilien in Galizien (1772–1918).* München 2015; Matthias Barelkowski, Claudia Kraft, Isabel Röskau-Rydel (Hgg.):

32 Nähere Angaben dazu sind zu finden unter: <https://www.galizien-deutsche.de/publikationen/das-heilige-band-der-galiziendeutsche-und-das-jahrbuch-zeitweiser.htm>.

33 Sepp Müller: Galizien und sein Deutschtum. Eine Dokumentation aus Sepp Müllers Nachlaß ergänzt durch Unterlagen des Hilfskomitees der Galiziendeutschen 1948–1951. Band I. Bearbeitet von Erich Müller. Stuttgart 1999.

34 Sepp Müller: Galizien und sein Deutschtum. Eine Dokumentation aus Sepp Müllers Nachlaß ergänzt durch Beiträge weiterer Autoren, zahlreiche Bilder und Unterlagen des Hilfskomitees der Galiziendeutschen 1952–1953. Band II. Bearbeitet von Erich Müller. Stuttgart 2002.

35 Vgl. hierzu die Internetseite des Hilfskomitees der Galiziendeutschen e. V. mit Informationen über seine Tätigkeit und über die Publikationen des Hilfskomitees: <www.galizien-deutsche.de>.

Zwischen Geschlecht und Nation. Interdependenzen und Interaktionen in der multiethnischen Gesellschaft Polens im 19. und 20. Jahrhundert. Osnabrück 2016.
E-Mail: roeskaurydel@gmail.com

Galician Germans
(Abstract)

The article presents an overview of the origin of the term »Galiziendeutsche/r« (Galician German/s) for the Germans living in Habsburg Galicia (1772–1918) and after World War I in Western and Eastern Lesser Poland. Until August 1939, the descendents of the Germans, for the most part farmers and craftsmen, who had immigrated there at the end of the 18th century, called themselves »Deutsche in Galizien« (Germans in Galicia), or later also »Deutschgalizier« (German Galicians). The appellation »Galiziendeutsche/r« (Galician German/s) was introduced by the NS authorities, and took hold only some weeks after the German attack on Poland on 1 September 1939. With the German-Soviet Boundary and Friendship Treaty (Deutsch-Sowjetischer Grenz- und Freundschaftsvertrag) of 28 September 1939, the »resettlement« of persons of German ancestry living in the Polish territories which previous to 17 September had been Soviet-occupied, was sealed. With the relocation of the Germans living in Eastern Lesser Poland (Ostkleinpolen), the former Eastern Galicia (Ostgalizien), carried out in December 1939/January 1940 by the Coordination Center for Ethnic Germans (Volksdeutsche Mittelstelle), the term »Galiziendeutsche/r« came into common use. This is the term used after World War II by those Germans who were originally from Galicia, had in 1940 been settled in the so-called Warthegau (an administrative region in the NS German Reich) and in 1945 fled to the West German Occupation Zones, when in 1946 they founded their Assistance Committee for Galician Germans (Hilfskomitee der Galiziendeutschen) – which still bears the same name today.

Karpatendeutsche

Zur Migration eines ethnischen Kollektivbegriffs

Von Tobias Weger, IKGS München

EIN BEGRIFFSPRÄGENDER HISTORIKER

Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts haben die »Karpatendeutschen« eine beträchtliche terminologische Karriere absolviert. Ursprünglich nannte man so die Deutschen in den habsburgischen Kronländern Galizien-Lodomerien und Bukowina, dann wurde der Begriff eine alldeutsche Sammelbezeichnung für alle Deutschen im südöstlichen Europa, ehe er ab 1918 ethnoregional auf die in der Slowakei lebenden Deutschen verengt wurde. Mit den slowakischen Bezügen seit 1918 haben sich hinsichtlich der kollektiven Identität in der Vergangenheit bereits unterschiedliche Historikerinnen und Historiker befasst,[1] allerdings steht eine Gesamtgeschichte des Begriffs noch aus.

Im Unterschied zu anderen Gruppenbezeichnungen sind im Falle der »Karpatendeutschen« Urheber sowie Entstehungsort und -zeit bekannt. Die Autorschaft wird dem Historiker Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930) zugeschrieben,[2] der seit 1901

1 Manfred Alexander: Phasen der Identitätsbildung der Deutschen in der Tschechoslowakei, 1918–1945. In: Harm Klueting (Hg.): Nation – Nationalismus – Postnation. Beiträge zur Identitätsfindung der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien 1992, S. 123–132; Jozef Tancer, Elena Mannová: Od uhorského patriotizmu k menšinovému nacionalizmu. Zmeny povedomia Nemcov na Slovensku v 18. až 20. storočí [Vom ungarischen Patriotismus zum Minderheitennationalismus. Bewusstseinswandel der Deutschen in der Slowakei vom 18. bis 20. Jahrhundert]. In: Gabriela Kilianová u. a. (Hgg.): My a tí druhí v modernej spoločnosti. Konštrukcie a transformácie kolektívnych identít [Wir und die Anderen in der modernen Gesellschaft. Konstruktion und Wandel kollektiver Identitäten]. Bratislava 2009, S. 351–416, hier: S. 410–416; Elena Mannová: Kategorisierungen der deutschen Einwohner auf dem Gebiet der Slowakei im 19. und 20. Jahrhundert. In: Zsolt Vitári (Hg.): Minderheiten und Mehrheiten in ihren Wechselbeziehungen im südöstlichen Mitteleuropa. Festschrift für Gerhard Seewann zum 65. Geburtstag. Pécs 2009, S. 69–85; Dušan Kováč: Die karpatendeutsche Identität im Kräftefeld der mitteleuropäischen Politik 1918–1945. In: Marija Wakounig, Wolfgang Mueller, Michael Portmann (Hgg.): Nation, Nationalitäten und Nationalismus im östlichen Europa. Festschrift für Arnold Suppan zum 65. Geburtstag. Wien, Berlin 2010, S. 249–262.

2 R. F. Kaindl. In: Illustrierte Kronen-Zeitung, 27. Jg., Nr. 9.558, 31.8.1926, S. 8; Kurt Scharr: Ansichten eines Unverstandenen? Der Historiker Raimund F. Kaindl (1866–1930). In: Alois Kernbauer (Hg.): Wissenschafts- und Universitätsgeschichtsforschung am Archiv. Österreichisches Universitätsarchivkolloquium 14. und 15. April 2015. Beiträge. Graz 2016, S. 124–148; Сергій Осачук (Hg.), Раймунд Фрідріх Кайндль.

als außerordentlicher, seit 1905 als ordentlicher Professor für österreichische Geschichte an der Franz-Josephs-Universität Czernowitz (ukr. Чернівці, rum. Cernăuți) wirkte.[3] Zwischen 1907 und 1911 publizierte er im Verlag Friedrich Andreas Perthes in Gotha seine dreibändige *Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern*. Der erste Band behandelte die Deutschen in Galizien bis 1772, der zweite die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763 sowie in der Walachei und Moldau bis 1774, der dritte war den Deutschen in Galizien, Ungarn, der Bukowina und Rumänien vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart gewidmet.[4] Den Begriff »Karpathendeutsche« gebrauchte Kaindl erstmals explizit im Vorwort zum dritten Band, als er schrieb, man werde »aus diesem Werke ersehen, daß die Karpathendeutschen kein abgebrochener Zweig, kein verwelktes Blatt der deutschen Eiche«[5] seien.

Die »Karpathendeutschen« – damals noch als gemeinsame Bezeichnung für die Deutschen in den cisleithanischen Kronländern Galizien-Lodomerien und Bukowina – tauchten indes bereits im Jahre 1905 in einer Debatte über die Steuerleistungen der deutschen Untertanen der Habsburger auf, die von mehreren Zeitungen referiert wurde.[6] Es ist anzunehmen, dass Kaindl den Begriff zuvor schon in Umlauf gebracht hatte. Auch ein Bericht des *Deutschen Volksblatts für Galizien* über Kaindls Feldforschungen in galizischen Orten sprach 1909 bereits von den »Karpathendeutschen«.[7]

»KARPATHENDEUTSCHE TAGUNGEN«

Kaindl beschränkte sich indes nicht auf die Begriffsbildung und die Forschung, sondern wurde ab 1911 zur prägenden Kraft einer Folge von ethnischen Manifestationen.[8] Im Festsaal des Deutschen Hauses in Czernowitz organisierte er am 2. Juli 1911 die »erste völkische Tagung der Karpathendeutschen«. Sie stand in einem zeitlichen und funktionalen Zusammenhang mit dem Deutschvölkischen Turnfest in der

---

Розвідки з нагоди 150-ліття від дня народження [Raimund Friedrich Kaindl. Beiträge aus Anlass seines 150. Geburtstages]. Чернівці 2016; Martin Zückert: Jenseits der Nation. Überlegungen zu einer Geschichte der Deutschen in der Slowakei. In: ders., Michal Schwarc, Jörg Meier (Hgg.): Migration – Zentrum und Peripherie – Kulturelle Vielfalt. Neue Zugänge zur Geschichte der Deutschen in der Slowakei. Berlin 2018, S. 13–38, hier: S. 25. Kaindl selbst und viele seiner Zeitgenossen verwendeten die Schreibweise mit »th«, die sich allerdings auch für den slowakischen Kontext ab 1918 noch zahlreich nachweisen lässt.

3 Vgl. Anton Adalbert Klein: Raimund Friedrich Kaindl (1866–1966). In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 57 (1966), S. 141–165; Alexander Pinwinkler: Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930). Geschichte und Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik. In: Karel Hruza (Hg.): Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien, Köln, Weimar 2008, S. 125–154; Mariana Hausleitner: Historiker der Universität Czernowitz als Wissenschaftler und Politiker. Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor. In: Markus Winkler (Hg.): Partizipation und Exklusion. Zur Habsburgischen Prägung von Sprache und Bildung in der Bukowina 1848–1918–1940. Regensburg 2015, S. 55–76.

4 Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Band 1: Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Gotha 1907; Band 2: Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774. Gotha 1907; Band 3: Geschichte der Deutschen in Galizien, Ungarn, der Bukowina und Rumänien seit etwa 1770 bis zur Gegenwart. Gotha 1911.

5 Vorwort. In: Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bd. 3, S. VIII–X, hier: S. IX.

6 Die Steuerleistung der Deutschen. In: Salzburger Volksblatt, 35. Jg., Nr. 191, 23.8.1905, S. 6; Deutsche Steuerleistung in Oesterreich. In: Znaimer Wochenblatt, 56. Jg., Nr. 76, 23.9.1905, S. 7.

7 Agartsberg. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 3. Jg., Nr. 53, 13.8.1909, S. 5f.

8 Raimund Friedrich Kaindl: Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern. Leipzig u. a. 1917, S. 14, S. 113–115.

Hauptstadt der Bukowina.[9] Kaindl und der Perthes-Verlag widmeten den dritten Band der *Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern* dieser Tagung.[10] Der Historiker übernahm selbst den Vorsitz der Veranstaltung, bei der nach widersprüchlichen zeitgenössischen Angaben zwischen 300 und 1.000 Personen anwesend waren. Nach einem historischen Abriss der Deutschen aus der Bukowina, aus Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Rumänien und Slawonien appellierte Kaindl an deren Zusammenarbeit. Neben zahlreichen Honoratioren aus Politik, Verbänden und Wissenschaft war auch Alfred Geiser (1868–1937) zugegen, seit 1908 Generalsekretär des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA) und Funktionär des Alldeutschen Verbands.[11] Er sah in Kaindls Aktivitäten ein »Hinauswachsen aus der engeren Heimat zu einer größeren Einheit im Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Sprachganzen und Volksganzen, zur deutschen Kultur und Volksart«.[12] Dem Alldeutschen Verband gehörte auch der ungarndeutsche Politiker Edmund Steinacker (1839–1929) an, dessen positive Reaktion auf der Tagung überliefert ist:

> Der frühere ungarische Abgeordnete Steinacker dankt Prof. Dr. Kaindl für die Prägung des ihm neuen Wortes »Karpathendeutsche« und betont, daß die Leitha keineswegs die Grenze für das Deutschtum sei. Die Deutschen, erklärt Redner, sind der Kitt der österreich-ungarischen Monarchie. Die Karpathendeutschen, Sudetendeutschen und Alpendeutschen müssen sich zusammenschließen zur Stärkung der Monarchie, deren treueste Söhne die Deutschen sind.[13]

Die Delegierten beschlossen, jährlich Nachfolgetagungen zu veranstalten, und begründeten einen geschäftsführenden Ausschuss, zu dessen Vorsitzendem Kaindl gewählt wurde. Auch die Herausgabe eines verbindenden Publikationsorgans wurde verabredet. Diese Rolle übernahm das Periodikum *Meine Heimat* aus der Buchdruckerei Hentschel in Kronstadt (rum. Brașov, ung. Brassó).[14]

Ein zu Pfingsten 1912 publizierter, anonymer Text offenbarte den ethnozentrischen, alldeutschen und zugleich defensiven Charakter von Kaindls karpatendeutschem Selbstverständnis:

> Wir aber, das deutsche Volk in Österreich, insbesondere aber wir Deutsche des Ostens, wir Karpathendeutsche, haben als Vorposten des Deutschtums in der neuen Ostmark reelle Politik zu treiben, wir haben die Pflicht, unser Volkstum und den Reichsgedanken zu wahren, weder nach Parteien, noch nach Ständen, noch nach Konfessionen sich zu spalten,

9 Eine Tagung der Karpatendeutschen. In: Deutsches Nordmährerblatt, 13. Jg., Nr. 31, 17.5.1911, S. 3. Der Bukowiner Zweigverband des evangelischen Gustav-Adolf-Vereins verlegte aufgrund der terminlichen Kollision mit seiner geplanten Jahresversammlung sein Vereinstreffen in Starożynnetz (ukr. Сторожинець) auf den 9. Juli; vgl. Starożynnetz. In: Evangelisches Gemeindeblatt für Galizien und die Bukowina, 8. Jg., H. 6, Juni 1911, S. 10.

10 Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bd. 3, S. VI: »Der ersten völkischen Tagung der Karpathendeutschen in Czernowitz am 2. Juli 1911 widmen dieses Werk der Verfasser und die Verlagsbuchhandlung. Czernowitz – Gotha«.

11 Geoff Eley: Reshaping the German Right. Radical Nationalism and Political Change after Bismarck. Ann Arbor 1980, S. 111f.

12 Zit. nach: Die erste Tagung der Karpathendeutschen. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 5. Jg., Nr. 117, 14.7.1911, S. 1–3.

13 Die erste völkische Tagung der karpatenländischen Deutschen. In: Czernowitzer Allgemeine Zeitung, Nr. 2311, 4.7.1911, S. 3f.

14 Die Karpathentagung. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 6. Jg., Nr. 157, 19.4.1912, S. 4. Auch die von Viktor Orendi-Hommenau (1870–1954) redigierte und in Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár) 1909–1937 herausgegebene Zeitschrift *Von der Heide* trug anfangs den Untertitel *Vereinsblatt der Karpathendeutschen*.

> sondern unentwegt, unbekümmert um die Mißgunst des Tages als ein einig Volk von Brüdern unserem Ziele zuzustreben, das da sein muß: ein starkes, ein einheitliches, ein deutsches Österreich.[15]

Die zweite »Tagung der Karpathendeutschen« wurde vom 18. bis 20. August 1912 in Ruma (srb. Рума), der slawonischen Stadt mit dem größten deutschen Bevölkerungsanteil, am Rande eines Deutschen Sing- und Turnfestes ausgetragen. Da öffentliche politische Kundgebungen im Vorfeld behördlich untersagt worden waren, mussten zahlreiche Veranstaltungen in geschlossenen Räumen stattfinden.[16] Die offensichtlich wiederum gut frequentierte Tagung habe dennoch, so zeitgenössische Berichte, zu einer »großen Verbrüderung des Deutschtums der Karpathenländer«[17] geführt. Diese Formulierung ist vermutlich mit Bedacht zu lesen: Es darf davon ausgegangen werden, dass Kaindls Engagement hauptsächlich Intellektuelle und ohnehin bereits in Volkstumsverbänden organisierte Menschen ansprach, politische und kulturelle Friktionen aber kaum aufgehoben haben dürfte.

1913 fiel die »Jahrestagung der Karpathendeutschen« terminlich mit der Pfingsttagung des Deutschen Schulvereins in Wien vom 10.–12. Mai zusammen.[18] Diskutiert wurden unter anderem Fragen der Besiedelung, des Eisenbahnbaus, des Fremdenverkehrs und der Errichtung von Schülerherbergen. Kaindl sah die »Karpathendeutschen« in einer Vorpostenrolle; ließe man diesen Vorposten fallen, würden die »feindlichen Kräfte« frei »nach dem Westen dringen«. Die Auswirkungen könne man bereits »in Wien und in den benachbarten Gebieten Deutschösterreichs nach den Erfahrungen der letzten Zeit« ermessen. Die »feindlichen Kräfte« strebten danach, »Stück für Stück des deutschen Bodens« zu erobern. Deshalb solle auch die deutsche Auswanderung weg von Amerika und Afrika in den Osten Europas umgelenkt werden.[19]

Diesen Gedanken griff auch Anton Keschmann (1870–1947), Reichsrats- und Bukowiner Landtagsabgeordneter, in einer Festrede auf Kaindl im Deutschen Haus in Czernowitz Anfang April 1914 auf. Er forderte, die »Karpathendeutschen« sollten »eine Vorpostenkette bilden, die als Bollwerk für das gesamte Deutschtum die Aufmerksamkeit des deutschen Westens auf sich lenken« müsse.[20]

Austragungsort der folgenden »Karpathendeutschen Tagung« war zu Pfingsten (30. Mai – 2. Juni) 1914 die galizische Stadt Biala (pl. Biała). Ein Spaziergang der Teilnehmer über die Bialabrücke in das oberschlesische Bielitz (pl. Bielsko) sollte den

15 Rüdiger: »Pfingsten, das liebliche Fest«. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 6. Jg., Nr. 162, 24.5.1912, S. 1.

16 Aus unseren Vereinen. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 6. Jg., Nr. 167, 28.6.1912, S. 6; Deutschnationale Tagungen im Auslande. In: Marburger Zeitung, 51. Jg., Nr. 104, 29.8.1912, S. 2.

17 Das Fest der Karpathendeutschen in Ruma in Slavonien. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 6. Jg., Nr. 178, 13.9.1912, S. 5.

18 Raim. Friedr. Kaindl: Bericht über die dritte Tagung der Karpathendeutschen. Wien 1913. Czernowitz 1914; 33. Hauptversammlung des Deutschen Schulvereins. In: Deutsches Nordmährerblatt, 15. Jg., Nr. 19, 3.5.1913, S. 4; 33. Hauptversammlung des Deutschen Schulvereins. In: Reichenberger Zeitung, 54. Jg., Beilage zu Nr. 99/Abend-Ausgabe, 25.4.1913, S. 8; Haupttagung des Deutschen Schulvereins. In: Marburger Zeitung, 52. Jg., Nr. 58, S. 1f.

19 Die dritte Tagung der Karpathendeutschen. In: Bukowiner Nachrichten, 26. Jg., Nr. 7.013, 22.5.1913, S. 1. Diese Debatte wurde bereits in den 1880er-Jahren in alldeutschen und nationalistischen Kreisen im Deutschen Reich geführt und fand selbst in postnationalsozialistischen Diskursen nach 1945 noch ein Echo.

20 Der Ehrenabend für Prof. Dr. R. F. Kaindl. In: Bukowiner Nachrichten, 27. Jg., Nr. 7.139, 8.4.1914, S. 1–3, hier: S. 3.

alldeutschen Anspruch und die Anbindung an das deutsche Volk symbolisch unterstreichen.[21]

Auch nach seinem Weggang aus Czernowitz nach Wien und der Berufung nach Graz 1914 wurde Kaindl nicht müde, für sein karpatendeutsches Vorhaben zu werben.[22] Er stellte sich in den Dienst der Kriegspropaganda der Mittelmächte und setzte sich für Umsiedlungen und die Anlage »deutscher Grenzansiedlungen« zur Bildung eines »Ostwalls« im östlichen Europa ein.[23] Der Begriff »Karpatendeutsche« vollzog damit einen Wandel von einem vorwiegend ethnografisch-deskriptiven hin zu einem kolonisatorischen Konzept, welches allerdings die Realität des Krieges überholte.

Am 19./20. November 1916 trafen sich erneut Vertreter diverser Volkstumsverbände zu einer »Karpathendeutschen Tagung« in Wien,[24] auf der insbesondere Probleme der Deutschen in Galizien verhandelt wurden. Die militärischen Vorstöße der russischen Armee hatten die Existenz zahlreicher deutscher Siedlungen aufgerieben und eine Fluchtbewegung ausgelöst. Diese war auch Gegenstand einer Intervention deutscher Volkstumsorganisationen bei den deutschen Parteien im Reichsrat zu Jahresbeginn 1917. Ein »Zusammenbruch oder Zurückziehen der Karpathendeutschen« bedeute auch eine »Gefahr für das Deutschtum im Hinterland«, hieß es dort. Die unter dem Kollektivbegriff »Karpathendeutsche« subsummierten Deutschen in Südosteuropa wurden damit im Kriegskontext rhetorisch als Antemurale instrumentalisiert. Ähnlich argumentierte auch 1917 der ehemalige Czernowitzer Romanistikprofessor Matthias Friedwanger (1861–1940) in einer öffentlichen Stellungnahme gegen die geplante Verlegung der Bukowiner Landesuniversität, wobei er ebenfalls auf die angebliche Abwehrfunktion der »Kapathendeutsche[n]« abhob.[25]

Ein letztes Mal kamen Delegierte am 25./26. August 1918 in der galizischen Hauptstadt Lemberg (ukr. Львів, pl. Lwów) zu einer »Karpathendeutschen Tagung« zusammen und besprachen Fragen einer neuen deutschen Ansiedlung in Südosteuropa sowie Hilfsmaßnahmen für geflüchtete Deutsche aus der Bukowina und aus Galizien.[26]

Der militärische und politische Ausgang des Weltkriegs sowie die Neuordnung im östlichen Europa nach 1918 machten den Begriff »Karpathendeutsche« in Kaindls Verständnis obsolet; er lebte jedoch als Topos in der völkischen Literatur der Zwischenkriegszeit fort. Der Pädagoge Peter Tasch schrieb 1940 einen ganzseitigen Artikel für die *Banater Deutsche Zeitung* über Kollektivbegriffe für die Deutschen in Südosteuropa und rekurrierte auch auf Kaindls »Karpathendeutsche«. Er konstatierte nostalgisch, diese Benennung habe »viel für sich, zumal sie eine schon ziemlich weit zurückliegende Zusammenfassung des Deutschtums im Karpathenraum zu einer Schicksalsgemeinschaft« darstelle.[27] Zu diesem Zeitpunkt waren jedoch im völki-

21 Die Bundestagung der Karpatendeutschen in Biala. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 8. Jg., Nr. 263, 5.6.1914, S. 1.

22 So hielt er am 24. Februar 1915 in der katholischen Leo-Gesellschaft (Rotenturmstr. 2) einen Vortrag zum Thema »Karpathendeutsche und ihre Tagungen«. Vgl. Vereinsnachrichten. In: Neue Freie Presse, Nr. 18.142, 24.2.1915, S. 13.

23 Raimund Friedrich Kaindl: Deutsche Siedlung im Osten. Stuttgart, Berlin 1915.

24 Die Deutschen in Galizien rühren sich. In: Reichenberger Zeitung, 57. Jg., Nr. 286, 25.11.1916, S. 9; Die Deutschen Galiziens an die deutschen Parteien. In: Reichspost, 24. Jg., Nr. 94, 27.2.1917, S. 14.

25 Mathias Friedwanger: Der Kampf gegen die Czernowitzer Universität. In: Bukowiner Bote. Nachrichten für die Bukowiner in der Fremde. Beilage der Bohemia, Nr. 25, 28.3.1917, S. 7f.

26 Von der Tagung der Karpathendeutschen. In: Deutsches Volksblatt für Galizien, 11. Jg., Nr. 39, 26.9.1918, S. 2.

27 Peter Tasch: Das Donaudeutschtum als völkische Einheit. In: Banater Deutsche Zeitung, 22. Jg., Nr. 295, 22.9.1940, S. 2.

schen Sprachgebrauch bereits alternative Terminologien – etwa »Donaudeutsche« oder »Südostdeutsche« – an die Stelle der »Karpatendeutschen« in Kaindls Wortsinn getreten.

EINE VERGEMEINSCHAFTUNG GEGEN WIDERSTÄNDE

Nach 1918 verlagerte der Terminus »Karpatendeutsche« seinen geografischen Schwerpunkt und verengte sich räumlich. Er wurde nunmehr als Sammelbegriff für die Deutschen in den beiden östlichen Landesteilen der Tschechoslowakischen Republik – der Slowakei und der Karpatenukraine – gebraucht.[28] Der mitgliederstarke Deutsche Kulturverband (DKV), der im westlichen Landesteil der Tschechoslowakei einen nicht unwesentlichen Anteil an der Implementierung des Kollektivbegriffs »Sudetendeutsche« für die dort lebenden Deutschen hatte, gründete ab dem Frühjahr 1921 für das Gebiet der Slowakei den »Karpathengau« mit acht Bezirksverbänden, 110 Ortsgruppen und etwa 15.000 Angehörigen.[29] Das Übergreifen der traditionell stärker politisch organisierten Deutschen in den Böhmischen Ländern zielte auf eine Vergemeinschaftung der Deutschen in der Slowakei ab. Dieses Ziel hatte auch ein Heimatbildungskurs für die Zipser Deutschen in Käsmark (sk. Kežmarok) vom 15. bis zum 27. August 1921. Unter den Referenten war auch der Volkskundler und nationalsozialistische Politiker Emil Lehmann (1880–1964), der mit der ungarnfreundlichen Haltung vieler Zipser Deutscher scharf ins Gericht ging:

> Am Nachmittag begann auch Privatdozent Dr. Emil Lehmann, Landskron, einer der vorzüglichsten Köpfe der Sudetendeutschen, seine Vortragsreihe über »Die Ziele und Aufgaben der deutschen Sprachinseln«, und als altem Vorkämpfer entfuhren ihm über das frühere völkische Verhalten der Zipser Deutschen einige bittere Bemerkungen, welche bei den heimischen Zuhörern, die im Herzen ausnahmslos ungarisch gesinnt sind, großes Aufsehen erregten. Nach dem Vortrage musste er sich eine Reihe mehr lebhafter als begründeter Widersprüche gefallen lassen und die Stadt durchlief wie ein Feuer die Nachricht, dass Lehmann auf die Ungarn geschimpft habe. In seinen weiteren Vorträgen kam es dann der Zuhörerschaft zum Bewusstsein, warum Lehmann an dem völkischen Verhalten der Zipser Deutschen zu tadeln hatte, und wohl alle Zuhörer gedenken mit Dankbarkeit der tiefen, wertvollen Anregungen, die ihnen dieser ausgezeichnete Vorkämpfer des Deutschtums gegeben hatte.[30]

In der Folge dieses Kurses sollten unter den Deutschen in der Slowakei zahlreiche Aktivitäten sudetendeutscher Jugendorganisationen[31] und Volkstumsverbände dazu beitragen, die schwierige Kohäsion unter dem Kollektivbegriff »Karpatendeutsche« zu fördern. Auch auf parteipolitischer Ebene gestaltete sich die Zusammenfassung der heterogenen deutschen Sprachgruppen in der Slowakei nicht reibungslos. Die am 22. März 1920 in Käsmark gegründete Zipser Deutsche Partei (ZDP) stand in

28 Zu den geografischen, historischen und kulturellen Verhältnissen der Deutschen in der Slowakei vgl. Albrecht Plewnia, Tobias Weger: Slowakei. In: Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia, Claudia Maria Riehl (Hgg.): Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa. Tübingen 2008. S. 243–264.

29 Deutscher Kulturverband. In: Karpathen-Post, 47. Jg., Nr. 27, 3.7.1926, S. 1; Egbert Jahn: Die Deutschen in der Slowakei in den Jahren 1918–1929. Ein Beitrag zur Nationalitätenproblematik. München, Wien 1971, S. 110f.

30 Der Käsmarker Volksbildnerkurs. In: Karpathen-Post, 42. Jg., Nr. 35, 27.8.1921, S. 1. Zu Lehmann vgl. Petr Lozoviuk: Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen. Leipzig 2008, passim.

31 Jörg K. Hoensch: Voraussetzungen und Ablauf der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik bei den Sudetendeutschen. In: ders.: Studia Slovaca. Studien zur Geschichte der Slowaken und der Slowakei. Festgabe zu seinem 65. Geburtstag. Hg. von Hans Lemberg. München 2000, S. 281–298, hier: S. 288.

einer ungarischen politischen Tradition und kooperierte mit der Ungarischen Nationalpartei (ung. Magyar Nemzéti Párt).[32] Die ZDP war zwar um eine Zusammenfassung aller Deutschen in der Slowakei bemüht,[33] fand aber bei den städtischen Preßburger Deutschen kaum Anklang. Demgegenüber war die 1927 von dem Theologen Roland Steinacker (1870–1962) – einem Sohn des oben erwähnten Edmund Steinacker – als Karpathendeutsche Volksgemeinschaft gegründete und im Juni 1928 in Wagendrüssel (sk. Vondrišel, heute: Nálepkovo) in Karpatendeutsche Partei (KdP) umbenannte Formation alldeutsch und später nationalsozialistisch ausgerichtet.[34] Der vom sudetendeutschen Kameradschaftsbund entsandte Franz Karmasin (1901–1970) übernahm die Parteiführung, die bei den Parlamentswahlen von 1935 ein Wahlbündnis mit der Sudetendeutschen Partei (SdP) Konrad Henleins (1898–1945) einging. Auf der Zehnjahresfeier der KdP skizzierte der sudetendeutsche Nationalsozialist Karl-Hermann Frank (1898–1946) deren ideologische Grundlagen. Sie beruhe auf einem »Deutschbewußtsein« und der »Verbundenheit mit dem großen deutschen Volke« sowie dem »Willen zur Erhaltung des Volkstums«. Nur »aus einem reinen Blute, aus einer der Geschichte verbundenen Haltung und aus artbewußter Weltanschauung« könnten große Leistungen entstehen.[35] Mit dem Blut- und Artbegriff war ein rassistisches Verständnis kodiert, das etwa deutschsprachige Juden in der Slowakei ausgrenzte.

ZDP und KdP standen in einem Konkurrenzverhältnis zueinander,[36] das sich auf viele gesellschaftliche Bereiche auswirkte. Auf der Jahresversammlung des Karpathenvereins, der 1918 aus dem Ungarischen Karpathenverein hervorgegangen war, vor allem deutsche und ungarische Mitglieder zählte und sich die Erschließung der Hohen Tatra auf die Fahnen schrieb, brachten KdP-Sympathisanten 1938 den Antrag ein, der Verein solle sich der KdP unterordnen. Dieser Beschlussentwurf fand angesichts der Hungarophilie vieler Zipser nicht die Mehrheit der anwesenden Vereinsmitglieder.[37]

Im September 1938 lösten die tschechoslowakischen Behörden die KdP auf. Nach der Gründung des autoritären Slowakischen Staates erfolgte am 8. Oktober die Wiederzulassung, allerdings unter dem Namen Deutsche Partei (DP).[38] Mehrere Unterorganisationen, darunter die Karpatendeutsche Studentenschaft und der Karpatendeutsche Arbeitsdienst, führten jedoch die bisherige Kollektivbezeichnung weiter.[39] Darüber hinaus hatte sich dieser Begriff für die Deutschen in der Slowakei im allge-

32 Jahn: Die Deutschen in der Slowakei, S. 108–110; Dušan Kováč: Dejiny Slovenska [Geschichte der Slowakei]. Praha ³2010, S. 190.

33 Deutsch-ungarische Einheit. In: Karpathen-Post, 46. Jg., Nr. 27, 3.7.1926, S. 1.

34 Jahn: Die Deutschen in der Slowakei, S. 122.

35 Die 10-Jahr-Feier der Karpathendeutschen Partei. In: Deutsche Zeitung Bohemia, 110. Jg., Nr. 237, 8.10.1937, S. 2.

36 Vgl. Wer vertritt die Karpathen-Deutschen? In: Reichenberger Zeitung, 75. Jg., Nr. 210, 8.9.1934, S. 1f.; Zur Frage einer Einheitsfront des Deutschtums in der Slowakei. In: Reichenberger Zeitung, 67. Jg., Nr. 9, 11.1.1935, S. 2; Die Karpathendeutsche Volksgemeinschaft. In: Reichenberger Zeitung, 76. Jg., Nr. 113, 15.5.1935, S. 1f.

37 Karpathenverein se nepoddal [Der Karpathenverein hat sich nicht ergeben]. In: Lidové noviny, 46. Jg., Nr. 348, 19.7.1938, S. 3.

38 Nová strana slovenských Němců [Eine neue Partei der slowakischen Deutschen]. In: Národní listy, 78. Jg., Nr. 282, 14.10.1938, S. 2.

39 Heinz Brunner: Volksdeutsche Wende im südosteuropäischen Raum. In: Nation und Staat 14 (1940) H. 1, S. 358–368, hier: S. 361.

meinen Sprachgebrauch bereits so stark etabliert, dass er auch in der nationalsozialistischen Publizistik den Zweiten Weltkrieg überlebte.[40]

DIE KARPATENDEUTSCHE LANDSMANNSCHAFT UND IHRE RÜCKKOPPELUNG IN DIE SLOWAKEI

Die nach 1945 in den westlichen Besatzungszonen lebenden Deutschen aus der Slowakei schienen anfangs noch nicht auf den Begriff »Karpatendeutsche« festgelegt zu sein. So gründeten die Protestanten am 6. August 1946 in Stuttgart ein Hilfskomitee für die evangelisch-lutherischen Slowakeideutschen, während in München am 15. Oktober 1948 ein Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken[41] aus der Taufe gehoben wurde.[42]

Die politische Vertretungsorganisation der vertriebenen Deutschen aus der Slowakei erhielt 1948 den Namen Karpatendeutsche Arbeitsgemeinschaft, ab 1949 Karpatendeutsche Landsmannschaft Slowakei e. V. Im Dezember 1969 wurde ein Förderkreis gegründet, aus dem später das Karpatendeutsche Kulturwerk hervorging, das seinen Sitz heute in der Karlsburg in Karlsruhe-Durlach hat und ein Museum, ein Archiv und eine Bibliothek umfasst. In Karlsruhe wurde auch am 8. Oktober 2004 die Stiftung Karpatendeutsches Kulturerbe ins Leben gerufen, in der alle genannten Verbände mit dem Land Baden-Württemberg vertreten sind.[43]

In der sozialistischen Tschechoslowakei konnten sich die nach 1944/45 in der Slowakei verbliebenen Deutschen nur im Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der ČSSR organisieren, der im slowakischen Landesteil lediglich in Metzenseifen (sk. Medzev) eine Filiale unterhielt und das Wort »karpatendeutsch« vermied. Das änderte sich nach dem politischen Umbruch von 1989/90: Am 27. August 1990 wurde beim Innenministerium der Slowakischen Republik der Karpatendeutsche Verein in der Slowakei (KdV) / Karpatskonemecký spolok na Slovensku (KNS) registriert. Seine konstituierende Sitzung fand am 30. September 1990 in Metzenseifen statt. Der Verband hat seinen Sitz in Kaschau (sk. Košice) und gliedert sich in fünf Regionalgruppen: 1. Preßburg und Umgebung (sk. Bratislava a okolie), 2. Hauerland: Umgebung von Kremnitz, Deutsch Proben und Krickerhau (sk. Okolie Kremnice, Nitrianskeho Pravna a Handlovej), 3. Oberzips (sk. Horný Spiš), 4. Unterzips (sk. Dolný Spiš), 5. Bodwatal und Umgebung (sk. Údolie Bodvy a okolie).[44] Der Verbandsvorsitzende Ondrej Pöss ist zugleich Direktor des Museums der Kultur der Karpatendeutschen (sk. Múzeum kultúry karpatských Nemcov) in Preßburg, das am 1. August 1994 eröffnet wurde und seit dem 1. Januar 1997 als eigenständige Abteilung des Slowakischen Nationalmuseums (sk. Slovenské narodné múzeum, SNM) firmiert.[45]

---

40 Vgl. Großes Sportprogramm der karpatendeutschen Jugend. In: Völkischer Beobachter. Wiener Ausgabe, 53. Jg., Nr. 141, 20.5.1940, S. 4; Karpatendeutsche Erzieher in Niederdonau. In: Völkischer Beobachter. Wiener Ausgabe, 54. Jg., Nr. 167, 16.6.1941, S. 2.

41 Armin Pogadl: Der Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken. In: Rainer Bendel, Stephan M. Janker (Hgg.): Vertriebene Katholiken. Impulse für Umbrüche in Kirche und Gesellschaft? Münster 2005, S. 247–249.

42 Auf diesen Begriffsdualismus verweist auch Zückert: Jenseits der Nation, S. 26.

43 Bei der Gründung der Stiftung wurde auch über alternative Benennungsvorschläge diskutiert, allerdings setzten sich die Vertreter der »Erlebnisgeneration« mit ihrem Festhalten an der Bezeichnung »Karpatendeutsche« durch. Freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Jörg Meier, 20.8.2020.

44 Stanovy Karpatskonemeckého spolku na Slovensku, Art. III.2: Regióny KNS, <http://www.kdv.sk/karpatendeutscher-verein/satzungen-des-kdv/>, 10.1.2019.

45 Petr Kokaisl u. a.: Po stopách Němců ve východní Evropě. Česká republika, Slovensko, Maďarsko, Polsko, Rumunsko, bývalá Jugoslávie a Ukrajina [Auf den Spuren der Deutschen im östlichen Europa. Tsche-

EIN LANGLEBIGER UND WIDERSTANDSFÄHIGER BEGRIFF

Kollektivbegriffe werden häufig als essenzialistische Beschreibungen begriffen, ohne dass ihr konstruktiver Charakter reflektiert wird. Sie erweisen sich, sind sie erst einmal in den politisch-publizistischen Diskurs eingeführt, als langlebig und resistent gegenüber aufgeklärter Kritik. So meinte etwa im Jahre 2018 der Osteuropahistoriker Martin Zückert, die Bezeichnungen »Slowakeideutsche« oder »Deutsche in der Slowakei« seien – wenngleich auch diese angesichts des relativ geringen Alters der slowakischen Eigenstaatlichkeit nicht unproblematisch seien – »brauchbarer« als »Karpatendeutsche«.[46] Ungeachtet eines inzwischen auch innerhalb der Landsmannschaftsgruppierungen existenten Kritikbewusstseins[47] wird der Kollektivbegriff »Karpatendeutsche« auch im politischen Sprachgebrauch Deutschlands und Österreichs konserviert. Ein Beispiel zeigt, dass die Protagonisten häufig in Unkenntnis der realen ethnologisch-historischen Gegebenheiten der Deutschen in der Slowakei agieren. Am 18. Juni 2015 stellte die einflussreiche FPÖ-Abgeordnete Anneliese Kitzmüller (geb. 1959), die auch dem Vorstand des Verbands der deutschen altösterreichischen Landsmannschaften in Österreich (VLÖ) angehört, in der Wiener Nationalversammlung einen »Antrag betreffend die Erhaltung des karpatendeutschen Dialektes für zukünftige Generationen«.[48] Der Politikerin war offenbar nicht bewusst, dass gerade in dialektaler Hinsicht die Differenzen zwischen Preßburgern, Zipsern und Hauerländern, um nur die wichtigsten Landschaftsgruppen zu nennen, erheblich waren und daher ein »karpatendeutscher Dialekt« im Singular zu keiner Zeit real existiert hat.[49]

TOBIAS WEGER, geboren 1968 in München, ist nach beruflichen Stationen in München, Görlitz und Oldenburg seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter am IKGS München, seit 2019 auch Privatdozent für Neuere und Neueste sowie Osteuropäische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte betreffen unter anderem die Geschichte und Kultur Zentral- und Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert, die Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen Ost- und Südostforschung, Gedächtnis-, Mythen- und Symbolgeschichte sowie Kultur- und Alltagsgeschichte.
E-Mail: weger@ikgs.de

chische Republik, Slowakei, Ungarn, Polen, Rumänien, ehemaliges Jugoslawien und Ukraine]. Praha 2015, S. 43.

46 Zückert: Jenseits der Nation, S. 26. Zückert schränkte selbst ein, auch diese Begrifflichkeiten seien »mit Blick auf ihre historische Tiefendimension zu diskutieren«. So müsse »immer reflektiert werden, dass der überwiegende Zeitraum der slowakischen Geschichte – und damit auch der Geschichte der Deutschen in dieser Region – Teil der Geschichte Ungarns« sei.

47 Vgl. Ulla Nosko, Dorothea Zeisel: Karpatendeutsche Identität – gestern und heute. In: Die Karpatenpost 67 (2016) H. 5, S. 1–4, hier: S. 2, vor allem zu den Ausführungen Johann Horvaths, des Vorsitzenden des Hilfsbundes Karpatendeutscher Katholiken – Landesverband Bayern, im März 2016 in Bernried.

48 Anfrage der Abgeordneten Anneliese Kitzmüller und weiterer Abgeordneter an die Bundesminister für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft betreffend die Erhaltung des karpatendeutschen Dialektes für zukünftige Generationen, <https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXV/J/J_05452/index.shtml>, 12.1.2020.

49 Das Fazit, dass es keine einheitliche »karpatendeutsche« Sprache gegeben hat, zieht auch der 2018 unter der Regie von Anna Grusková unter Mitwirkung von Jozef Tancer entstandenen Dokumentarfilm *Sprechen Sie Karpatendeutsch?* Vgl. zu diesem Aspekt auch Jozef Tancer: Rozviazané jazyky. Ako sme hovorili v starej Bratislave [Ungebundene Sprachen. Wie wir im alten Preßburg gesprochen haben]. Bratislava 2016, S. 193f.

Carpathian Germans
The Migration of an Ethnic Collective Concept

(Abstract)

This article aims to demonstrate how the concept »Carpathian Germans« has shifted and »migrated« since the beginning of the 20th century, when it was invented by Raimund Friedrich Kaindl, then professor of Austrian History at the University of Czernowitz. Kaindl not only introduced this terminology into the scholarly discourse, but also organized »Carpathian German Ralleys« (Czernowitz 1911, Ruma 1911, Vienna 1913, Biala 1914, Vienna 1916, Lemberg 1918), trying to bring together members of all South-Eastern European German-speaking minorities. After World War I, the term »Carpathian Germans« was reduced to the Germans living in the Slovak part of the Czechoslovak Republic. With the foundation of the Carpathian German Ethnic Community in 1927 (transformed into the Carpathian German Party one year later), it became a new political significance. After World War II, the German expellees kept the term as a collective concept, despite significant cultural differences according to their region of origin within Slovakia. The remaining German minority in Slovakia adopted it to design their ethnic representation as well as their ethnic museum in Bratislava.

Aufsätze

Wos woaße dos woaße[1] – Oberdeutsche Siedlungen in der ukrainischen Oblast Transkarpatien und im rumänischen Banater Bergland

Von Alfred Wildfeuer, Universität Augsburg

FORSCHUNGSSTAND

Ab dem Jahr 2005 begann eine Gruppe von bayerischen Sprachwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern mit Forschungen in dialektal oberdeutsch, vor allem deutschböhmisch geprägten Ansiedlungen in der ukrainischen Oblast Transkarpatien (ukr. Закарпатська область, im Folgenden als Transkarpatien bezeichnet). Nach mehreren Forschungsaufenthalten in der Ukraine zwischen 2005 und 2008 wurde die Aufzeichnung von Sprachmaterial auf weitere Regionen ausgedehnt, sodass heute ein Sprachkorpus aus europäischen (in Rumänien, Transkarpatien, Tschechien) und überseeischen Siedlungen (in Brasilien, Neuseeland, USA) vorliegt, mit einem Schwerpunkt auf deutschböhmisch-bairischen Varietäten. Ab dem Jahr 2007 erfolgte dann eine Erweiterung des Forschungsspektrums, indem neben der Erhebung basisdialektaler Daten auch soziolinguistische Fragestellungen in den Fokus rückten. Vor allem die Erforschung eines möglichen Zusammenhangs zwischen der Verwendung der Minderheitensprache und der Identitätskonstruktion der deutschsprachigen Bewohner wurde mit Hilfe speziell hierfür entworfener sprachbiografischer Erhebungsmethoden vorangetrieben.[2]

Der folgende Beitrag soll einen Einblick in dieses Forschungsspektrum geben. Zunächst wird daher ein Überblick über mehrere oberdeutschen Siedlungen in Transkarpatien und im Banat gegeben. Der Blick wird hierzu unter anderem auf die Besiedlungsgeschichte gelegt. Anschließend erfolgt in Auswahl eine konzise Besprechung der dialektalen Grundlagen und eine Vorstellung von Konzepten zur Identi-

1 Aussage einer Gewährsfrau aus Erwinsdorf (ukr. Сускове Нове Село), Transkarpatien, während Sprachaufnahmen im Jahr 2019. In dem Ort leben noch wenige Sprecherinnen und Sprecher mit einer oberdeutsch-bairisch geprägten Sprache.

2 Siehe hierzu ausführlicher Nicole Eller: Das Wechselspiel von Sprache und Identität. In: Rüdiger Harnisch (Hg.): Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau, September 2010. Regensburg 2013, S. 420-428, und Sebastian Franz, Alfred Wildfeuer: Sprachliche Identität in mehrsprachigen Räumen. Deutschbasierte Minderheitensprachen in Italien, der Ukraine und den USA. In: Csaba Földes (Hg.): Kontaktvarietäten des Deutschen im Ausland. Tübingen (in Vorbereitung).

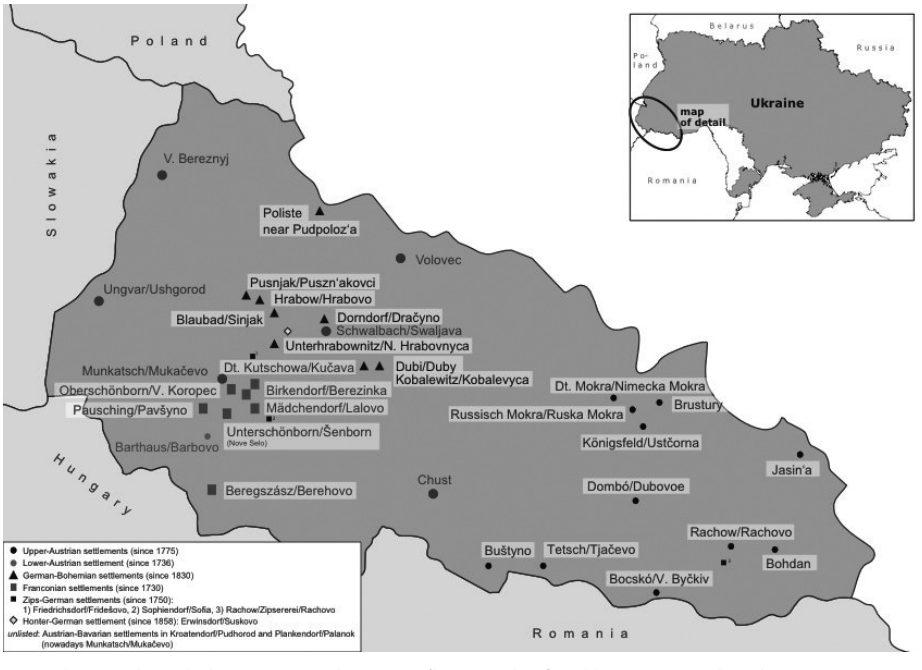
tätskonstruktion von deutschsprachigen Bewohnerinnen und Bewohnern in oberdeutschen Siedlungen Transkarpatiens. Ein weiterer Abschnitt widmet sich der Fragestellung, inwiefern eine bisher häufig auch in der Fachliteratur vertretene Kategorie »Sprachinsel« für die hier im Fokus stehenden Siedlungen überhaupt angemessen und aus sprachwissenschaftlicher Perspektive geeignet ist oder ob der Terminus »Sprachinsel« durch adäquatere zu ersetzen ist.

Folgende Tabelle gibt zunächst einen Überblick über alle bisher im Rahmen des Forschungsvorhabens untersuchten Siedlungen in Transkarpatien und im Banat. Die Aufenthalte fanden in den Jahren 2005 bis 2019 statt. Die deutsche Schreibung der Siedlungen in der Ukraine orientiert sich an Georg Melika.[3]

Region/Land	Ortsname	Forschungsaufenthalte	Anzahl der angetroffenen Sprecher	geschätzte Gesamtsprecherzahl (zum Zeitpunkt der Forschungsaufenthalte)[4]
Transkarpatien/ Ukraine	Pusniak (ukr. Пузняковцы)	2005	1	2
	Hrabow (ukr. Грабово)	2005	0	0
	Blaubad (ukr. Синяк)	2005, 2006, 2007, 2008	2	2
	Unterhrabownitz (ukr. Ніжня Грабівніця)	2005	1	1
	Dorndorf (ukr. Драчино)	2005	2 (wohnhaft im benachbarten Schwalbach/ Свалява)	2 (wohnhaft im benachbarten Schwalbach/Свалява)
	Dubi (ukr. Дубы)	2006	4	5
	Kobalewitz (ukr. Кобаловица)	2006, 2007, 2008	6	6
	Munkatsch (ukr. Мукачеве)	2006, 2007, 2008, 2017, 2018, 2019	5	einige 100
	Erwinsdorf (ukr. Сускове Нове Село)	2018, 2019	2, 1	wenige
	Bardhaus (ukr. Барбово)	2006, 2018	2	wenige
Banater Bergland/ Rumänien	Wolfsberg (rum. Gărâna)	2007, 2009, 2011, 2012	5	15–20
	Weidental (rum. Brebu Nou)	2007, 2011	0	ca. 10
	Altsadowa (rum. Sadova Veche)	2011	3	ca. 15
	Lindenfeld	2012	0	0

3 Vgl. Georg Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine. Marburg 2002.
4 Die Angaben basieren auf eigene Beobachtungen und auf Daten, die von den befragten Personen genannt wurden.

In der Tabelle sind Sprecherinnen und Sprecher mit unterschiedlichen aktiven Sprachkompetenzen berücksichtigt. Die meisten Befragten zeigten meist eine hohe bis sehr hohe aktive und passive Sprachkompetenz, sodass die Kommunikation ausnahmslos in der jeweiligen deutschen Varietät stattfinden konnte. Im rumänischen Wolfsberg wurde von den beiden befragten jüngeren Sprecherinnen wort- oder satzweise auf eine standardnahe deutsche Varietät ausgewichen; sie zeichneten sich neben einer hohen Kompetenz im Deutschböhmischen auch durch eine ebensolche im Standarddeutschen aus.



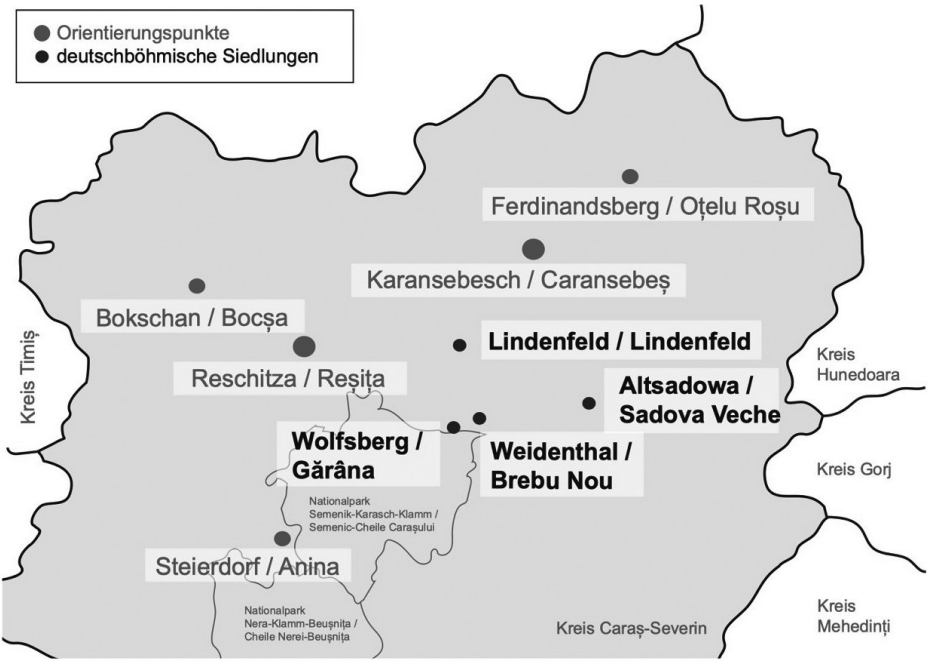
Deutsche Sprachminderheiten in Transkarpatien (basierend auf Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine, S. 48). © Sebastian Franz

BESIEDLUNGSGESCHICHTE

Die Vorfahren der heutigen deutschböhmischen Sprecherinnen und Sprecher sind ursprünglich aus dem heute tschechischen Böhmerwald und angrenzenden Gebieten zugewandert, daher soll ein kurzer Einblick in die Geschichte der (ehemaligen) deutschsprachigen Regionen Westböhmens erfolgen. Anschließend wird auf die Besiedlung weiterer oberdeutscher Gebiete in Transkarpatien eingegangen.

Zur Besiedlung West- und Südwestböhmens

Die Darstellung der Besiedlungsgeschichte dient dazu, einen Überblick über die sprachliche Zugehörigkeit dieser Gebiete zur bairischen Dialektgruppe zu geben. Die Vorfahren der Deutschböhmen kamen aus den westlich angrenzenden mittel- und nordbairischen Dialektgebieten.



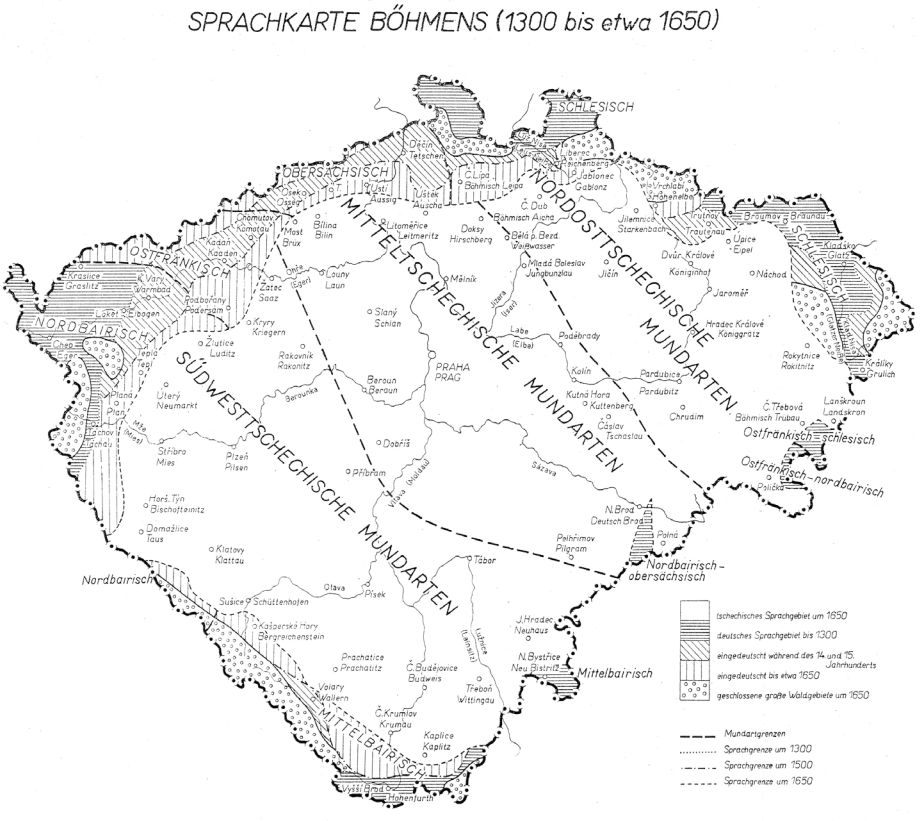
Deutschböhmische Siedlungen im Banater Bergland © Sebastian Franz; erstellt mit Hilfe von <https://dmaps.com/carte.php?num_car=25497&lang=de>.

Betrachtet man die Karte aus der Studie von Emil Skála, so ist für die deutschböhmischen Ortschaften eine Besiedlungszeit ab dem 14. Jahrhundert anzunehmen.[5] Rudolf Kubitschek geht von einer recht späten Ankunft bairischsprachiger Zuwanderer im Grenzraum und in den Kammlagen des Böhmerwalds aus und datiert die Besiedlung der grenznahen Wälder auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg.[6] Die deutschsprachige Besiedlung hielt dann bis in das 19. Jahrhundert hinein an.

Die zum Teil späte Ankunft Deutschsprachiger erkennt man auch daran, dass Mies (tsch. Stříbro) und Bischofteinitz (tsch. Horšovský Týn) um 1650 noch tschechischsprachig und die Region um Schüttenhofen (tsch. Sušice), Hartmanitz (tsch. Hartmanice), Bergreichenstein (tsch. Kašperské Hory) und Winterberg (tsch. Vimperk) zweisprachig waren.[7]

Die Zuwanderer in den Böhmerwald stammten vor allem aus nahen bairischen Gebieten im Westen,[8] was sich auch an der dialektalen Prägung der ehemaligen deutschsprachigen Siedlungen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs zeigt. Kubitschek arbeitete dies folgendermaßen heraus:

5 Emil Skála: Die Entwicklung der Sprachgrenze in Böhmen von 1300 bis etwa 1650. In: Acta Universitatis Carolinae Philologica 5: Germanistica Pragensia V (1968), S. 7–15, hier: S. 8.
6 Rudolf Kubitschek: Die Mundarten des Böhmerwaldes. Pilsen 1926, S. 4, S. 10.
7 Skála: Die Entwicklung der Sprachgrenze, S. 12f.
8 Kubitschek: Die Mundarten des Böhmerwaldes, S. 11, S. 34.



Deutschsprachige Siedlungsgebiete in Böhmen. © Emil Skála: Die Entwicklung der Sprachgrenze in Böhmen von 1300 bis etwa 1650. In: Acta Universitatis Carolinae Philologica 5: Germanistica Pragensia V (1968).

> Die Mundarten des Unterlandes und die des mittleren Waldes sind mittel- oder donaubairisch; freilich zeigen sich auf einem Teile des nördlichen mittleren Waldes [von Süden auf eine Linie Markt Eisenstein/Železná Ruda – Haidl/Zhúfi zu] stärkere Anklänge an das Oberpfälzische.[9]

Diese Verhältnisse lassen sich in relikthaften Spuren bis heute in den deutschböhmischen Siedlungen nachzeichnen, je nach Herkunft der ursprünglichen Auswanderer aus unterschiedlichen Regionen Westböhmens. So sind in Altsadowa, Wolfsberg und Weidenthal nordmittelbairisch-oberpfälzische und in allen deutschböhmischen Siedlungen in Transkarpatien mittelbairisch-niederbayerische Varietäten und Varianten greifbar.

9 Ebenda, S. 11. Vgl. zudem S. 34: »Die Gegend war in früheren Zeiten nur schwach besiedelt und die Freibauern […] sprachen bis in die Gegend der Eisensteiner Senke die donaubairische Mundart, wie sie heute noch östlich in den Bergreichensteiner Dörfern und westlich auf bayrischer Seite in der Gegend von Zwiesel gesprochen wird. […] Die großen Zuwanderungen zur Zeit der Neubesiedlung kamen fast ausschließlich von oberpfälzischen oder donaubairisch-oberpfälzischen Gegenden herunter. Die Neusiedler, die den alten Ansiedlern gegenüber in der Mehrheit waren, brachten die oberpfälzische oder eine donaubairisch-oberpfälzische Mundart in die Gegend, die nun mit der Mundart der alten Ansiedler mancherlei Kreuzungen einging und sich an die Mundarten der donaubairischen Nachbarschaft anpaßte.«

Zur Auswanderung aus Westböhmen nach Europa und Übersee

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erfolgte die Auswanderung schwerpunktmäßig in Regionen im heutigen Ungarn, in Rumänien und in der Ukraine. In den späteren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte die Emigration vor allem nach Nord- und Südamerika und nach Neuseeland. Die Abwanderung aus Westböhmen hat nach Manfred Klaube mehrere Gründe, die vor allem für die Zeit um 1800 Gültigkeit beanspruchen. Für die deutlich später einsetzende Emigration nach Übersee sind sie jedoch nur eingeschränkt gültig:

1. eine auf der Basis der damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse beruhenden Überbevölkerung,
2. die in der Regel nicht mehr gegebenen Ausdehnungsmöglichkeit des kultivierbaren Landes,
3. die vielerorts harten Bedingungen der Erbuntertänigkeit,
4. nicht ausreichende und ungesicherte Erwerbsverhältnissen für die in Armut lebende Häuslerschicht,
5. die Stillegung zahlreicher Glashütten seit etwa 1780, von der vor allem die Glashüttenarbeiter, die Pottaschesieder und die den Hütten zuarbeitenden Holzfäller betroffen waren,
6. die staatliche Anwerbung von Glashüttenarbeitern und Holzfällern für die neugegründeten Glashütten in der Bukowina, Galizien und Ungarn und
7. zum Teil verlockende Angebote staatlicher und privater Anwerber für eine bäuerliche Ansiedlung in den damaligen Ostgebieten der Monarchie.[10]

DEUTSCHBÖHMISCHE ANSIEDLUNGEN IN TRANSKARPATIEN UND IM BANAT

Transkarpatien

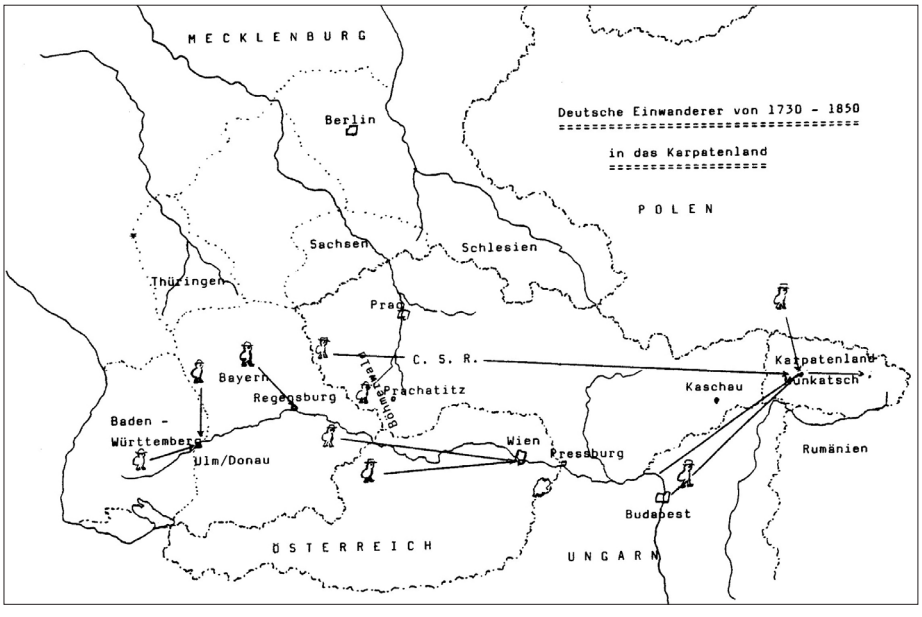
Transkarpatien war schon im 11. oder 12. Jahrhundert ein Ziel von deutschsprachigen Einwanderern; zu einer stärkeren Zuwanderung kam es dann im 18. und 19. Jahrhundert.[11] Die bereits oben benannten Gründe veranlassten Menschen zur Auswanderung aus Südwestböhmen (siehe Karte 3) nach Transkarpatien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ab 1827 gründeten oder besiedelten Deutschböhmen die Ortschaften Dorndorf (ukr. Драчино), Blaubad (ukr. Синяк), Pusniak (ukr. Пузняковцы), Hrabow (ukr. Грабово), Unterhrabownitz (ukr. Ніжня Грабівніця), Kobalewitz (ukr. Кобаловица) und Dubi (ukr. Дубы) (siehe Karte 2).[12]

Die rezente Situation der deutschböhmischen Varietät Transkarpatiens zeigt in Richtung eines baldigen Verlusts der Sprache. Während der Forschungsaufenthalte konnten nur noch wenige alte Sprecherinnen und Sprecher angetroffen und befragt werden. Nur eine einzige jüngere Sprecherin (Geburtsjahrgang 1961) konnte in

10 Vgl. Manfred Klaube: Deutschböhmische Siedlungen im Karpatenraum. Marburg/Lahn 1984, S. 20.

11 Siehe hierzu ausführlich und exemplarisch Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine; und Rudolf Distler: Die vergessenen »Schönbornfranken« in der Region Mukatschewo/Ukraine. Zur Geschichte und Volkskultur einer deutschsprachigen Minderheit. Bamberg 2002, <https://fis.uni-bamberg.de/handle/uniba/35>, 20.11.2019.

12 Eine genaue Darstellung zur deutschen Besiedlung Transkarpatiens findet sich in Ulrich Kanz, Alfred Wildfeuer, Julie Zehetner: Bairische und fränkische Sprachinseln in der Transkarpaten-Ukraine. In: Stephan Gaisbauer, Hermann Scheuringer (Hgg.): KARPATENbeeren. Bairisch-österreichische Siedlung, Kultur und Sprache in den ukrainisch-rumänischen Waldkarpaten. Linz 2006, S. 83–95; und in Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine.



Deutschsprachige Einwanderung nach Transkarpatien („Karpatenland“). © Leonhard Kowatsch: Wanderwege der Karpatendeutschen. Vaihingen 1992, S. 25.

Das Auswanderungsgebiet der deutschböhmischen Siedler im südwestlichen Böhmerwald. © Georg Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine. Entstehung, Entwicklung ihrer Siedlungen und Lebensweise im multiethnischen Raum. Marburg 2002, S. 47.

Kobalewitz ausfindig gemacht werden. In Hrabow war die deutsche Varietät bereits zu Beginn unserer Forschungen im Jahr 2005 nicht mehr greifbar. Es ist anzunehmen, dass das Deutschböhmische in Transkarpatien in wenigen Jahrzehnten ausgestorben sein wird.

Weitere oberdeutsche Orte Transkarpatiens

Während des Ausbaus einer großen Festungsanlage westlich von Munkatsch wanderten im 17. Jahrhundert deutschsprachige Handwerker zu.[13] Zwischen 1730 und 1746 erfolgte dann in der Gegend von Munkatsch eine Zuwanderung von main- und ostfränkischen Emigranten, unter anderem in die Ortschaften Palanok (ukr. Паланок), Kroatendorf (ukr. Підгород), Pausching (ukr. Павшино), Unterschönborn (ukr. Шенборн) und Oberschönborn (ukr. Верхній Коропець).[14] Es entstanden so Siedlungen mit einer oberdeutsch sprechenden Bevölkerung. Diese Siedler kamen vor allem aus den Regionen zwischen Nürnberg und Fulda.[15] Sie brachten ostfränkische und hessische Varietäten nach Transkarpatien. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts siedelten sich zudem Zuwanderer aus der Gegend um Würzburg und aus Niederösterreich an. Georg Melika vermutet in diesem Kontext eine Assimilation der hierbei auch mitgebrachten niederösterreichischen an die ost- und mainfränkischen Dialekte.[16] Im 19. Jahrhundert kam es zu einer erneuten Einwanderung aus Österreich in die Gegend.[17] Diese spätere Zuwanderung führte schließlich zu einem Eindringen österreichisch-bairischer Varianten, sodass die deutsche Stadtsprache in den Stadtteilen Palanok und Kroatendorf in Munkatsch bis heute fränkische und bairische Dialektmerkmale aufweist.[18] Barbara Neuber charakterisiert diese Sprache folgendermaßen:

> Auf lautlicher Ebene zeigen sich dabei hauptsächlich typische dem ostfränkischen Dialektraum zuzuordnende Erscheinungen, oder solche, die weite Teile des ostfränkischen und bairischen Sprachraums gemeinsam haben, während sich ganz spezifisch bairische Elemente vor allem im Bereich des Wortschatzes und zum Teil in der Grammatik nachweisen lassen. Mittlerweile sind zudem auf allen Ebenen deutliche Transfererscheinungen des Ungarischen, Ukrainischen und Russischen erkennbar.[19]

Die Besiedlung der beiden deutlich bairisch geprägten Ortschaften Bardhaus und Erwinsdorf ist im Vergleich dazu deutlich weniger erforscht. Georg Melika nimmt aufgrund dialektaler Übereinstimmungen für Bardhaus eine Ansiedlung von Österreichern aus dem Waldviertel an und datiert diese auf das Jahr 1763.[20] In der Tat zeigen Sprachaufnahmen, dass die mittelbairische Varietät der letzten Sprecherinnen und Sprecher in Bardhaus niederösterreichische Züge aufweist.

13 Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine, S. 27, S. 81.
14 Ebenda, S. 54f.
15 Hierzu ausführlicher ebenda, S. 34.
16 Ebenda, S. 38.
17 Ebenda, S. 82.
18 Siehe zur Geschichte und zur heutigen (Sprach-)Situation auch Barbara Neuber: Schwobisch in Munkatsch. Sprachliche Identität und sprachliches Selbstkonzept von Sprechern einer deutschen Varietät in Transkarpatien. Regensburg 2017; zur Varietät zudem Kanz, Wildfeuer, Zehenter: Bairische und fränkische Sprachinseln.
19 Neuber: Schwobisch in Munkatsch, S. 77.
20 Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine, S. 95f.

Noch dünner ist die Forschungslage für Erwinsdorf, das einen Ortsteil von Suskovo (ukr. Сусково) darstellt. Melika[21] verweist hierzu auf Anton Müller,[22] gibt als Besiedlungsjahr mit Deutschsprachigen das Jahr 1856 an und subsummiert den Ort zu den deutschböhmischen Siedlungen.[23] Widersprüchlich bleibt jedoch die Tatsache, dass Melika dann die Siedlung Erwinsdorf auch zu den honter- und zipserdeutschen Siedlungen zählt.[24] Bei Sprachaufnahmen[25] in den Jahren 2018 und 2019 konnte eine mittelbairische Varietät erhoben werden, die sich aber von den deutschböhmischen in Transkarpatien signifikant unterscheidet. Dies bestätigt auch Müller,[26] indem er eine deutliche Ähnlichkeit zu südlichen Dialekten Niederösterreichs erkennt. Parallel zu den deutschböhmischen Ortschaften ist auch in Bardhaus und Erwinsdorf von einem Aussterben der bairischen Varietäten auszugehen.

Banater Bergland

Ab 1828 wurden im Banater Bergland von deutschböhmischen Zuwanderern die Ortschaften Lindenfeld, Weidenthal, Wolfsberg und Wolfswiese gegründet. Bereits wenige Jahre später wurde Wolfswiese wieder verlassen, auch das ab- und hochgelegene Lindenfeld wurde in den 1970er-Jahren abgesiedelt.[27] Heute leben in Lindenfeld in den Sommermonaten wenige rumänische Hirten mit ihrem Weidevieh. An die weggezogenen Deutschböhmen erinnert eine größere Zahl von erhaltenen, sich jedoch meist im Verfall befindlichen Gebäuden. Auch die Kirche ist noch erhalten, zum Teil sogar renoviert worden. Zudem sind ehemalige Weideflächen an Steinmauern und Resten von Zäunen erkennbar. Im Gegensatz zu den beiden genannten Orten existieren Weidenthal und Wolfsberg als lebendige und besiedelte Orte. Verschiedene Gebäude wurden renoviert und dienen inzwischen als Ferienhäuser für im Sommer aus Bayern zurückkommende Deutschböhmen. Auch Rumänen aus den Städten, zum Beispiel aus Temeswar (rum. Timișoara), besitzen dort Zweitunterkünfte.

Die Vorfahren der deutschböhmischen Siedler stammten vor allem aus der Gegend um Klattau (tsch. Klatovy), Pisek (tsch. Písek) und Pilsen (tsch. Plzeň), aber auch aus Nordostbayern und dem Bayerischen Wald kamen Emigranten in das Banater Bergland.[28]

Waren die deutschböhmischen Ortschaften im Banater Bergland ursprünglich fast ausschließlich deutschsprachig, bilden die Deutschböhmen heute, nach der intensiven Auswanderung nach Deutschland, vor allem in den 1990er-Jahren, eine kleine Minderheit.

---

21 Ebenda, S. 45.

22 Anton Müller: Karpaten-Ruthenien. Rückschau, Geschichte und Geschichten aus 200 Jahren. Ludwigsburg 1954, S. 139.

23 Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine, S. 43.

24 Ebenda, S. 107.

25 Die Aufnahmen wurden von Nicole Eller-Wildfeuer, Stephan Gaisbauer, Franz Patocka, Hermann Scheuringer und Alfred Wildfeuer durchgeführt.

26 Müller: Karpathen-Ruthenien, S. 140.

27 Einen kurzen Überblick zur Besiedlungsgeschichte des Banater Berglandes durch deutschböhmische Siedler gibt Thomas Höhenleitner: Leben zwischen Gestern und Heute. Eine Begegnung mit der 175-jährigen Geschichte und den Bewohnern der ehemals deutschböhmischen Dörfer Weidenthal und Wolfsberg im rumänischen Banat. In: Volksmusik in Bayern 20 (2003) H. 1, S. 1–13, hier: S. 3. Ausführlicher hierzu Josef Schmidt: Die Deutschböhmen im Banate. Ein Heimatbuch zur Jahrhundertwende. Timișoara 1938.

28 Höhenleitner: Leben zwischen Gestern und Heute, S. 3; Marianne Wolf: Altsadowa. Heimatbuch eines deutschböhmischen Dorfes im Banat. München 2004, S. 91.

Während der Forschungsaufenthalte in Weidenthal und Wolfsberg wurden mehrere kompetente Sprecherinnen und Sprecher einer nordmittelbairischen Varietät angetroffen, auch aus der jüngeren Generation. Die Varietät im Banater Bergland weist starke Parallelen zu den nordmittelbairischen Dialekten auf, wie sie im mittleren und oberen Bayerischen Wald (nördlicher Landkreis Regen, östlicher Landkreis Cham) gesprochen werden.

Östlich von Weidenthal und Wolfsberg und circa 25 Kilometer südlich von Karansebesch (rum. Caransebeș) befindet sich in einem Tal die Sekundärsiedlung Altsadowa (rum. Sadova Veche). Nach Marianne Wolf wurden im Jahr 1833 von rumänischen Siedlern aufgegebene Häuser von deutschböhmischen Familien aus dem Banater Bergland übernommen, sodass mit Altsadowa außerhalb des Banater Berglandes eine weitere, bis heute auch mit Deutschsprachigen bewohnte Ortschaft entstand.[29] Wie in Weidenthal und Wolfsberg sind ebenfalls jüngere Sprecherinnen und Sprecher des Deutschböhmischen anzutreffen. Für 2004 gibt Marianne Wolf die hohe Zahl von 60 deutschsprachigen Bewohnern an und kategorisiert die Varietät von Altsadowa als nordbairisch.[30] Eigene Aufnahmen belegen vor allem nordmittelbairische Varianten. Die Varietät ist der von Wolfsberg sehr ähnlich.

Wohl auch wegen der Institutionalisierung der deutschen Sprache in Rumänien (deutsches Schulsystem und Medien- und Kulturangebot) erfährt die Deutschsprachigkeit eine deutliche Stütze, die in vielen anderen Siedlungen in Europa und Übersee nicht besteht. Die deutschböhmischen Ortschaften in Rumänien werden daher voraussichtlich noch Jahrzehnte als auch deutschsprachige Orte existieren.

SPRACHGEOGRAFISCHE EINORDNUNG

Deutschböhmisch in Transkarpatien

Die deutschböhmischen Siedler in Transkarpatien stammten vor allem aus dem südwestlichen Teil Böhmens (siehe Karte 6). Sie brachten eine mittelbairische Varietät mit, die Teil der mittelbairischen Dialektgruppe ist, wie sie in Bayern und Österreich vor allem entlang der Donau gesprochen wird. Typisch für diese Gruppe ist das Vorhandensein von verschiedenen Diphthongen (Vokalverbindungen), die aus früheren Stufen des Deutschen übernommen wurden, zum Beispiel aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen. Beispielhaft sollen hierzu die Protophoneme /uo/, /ie/ and /üe/ angeführt werden, die rezent in nahezu identischer Weise erhalten blieben. Dies zeigen folgende Beispiele (der Abdruck erfolgt hier und im Folgenden aus Gründen der Lesbarkeit nicht in exakter phonetischer Lautschrift; einzig signifikante Vokallänge wird mit »:« wiedergegeben):

(1)	a	/kua/	›Kuh‹
	b	/via:/	›Vieh‹
	c	/hiadn/	›hüten‹

Ein anderes signifikantes Merkmal mittelbairischer Varietäten und somit auch der deutschböhmischen in Transkarpatien ist die Vokalisierung von postvokalem »L«. Dieses Phänomen zeigen zum Beispiel folgende Belege:

29 Wolf: Altsadowa, S. 64.
30 Ebenda, S. 87, S. 199.

(2)	a	/boi:n/	›bellen‹
	b	/schmoi:/	›schmal‹
	c	/schdi/	›Stiel‹
	d	/sui:ds/	›Salz‹

Typisch für die untersuchten deutschböhmischen Varietäten Transkarpatiens sind auch einige relikthafte Varianten, welche im mittelbairischen Binnenraum Bayerns und Österreichs zum Teil schon durch neuere Formen ersetzt wurden. Ein Beispiel ist die unterschiedliche Weiterentwicklung des Protophonems /ei/ zu /oa/ in einsilbigen und zu /oi/ in mehrsilbigen Wörtern:

(3)	a	/schwoaf/	›Schweif (Singular)‹ (›Schwanz‹)
	b	/schwoif/	›Schweife (Plural)‹ (›Schwänze‹)
	c	/oa:/	›Ei‹ (Singular)
	d	/oi:a/	›Eier‹ (Plural)

Auffällig ist die Diphthongierung des Kurzvokals /o/, was auf die Herkunft aus der Gegend um Wallern (tsch. Volary) im südwestlichen Böhmerwald verweist, wo dieser Lautwandel ebenfalls verbreitet war:

(4)	a	/rou:s/	›Ross‹
	b	/kou:pf/	›Kopf‹

Weiter verbreitet ist die Realisierung des ehemaligen Langvokals /ô/ als Diphthong, welcher in Transkarpatien jedoch etwas anders als im Mittelbairischen Bayerns artikuliert wird, indem die erste Diphthongkomponente im Vergleich zum Binnenraum offener artikuliert wird:

(5)	a	/bråo:d/	›Brot‹
	b	/schdråo/	›Stroh‹
	c	/råo:sn/	›Rose‹
	d	/råo:d/	›rot‹

Erhalten blieb zudem der im Binnenraum zunehmend veraltete Diphthong /ui/, zum Beispiel:

(6)	a	/zuing/	›ziehen‹
	b	/schuim/	›schieben‹
	c	/fui:a/	›Feuer‹

Typisch für konservative mittelbairische Varietäten ist auch der Verlust von auslautendem /ch/, während auslautendes /b/ und /g/ erhalten bleiben:

(7)	a	/gru:/	›Geruch‹
	b	/bo:/	›Bach‹
	c	/lou:/	›Loch‹
	d	/bao/	›Bauch‹
	e	/loa:b/	›Laib‹

f	/pflua:g/	›Pflug‹
g	/weig/	›Weg‹

Zudem schwindet auslautendes, postvokales /n/, was wortweise zu einer Nasalierung des vorausgehenden Vokals führen kann:

(8)	a	/schrai/	›schreien‹
	b	/grã:/	›krähen‹
	c	/ma:/	›mähen‹

Im Bereich der Lexik belegt eine Anzahl an bairischen Kennwörtern wiederum die Zuordnung zum Mittelbairischen. Die folgende Liste von Wörtern der Deutschböhmen Transkarpatiens verbindet die Varietät mit dem Bairischen im Binnenraum. Die Lexeme sind fast ausnahmslos beschränkt auf diese oberdeutsche Dialektgruppe und werden auch heute noch von dialektkompetenten Sprecherinnen und Sprechern im Binnenraum verwendet. Die rezent verbreiteten Kennwörter »Dult« [Volksfest] und »aper« [schneefrei] konnten jedoch bei den Deutschböhmen in Transkarpatien nicht erhoben werden. Die folgende Auflistung präsentiert eine Auswahl von relevanten Kennwörtern:

(9)	a	ouft	›after, dann, danach‹ (Adverb),
	b	bai	›Biene‹
	c	enk	›enk, euch‹ (Personalpronomen 2. Person Plural im Dativ und Akkusativ)
	d	earta	›Ertag, Dienstag‹
	e	fead	›fern, voriges Jahr‹ (Adverb)
	f	des	›es, ihr‹ (Personalpronomen 2. Person Plural im Nominativ)
	g	kuchl	›Kuchel, Küche‹
	h	pfoad	›Pfeit, Hemd‹
	i	pfindsa	›Pfinztag, Donnerstag‹
	j	schear	›Scher, Maulwurf‹

Neben den Belegen, die die deutschböhmische Varietät zweifelsfrei den bairischen Dialekten zuordnen, ergeben sich aufgrund der mehrsprachigen soziolinguistischen Situation Sprachkontaktphänomene, zum Beispiel auf der Ebene des Wortschatzes, wo mehrere Kontaktvarietäten als Gebersprache für Inhaltswörter fungieren. Dies zeigen beispielhaft folgende Belege:

(10)	a	daschka	›Tasche‹	(aus slowakisch *taška*)
	b	garab	›Karpfen‹	(aus ukrainisch короп)
	c	has	›Gas‹	(aus ukrainisch газ)
	d	legvar	›Marmelade‹	(aus ungarisch *lekvár*)

Erwinsdorf als ein Beispiel für eine weitere oberdeutsche Siedlung in Transkarpatien
In diesem Abschnitt sollen die sprachlichen Verhältnisse der deutschen Varietät von Erwinsdorf vorgestellt werden. Bisher liegt zu dieser Siedlung keine Darstellung vor,[31] sodass zumindest eine erste knappe Beschreibung der dialektalen Verhältnisse gegeben werden soll. Die 2018 und 2019 durchgeführten Sprachaufnahmen mit der Gewährsfrau M. R. (geb. 1947) zeigen eine Varietät, die eindeutig dem Mittelbairischen zuzuordnen ist. Die folgenden Lexeme verfügen über eine typisch mittelbairische Lautstruktur. Eine kurze linguistische Analyse, die die Zuordnung zu dieser Varietät kategorisiert, folgt jeweils in Klammern:

(11)	a	woid	›Wald‹	(Vokalisierung von *L* nach Vokal)
	b	hoids	›Holz‹	(Vokalisierung von *L* nach Vokal)
	c	schoatn	›(kleine) Holzscheite‹	(Weiterentwicklung von /ei/ zu /oa/)
	d	roaf	›(Eisen-)Reif‹	(Weiterentwicklung von /ei/ zu /oa/)
	e	wia	›wie‹	(Weiterentwicklung von /ie/ zu /ia/)
	f	guad	›gut‹	(Weiterentwicklung von /uo/ zu /ua/)
	g	grea	›grün‹	(Weiterentwicklung von /üe/ zu /ea/ vor Nasal)
	h	schwar	›schwer‹	(Weiterentwicklung des Primärumlauts zu /a/)
	i	dog	›Tag‹	(Verdumpfung des Vokals /a/ zu /o/)
	j	nocht	›Nacht‹	(Verdumpfung des Vokals /a/ zu /o/)
	k	daitsch	›deutsch‹	(Entrundung des Diphthongs)
	l	moaring	›morgen‹	(Einfügung eines Sprossvokals)
	m	sun	›Sonne‹	(Erhalt von /u/ vor Nasal)

Diese mittelbairische Varietät unterscheidet sich jedoch deutlich von der der Deutschböhmen in benachbarten Dörfern Transkarpatiens. So fehlt die Diphthongierung von /ô/, und der Diphthong /ei/ wird auch in mehrsilbigen Wörtern als /oa/ realisiert (bei den Deutschböhmen gilt hier /åo/ respektive /oi/). Außerdem fehlt /ui/ aus altem /iu/. Die Kennwörter »Ertag« (Dienstag) und »Pfinztag« (Donnerstag) sind unbekannt und werden durch standardnahe Varianten ersetzt:

(12)	a	rod	›rot‹
	b	gros	›groß‹
	c	oaha	›Eiche‹
	d	diaf	›tief‹
	e	glim	›klieben, spalten‹
	f	dinsdog	›Dienstag‹
	g	dunasdog	›Donnerstag‹

Zusammenfassend kann für die Varietät von Erwinsdorf festgehalten werden, dass sie entgegen der Aussage Georg Melikas[32] nicht zu den deutschböhmischen Varietäten zu rechnen ist. Stattdessen weist das Mittelbairische von Erwinsdorf eher auf eine ober-

31 Müller: Karpathen-Ruthenien, S. 140, gibt nur einen kurzen Text als Dialektbeispiel wieder, eine weitergehende sprachwissenschaftliche Auswertung unterlässt er jedoch.
32 Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine, S. 43.

oder niederösterreichische Herkunft.[33] Dies zeigt sich in den angesprochenen Unterschieden vor allem im Bereich des Vokalismus.

Deutschböhmisch im Banat

Wie in oben dargestellt, stammten die Ansiedler vor allem aus Nordwestböhmen, zum Teil auch aus dem Bayerischen Wald.[34] Die deutschbasierte Minderheitensprache in den ab 1828 entstandenen Ortschaften im Banater Bergland weist deutliche nordmittelbairische Elemente auf. Hierzu zählen die das Nordbairische prägende Kennlautung der Steigdiphthonge (in der Dialektgeografie auch als »gestürzte Diphthonge« bezeichnet) auf Basis von zum Beispiel im Mittelhochdeutschen »fallenden« Diphthongen /uo/, /ie/ und /üe/:

(13)	a	/kou/	›Kuh‹
	b	/boucha/	›Buche‹
	c	/grei:/	›Krieg‹
	d	/heida/	›hüten‹
	e	/brei/	›Brühe‹

Daneben zeigen sich auch Einflüsse des Mittelbairischen, indem fallende Diphthonge /uo/ und /ie/ in ähnlicher Weise erhalten blieben, also nicht in den nordbairischen Varianten /ou/ und /ei/ realisiert werden. Dies ist ein Beleg für den nordmittelbairischen Mischcharakter der Varietät:

(14)	a	/blua:d/	›Blut‹
	b	/bia:/	›Bier‹

Ein Merkmal nordbairischer Varietäten und somit auch der deutschböhmischen im Banat ist die im Vergleich zum Mittelbairischen (siehe hierzu auch die Belege oben zu Transkarpatien) nicht erfolgte Vokalisierung von postvokalem »L«. Diesen Erhalt des Konsonanten zeigen zum Beispiel folgende Belege:

(15)	a	/elfe/	›elf‹
	b	/ho:ld/	›halt‹
	c	/vel/	›viel‹
	d	/schbuln/	›Spule‹

Wie auch in den deutschböhmischen Varietäten Transkarpatiens sind relikthafte Varianten greifbar. Hierzu gehört die bereits erläuterte unterschiedliche Weiterentwicklung des Protophonems /ei/ zu /oa/ in einsilbigen und zu /oi/ in mehrsilbigen Wörtern:

(16)	a	/goas/	›Geiß‹ (Singular)
	b	/gois/	›Geißen‹ (Plural)
	c	/oa/	›Ei‹ (Singular)
	d	/oi:a/	›Eier‹ (Plural)
	e	/hoibala/	›Heidelbeeren‹

33 Müller: Karpathen-Ruthenien, S. 140, deutet eine niederösterreichische Verbindung an.
34 Vgl. Höhenleitner: Leben zwischen Gestern und Heute.

Der ehemalige Langvokal /ô/ wird als Diphthong realisiert, gleichlautend zu weiten Teilen des Nordbairischen in Bayern:

(17)	a	/brou:d/	›Brot‹
	b	/hou:dsat/	›Hochzeit‹
	c	/flou/	›Floh‹
	d	/rou:d/	›rot‹

Wie auch bei den Deutschböhmen Transkarpatien blieb der im Binnenraum zunehmend veraltende Diphthong /ui/ z. B. in folgenden Beispielen erhalten:

(18)	a	/valui:sn/	›verlieren‹
	b	/zuing/	›ziehen‹
	c	/dui:f/	›tief‹
	d	/flui:ng/	›Fliege‹

Wiederum zeigt sich auch der Verlust auslautender Konsonanten, wobei bei den Deutschböhmen des Banats neben auslautendem /ch/ auch auslautendes /b/ und /g/ schwinden kann:

(19)	a	/ble:/	›Blech‹
	b	/bo:/	›Bach‹
	c	/lo:/	›Loch‹
	d	/brao:/	›Brauch‹
	e	/gro:/	›grob‹ und ›Grab‹
	f	/gel/	›gelb‹
	g	/foa:r/	›Farbe‹
	h	/pflou/	›Pflug‹
	i	/wo:/	›Waage‹
	j	/we:/	›Weg‹

Auch im Deutschböhmischen des Banats kann auslautendes, postvokales /n/ schwinden, meist mit Nasalierung des vorausgehenden Vokals beziehungsweise Diphthongs:

(20)	a	/grẽi:/	›grün‹
	b	/schẽi:/	›schön‹
	c	/wai:/	›Wein‹
	d	/grẽ:/	›Kren‹
	e	/gẽi:/	›gehen‹
	f	/schdẽi:/	›stehen‹

Im Bereich der Lexik ist wiederum eine Liste an bairischen Kennwörtern belegbar und bestätigt die Zuordnung zum Mittelbairischen. Die bis heute im Binnenraum häufig auch schriftlich verwendeten Kennwörter »Dult« (Volksfest) und »aper« (schneefrei) konnten jedoch bei den Deutschböhmen im Banat nicht erhoben werden:

(21)	a	aiga	›Eiger, Bohrer‹
	b	enk	›enk, euch‹ (Personalpronomen 2. Person Plural im Dativ und Akkusativ)

c	irda	›Ertag, Dienstag‹
d	foam	›Feim, Schaum‹
e	es	›es, ihr‹ (Personalpronomen 2. Person Plural im Nominativ)
f	hal	›häl, glatt‹
g	grawidbiarla	›Kranewitbeeren, Wacholderbeeren‹
h	kuchl	›Kuchel, Küche‹
i	pfoad	›Pfeit, Hemd‹
j	pfindsa	›Pfinztag, Donnerstag‹
k	riwidsla	›Ribisel, Johannisbeeren‹
l	schea	›Scher, Maulwurf‹

Entgegen der Verhältnisse in den deutschböhmischen Varietäten in Transkarpatien sind bei der Befragung im Banater Bergland keine entlehnten Wörter aus den Kontaktsprachen genannt worden. Marianne Wolf dagegen listet unter anderem einige aus dem Ungarischen und Rumänischen entlehnte Wörter in der Varietät von Altsadowa auf und belegt damit, dass auch die deutschböhmischen Varietäten im Banater Bergland durchaus Elemente aus den unmittelbaren Kontaktsprachen übernehmen.[35] Hier eine knappe Auswahl :

(22)	a	betschar	›schlimmer Junge‹	(aus ungarisch *betyar*)
	b	taligan	›schnell irgendwohin laufen‹	(von ungarisch *táliga*)
	c	brindsa	›Schafkäse‹	(aus rumänisch *brânză*)
	d	koschok	›Pelzmantel- oder umhang‹	(aus rumänisch *cojoc*)

SPRACHE UND IDENTITÄT

Die zunächst an der Erhebung der sprachlichen, im Besonderen der varietätenlinguistischen und sprachkontaktologischen Verhältnisse ausgerichtete Erforschung der Siedlungen in Transkarpatien erfuhr im Rahmen der Untersuchungen von Nicole Eller einen signifikanten Ausbau, als in einem nun zusätzlich angestrebten soziolinguistischen Zugang nach Konzepten einer auch an Sprache orientierten Identitätskonstruktion der deutschsprachigen Bewohner geforscht wurde.[36] Ab 2018 kam eine weitere sprachbiografisch orientierte Befragung hinzu, die auf einem eigens entwickelten Fragenkatalog als Erhebungsinstrument basiert.[37] Unter anderem wurde nach Selbstbenennungen bezüglich Ethnie und deutscher Varietät gefragt. Die Sprecherinnen und Sprecher benennen sich selbst wiederholt als »Schwoben/Schwab(ka)« (Schwaben), ihre Varietät als »Schwobisch« (Schwäbisch). Diese Eigenbenennung ist insofern nicht geografisch motiviert im Sinne einer Inbezugsetzung mit einem vermeintlich schwäbischen Herkunftsgebiet. Es handelt sich stattdessen um eine von anderen Ethnien übernommene Bezeichnung. Nach Johann Wolf sind sie daher als »Nennschwaben« und nicht als »Abstammungsschwaben« zu kategorisieren.[38] Zudem sprechen sie, wie bereits oben knapp dargestellt, deutsche Varietäten, die aus

35 Wolf: Altsadowa, S. 207f.
36 Siehe hierzu exemplarisch Nicole Eller: Das Wechselspiel von Sprache und Identität. In: Rüdiger Harnisch (Hg.): Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau, September 2010. Regensburg 2013, S. 420–428.
37 Siehe hierzu Franz, Wildfeuer: Sprachliche Identität in mehrsprachigen Räumen.
38 Johann Wolf: Kleine Banater Mundartenkunde. Bukarest 1975, S. 21.

dem Bairischen und Ostfränkischen hervorgingen. Ihre Vorfahren stammten aus Main- und Ostfranken, aus Westböhmen und anderen Teilen Österreichs,[39] jedoch nicht aus südwestdeutschen Regionen, die sich einer Region »Schwaben« zuordnen ließen. Im Folgenden eine Auswahl an Belegen mit Bezug zur Konstruktion von (Sprach-)Identität:

(23) M. H. (geb. 1951, Sinjak):
i bin schwobin (.) schwabka (-) i bin schwobin (.) das ganz sicher […] das was im herz drin ist (.) im blut (–) das kann man net vergessen

(24) T. L. (geb. 1978, Schönborn):
also ich bin (.) eigentlich ein schwob (.) auf jeden fall (-) ich habe eine schwobische familie (.) ich bin geboren in schwobischen dorf (–) also ich bin schon ein schwob

(25) A. A. (geb. 1930, Schönborn):
wir sprechen hier kein daitsch sondern (.) schwäbisch. ich lasse mich nicht ukrainisch ungarisch verkaufen (.) ich bin geboren als schwäbin

(26) M. W. (geb. 1936, Munkatsch):
ich hab schon mein passport (.) dass ich bin a schw (.) a daitsche

Die Gewährspersonen der Minderheit bezeichnen sich entsprechend der übernommenen Benennung als »Schwoben«. Diese Äußerungen lassen auf ein Konzept »schwobische Identität« schließen. Für die Sprecherinnen und Sprecher ist das »Schwobische« eine nähesprachliche und identitätsstiftende Varietät, die zudem der sozialen Abgrenzung dient und die versucht, eine gemeinsame Ethnie zu konstruieren oder sich dieser bewusst zu werden.

Im Rahmen der sprachbiografischen Interviews gaben die Gewährspersonen zudem einen Einblick in ihre individuelle Mehrsprachigkeit, die die Kontaktsprachen Ukrainisch, Ruthenisch, Ungarisch und Russisch umfassen kann. Alle Befragten sind mehrsprachig. Darüber hinaus wurde der Eindruck bestätigt, dass die deutschen Varietäten immer weniger verwendet werden, sich somit statt des »Schwobischen« die umgebenden Mehrheitssprachen durchsetzen. Georg Melika beschreibt diesen fortschreitenden Sprachverlust und sieht darin auch einen Identitätswechsel.[40] In den erhobenen Daten konnte jedoch – trotz einer Abnahme der Verwendung des »Schwobischen« – kein Konzept eines »Wechsel[s] der Volksvertretung«[41] bei den Befragten beobachtet werden.

Darüber hinaus wurde von den Befragten angegeben, dass sie in ihrer Wahrnehmung Stigmatisierung aufgrund ihrer Varietät und/oder Ethnie erfuhren:

(27) T. L. (geb. 1978, Schönborn):
einmal hab ichs mitbekommen da ich (.) hab ich dreihundert mal müssen schreiben (.) ich werde nicht reden daitsch (.) ich werde nicht reden daitsch

39 Melika: Die Deutschen der Transkarpatien-Ukraine, S. 26–37.
40 Ebenda, S. 289, S. 298.
41 Ebenda, S. 289.

(28) M. K. (geb. 1951, Schönborn):
des war verboten (.) oh (–) des war ganz schlimm (.) man hat ohrwatschel bekommen wenn man schwobisch geredt hat

Bemerkenswert war auch, dass die Befragten die verschiedenen deutschen Varietäten durchaus als ethnien-interne Kommunikationsbarriere auffassen. Sprecher J. K. spricht die mittelbairische Varietät von Barthaus und hat Schwierigkeiten mit den ostfränkischen Varietäten benachbarter Dörfer:

(29) J. K. (geb. 1956, Barthaus):
die franken aus schönborn und pausching versteht man nicht gut

Interessant ist zudem, dass J. K. seine Erstsprache nicht als »Schwobisch« bezeichnet, sondern dafür den Terminus »Barthäuser Dialekt« verwendet.[42] Sebastian Franz und Alfred Wildfeuer halten hierzu genauer fest:

> Unterschiede im linguistischen System zwischen den Varietäten der *Schwoben* sowie generell die Kompatibilität der oberdeutschen Varietäten können innerhalb der Ingroup als sozialraumunterscheidendes Symbol interpretiert und beschrieben werden.[43]

Abschließend zu diesem Kapitel soll noch ein spezielles, multiples (Sprach-)Identitätskonzept einer primär ungarischsprachigen Sprecherin vorgestellt werden, die »Schwobisch« als Zweitsprache erlernte, nach ihrer Heirat und Umzug nach Schönborn. Hierzu hält sie fest:

(30) G. N. (geb. 1950, Schönborn):
schwob (.) ich sag net so. na (…) [*schwobisch fühlen*, A.W./S.F.] *so schon mittelmäßig ja (…), kei ukrainerin nit, nein (…) na ungarin auch so mittelmäßig (…) russin nur so auch (.) ich weiß die sproch und fertig*

G. N. beantwortet die Frage nach der ethnischen Zugehörigkeit mit der Aussage: »ich weiß die sproch und fertig«. Man kann mutmaßen, dass sich aus ihrer Erstsprache Ungarisch, der als Sekundärfamiliensprache »Schwobisch« und der in der Schule erlernten Sprachen Russisch und Ukrainisch ihr Identitätskonzept zusammensetzt. Sie spricht »Schwobisch«, identifiziert sich jedoch nicht mit den »Schwoben«.

Im Rahmen ihrer auch mit Deutschsprachigen in mehreren Dörfern Transkarpatiens geführten sprachbiografischen Interviews zum Zusammenhang von Sprache und Identität kommen Franz und Wildfeuer zu folgenden Ergebnissen:

1. Beziehungen zwischen sozialen Gruppierungen mit unterschiedlichen Sprachen tragen zur Ausbildung eines mehrsprachigen Identitätskonzepts bei.
2. Für die soziale Standortfindung und Ausbildung der Identität spielt der unmittelbare Bezug zum mehrsprachigen Lebensraum eine entscheidende Rolle: Die

42 Die Aussagen von J. K. (*1956, Barthaus) entstammen einer spontanen Mitschrift der Exploratoren aus einem freien Gespräch.
43 Vgl. Franz, Wildfeuer: Sprachliche Identität in mehrsprachigen Räumen.

Minderheitensprache wird erst im Kontext von Mehrsprachigkeit zum Identitätssymbol.

3. Auch wenn die Rolle der Minderheitensprache in den Interviews durchaus individuell gewichtet wird, fassen die meisten Befragten ihre Mehrsprachigkeit als Baustein ihrer Identität auf. Die häufig als Erstsprache erworbene, (stark) identitätsstiftende deutschbasierte Minderheitensprache erzeugt aber […] eine besondere emotionale Haltung. Nicht selten wird die Sprache von den Sprecherinnen und Sprechern als Symbol und Ausdruck kulturellen Erbes angesehen und als besonders nähesprachlich empfunden.[44]

SPRACHINSELN ODER SIEDLUNGEN?

Wie schon in früheren Publikationen dargestellt,[45] ist für zahlreiche Siedlungen mit einer (auch) deutschbasierten Minderheitensprache die Bezeichnung »Sprachinsel« meist nicht bezeichnungsadäquat. Betrachtet man gängige, häufig zitierte Definitionen zum Terminus, dann lässt sich darin ein Geschlossenheitsparadigma erkennen, das für die transkarpatischen Siedlungen nicht oder nicht mehr gültig ist. So stellt Walter Kuhn, der in der Zeit der Nationalsozialisten einer stark völkisch orientierten Sprachinselforschung nahestand,[46] die »geschlossene Kolonisation […] inmitten fremden Volksgebietes« heraus.[47] Jahrzehnte später argumentiert Wiesinger in Bezug auf den Terminus »Sprachinsel« mit einer »relativ kleine[n] geschlossene[n] Sprach- und Siedlungsgemeinschaften in einem anderssprachigen, relativ größeren Gebiet«.[48] Zudem werden in der Forschung »räumlich abgrenzbare und intern strukturierte Siedlungsräume einer sprachlichen Minderheit inmitten einer anderssprachigen Mehrheit«[49] und »eine durch verhinderte oder verzögerte sprachkulturelle Assimilation, die – als Sprachminderheit von ihrem Hauptgebiet getrennt – durch eine sprachlich/ethnisch differente Mehrheitsgesellschaft umschlossen«[50] als gültige, ja maßgebliche Merkmale von »Sprachinseln« postuliert. Weltweit gesehen dürften aber solche Sprachminderheitensiedlungen die Mehrheit darstellen, in denen die in den voraus-

44 Ebenda.

45 Alfred Wildfeuer: Sprachinseln, Sprachsiedlungen, Sprachminderheiten. Zur Bezeichnungsadäquatheit dieser und weiterer Termini. In: Alexandra N. Lenz u. a. (Hgg.): Bayerisch-österreichische Varietäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Dynamik, Struktur, Funktion. Stuttgart 2017, S. 373–387; ders.: Sprachenkontakt, Mehrsprachigkeit und Sprachverlust. Deutschböhmisch-bairische Minderheitensprachen in den USA und in Neuseeland. Berlin, Boston 2017.

46 Michael Wedekind: Le »sporadi tedesche«. Le comunità germanofone dell'Alta Italia come oggetto dell'etno-scienza ed etno-politica tedesca [Die »deutschen Sprachinseln«. Die deutschsprachigen Gemeinden in Oberitalien als Gegenstand der deutschen Ethnowissenschaft und -politik]. In: Archivio trentino. Rivista di studi sull'età moderna e contemporanea del Museo storico in Trento, 57 (2008) H. 2, S. 103–138.

47 Walter Kuhn: Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. Plauen 1934, S. 13.

48 Peter Wiesinger: Deutsche Sprachinseln. In: Hans Peter Althaus, Helmut Henne, Herbert Ernst Wiegand (Hgg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik, Band 3. Tübingen 1980, S. 491–501, hier: S. 491; ders.: Sprachinsel versus Sprachminderheit. In: Manfred Michael Glauninger, Bettina Barabas (Hgg.): Wortschatz und Sprachkontakt im Kontext oberdeutscher Wörterbücher, Sprachatlanten und Sprachinseln. Werner Bauer zum 70. Geburtstag. Wien 2012, S. 151–164, hier: S. 151, bietet hierzu eine aktuellere, differenziertere Sichtweise: »Nicht jede Sprachminderheit als Gruppe bildet hinsichtlich ihres Lebensraumes eine räumlich abgegrenzte Sprachinsel […].«

49 Claus J. Hutterer: Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien. In: Werner Besch u. a. (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, 1. Halbband. Berlin, New York 1982, S. 178–189, hier: S. 178.

50 Klaus J. Mattheier: Theorie der Sprachinseln. Voraussetzungen und Strukturierungen. In: Nina Behrend, ders. (Hgg.): Sprachinselforschung. Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main 1994, S. 333–348, hier: S. 334.

gehenden Belegen durchscheinende Insel-Metapher nicht beschreibungsadäquat ist. Ein weiteres Problem der Insel-Metapher bildet die damit wiederholt verbundene Vorstellung, dass in den Minderheitensiedlungen stärker konservative Sprachverhältnisse gelten, die Siedlungen somit zwangsläufig ein (noch) lebendiges Archiv für ältere, im binnendeutschen Raum eventuell bereits verschwundene Sprachvarianten darstellten.[51] Eine solche Begrifflichkeit negiert die mannigfachen Sprachkontakt- und Sprachwandelerscheinungen in den Ortschaften.[52] Zudem erweisen sich Siedlungen außerhalb des Binnenraums oft als weniger konservativ, was einzelne sprachliche Elemente anbelangt. Sie sind somit kein leicht zugängliches, einfach lesbares Archiv bezüglich der Sprachgeschichte einzelner Dialekte. Vorgefundenes Sprachmaterial bedarf daher der eingehenden Analyse. Die in diesem Beitrag vorgestellten deutschböhmischen Siedlungen in Transkarpatien und im Banat sind schon mindestens seit den letzten Jahrzehnten verschiedenen Formen von Sprachenkontakt ausgesetzt. Die Emigranten aus Westböhmen kamen aus unterschiedlichen Ortschaften und konstituierten sich aus verschiedenen Berufsgruppen und sozialen Schichten, sodass von frühen dialektalen Ausgleichstendenzen auszugehen ist. Manche Siedlungen hatten vor Ort im Zielland auch bald Kontakt mit anderen Varietäten des Deutschen, was ebenfalls zu Sprachkontakterscheinungen und zu Dialektnivellierung geführt haben dürfte.

Aufgrund dieser und an anderer Stelle vorgebrachten Kritikpunkte bevorzuge ich die aus meiner Sicht neutraleren Termini »Siedlung« und »Sprachminderheit« anstatt des auch aus der Zeit des Nationalsozialismus ideologisch belasteten, völkisch orientierten Ausdrucks »Sprachinsel«.[53]

AUSBLICK ODER EINE »TO-DO-LISTE«

Der Beitrag sollte einen Einblick in ein sich seit 2005 zunehmend auffächerndes linguistisches Forschungsgebiet bieten – mit einem Schwerpunkt auf deutschböhmischen und weiteren oberdeutschen Siedlungen. Neben der Erhebung des Varietätenspektrums wird zunehmend auch der Zusammenhang von Sprache und Identität in den Blick genommen. Auch weitere oberdeutsche Siedlungen könnten Beachtung finden, so zum Beispiel in der Bukowina, in Ungarn, der Slowakei und in Bosnien.[54] Zunächst wäre dort herauszufinden, ob noch Sprecherinnen und Sprecher einer deutschen Varietät auffindbar sind. Gelegentlich ist man vor Ort dann überrascht, dass es entgegen andersartiger Aussagen doch Gewährspersonen gibt. Beispielhaft kann hier das oben bereits vorgestellte Erwinsdorf erwähnt werden, wo mit Hilfe eines ukrainischen Heimatforschers[55] noch Sprecher ausfindig gemacht werden konnten, trotz anders lautender Angaben bei Georg Melika.

---

51 Siehe hierzu exemplarisch Hadumod Bußmann: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart [4]2008, S. 163.

52 Prägnant, wenn auch in einem anderen Kontext, hat Geert Keil: Über Tatsachen. An die Gebildeten unter ihren Verächtern. In: Forschung & Lehre 10/2019, S. 894–897, hier: S. 897, die Bedeutung adäquater Begrifflichkeiten dargestellt, indem er Folgendes annimmt: »Von Begriffen und Kategorien ist abhängig, was wir *erkennen* können.«

53 Siehe hierzu auch ausführlich Wedekind: Le »sporadi tedesche«.

54 Siehe ausführlich zu den weitverstreuten Siedlungsgebieten der Deutschböhmen Klaube: Deutschböhmische Siedlungen im Karpatenraum.

55 Ganz herzlichen Dank an Jura Plavayko aus Unterschönborn für die jahrelange, sehr große Unterstützung bei der Suche nach Deutschsprachigen in Transkarpatien.

Relativ gut erforscht sind inzwischen die vor allem ab der Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem östlichen Mitteleuropa ausgewanderten Deutschböhmen in Nord- und Südamerika und Neuseeland.[56]

ALFRED WILDFEUER ist Professor für Variationslinguistik und DaZ/DaF an der Universität Augsburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Varietäten des Deutschen, Mehrsprachigkeit und sprachliche Variation im Unterricht, Sprachkontakt und deutschbasierte Minderheitensprachen. Er leitet das Forschungs- und Kooperationszentrum FORUMOST der Universität. E-Mail: alfred.wildfeuer@philhist.uni-augsburg.de

Upper German Settlements in the Ukrainian Oblast Transcarpathia and in the Romanian Banat Mountains

(Abstract)

The article provides insight into research on German-Bohemian-Bavarian language minorities in Ukraine and Romania. First, an overview of several Upper German settlements in Transcarpathia and Banat is given. Among other things, the history of the settlements will be presented. Afterwards, a selection of dialectal variants will be discussed and concepts of identity construction of German-speaking inhabitants in the settlements in Transcarpathia will be presented. A further section is devoted to the question of the extent to which the category of »language island« is appropriate from a linguistic perspective, or whether the term »language island« should be replaced by a more appropriate one.

56 Wer hierzu mehr erfahren möchte, dem sei als Literatur empfohlen: Nicole Eller-Wildfeuer: Sprecherbiographien und Mehrsprachigkeit. Deutschbasierte Minderheitensprachen in Osteuropa und Übersee. Tübingen 2017; Nicole Eller-Wildfeuer, Alfred Wildfeuer: Deutsche Minderheitensprachen in Mittel- und Südamerika. In: Joachim Herrgen, Jürgen Erich Schmidt (Hgg.): Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation, Band 4: Areale Sprachvariation im Deutschen. Berlin, Boston 2019, S. 1153–1176; und Alfred Wildfeuer: Sprachenkontakt, Mehrsprachigkeit und Sprachverlust. Deutschböhmisch-bairische Minderheitensprachen in den USA und in Neuseeland. Berlin, Boston 2017.

Institutionen

Thematisches Netzwerk Mehrsprachigkeit

Von Johanna Holzer, Ludwig-Maximilians-Universität München

Mehrsprachigkeit – mehr *Networking*? Ein Gespräch mit Professor Claudia M. Riehl, Leiterin des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der LMU München.

Mit der Gründung des Netzwerks für Mehrsprachigkeit im Jahr 2015, hat sich Claudia M. Riehl zusammen mit internationalen GründungspartnerInnen zum Ziel gesetzt, den wissenschaftlichen Nachwuchs nachhaltig zu fördern und den Austausch sowie die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen renommierten WissenschaftlernInnen aus dem Bereich Mehrsprachigkeit zu unterstützen.

Wie ist das Netzwerk Mehrsprachigkeit entstanden?

Seit mehr als 20 Jahren arbeite ich im Bereich Sprachkontakt- und Mehrsprachigkeitsforschung. In dieser Zeit habe ich mit namhaften ForscherInnen weltweit persönliche Kontakte aufgebaut, die seit 2015 im thematischen Netzwerk Mehrsprachigkeit vertieft werden. Die Programmatik sieht vor, den Austausch unter NachwuchswissenschaftlerInnen zu fördern sowie mehrsprachige Studiengänge und interkulturelle Lehr- und Lernkonzepte zu entwickeln. Die europäischen Partnerhochschulen im Netzwerk verfügen alle über ERASMUS-Abkommen mit der LMU, wodurch ein regelmäßiger Austausch und eine Verbesserung der internationalen Mobilität von Studierenden, DoktorandInnen und Post-DoktorandInnen gesichert sind. Dazu zählen, neben der LMU München die Freie Universität Bozen, die ELTE Universität in Budapest, die Karlsuniversität Prag, die Reichsuniversität Groningen und die Universität Melbourne.

Unterstützt werden NachwuchswissenschaftlerInnen auch durch mögliche DAAD-Stipendien, *Double-Degree*-Programme und Kurzzeitdozenturen an den im Netzwerk integrierten Partneruniversitäten.

Was war das Gründungsziel?

Das Ziel war und ist es, innovative Methoden und Konzepte im Bereich der Mehrsprachigkeitsforschung zu entwickeln. So können wir einerseits dazu beitragen, aktu-

ellen Anforderungen seitens mehrsprachiger Gesellschaften gerecht zu werden und andererseits die Konkurrenzfähigkeit der Partnerhochschulen im internationalen Wettbewerb zu sichern.

Warum ist Mehrsprachigkeit ein so zentraler Untersuchungsgegenstand in der linguistischen Forschungslandschaft geworden?

Die Fähigkeit, mehr als eine Sprache sprechen zu können, ist im Zuge der Globalisierung alltäglich geworden. Darüber hinaus existiert mittlerweile ein wissenschaftlicher Konsens, der davon ausgeht, dass es keinen monolingualen Habitus in heutigen Gesellschaften gibt. Diese Perspektive verlangt von uns WissenschaftlerInnen, das komplexe Themenfeld Mehrsprachigkeit aus unterschiedlichen, linguistischen Disziplinen heraus zu erforschen. Dazu zählen unter anderem die Neurolinguistik, die Psycholinguistik, aber auch die Textlinguistik und die Didaktik.

Wie begegnet das Netzwerk dieser Komplexität?

Durch die unterschiedlichen Forschungsschwerpunkte federführender WissenschaftlerInnen im Netzwerk ist es uns möglich, das Thema umfassend zu behandeln. Genau dafür ist die gezielte und internationale Vernetzung so wichtig. Nur so können wir erfolgversprechende Konzepte und Methoden in Hochschulen, Schulen und der allgemeinen Öffentlichkeit etablieren. Mehrsprachigkeit ist ein Thema, dass sich im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Wandlungsprozessen ständig verändert und erneuert. Wir WissenschaftlerInnen müssen deshalb Erkenntnisse sowohl vergangener als auch neuer Forschungsprojekte fortlaufend überprüfen und miteinander in Verbindung bringen. Einen adäquaten Umgang mit dem Forschungsfeld Mehrsprachigkeit versucht das Netzwerk durch einen intensiven Austausch und einen praxisnahen Ansatz im Sinne der *Applied Linguistic* zu finden, um den komplexen Anforderungen gerecht werden zu können.

Welche aktuellen Herausforderungen sehen Sie in mehrsprachigen Gesellschaften?

Grundsätzlich ist die Öffnung der Mehrheitsgesellschaft gegenüber anderen Sprachen und Kulturen von zentraler Bedeutung. Mehrsprachigkeit ist kein Handicap von Einwanderern mit Integrationsproblemen; sie ist eine der Grundvoraussetzungen für eine moderne Gesellschaft.

Es geht beispielsweise darum, die natürliche Mehrsprachigkeit von Kindern mit Migrationshintergrund zu fördern, zum anderen soll aber auch die Mehrsprachigkeit der gesamten Bevölkerung gefördert werden. Das gilt in allen mehrsprachigen Gesellschaften, besonders für autochthone Sprachminderheiten, wie wir sie in zahlreichen Ländern in Mittelost- und Südosteuropa vorfinden. Hier ist es ein besonderes Ziel, zum einen die Muttersprache der Minderheiten durch bilinguale Programme an den Schulen zu fördern und zum anderen die Mehrsprachigkeit der Mehrheitsbevölkerung voranzutreiben, indem diese an den bilingualen Programmen der Minderheiten teilhaben können. Eine Vorbildfunktion in diesem Zusammenhang haben die deutschen Nationalitätenschulen in Ungarn mit paritätischem Unterricht auf Deutsch und Ungarisch. Diese gehen im Hinblick auf die erfolgreiche mehrsprachige Erziehung mündiger europäischer Bürger mit gutem Beispiel voran.

Welche Vorteile bringt Mehrsprachigkeit mit sich?

Wer mehrere Sprachen spricht, kann verschiedene Perspektiven einnehmen und besitzt somit auch eine höhere interkulturelle Kompetenz. Außerdem verfügen Mehrsprachige über ein größeres Sprachrepertoire, was das Erlernen von weiteren Sprachen erleichtert. Bei ihnen ist die exekutive Kontrolle im Gehirn stärker ausgebildet, da sie in der Lage sind, zwischen Sprachen hin- und her zu schalten. Dies fördert die kognitiven Kontrollfunktionen, die auch auf andere Bereiche übertragen werden können.

An welchen Forschungsprojekten arbeiten die Mitglieder des Netzwerks momentan?

Anfang 2019 hat das Projekt »Albanisch im Kontakt. Horizontaler Transfer und Identitätsstiftung in der Mehrsprachigkeitspraxis« in Kooperation mit Barbara Sonnhauser von der Universität Zürich begonnen. Wir und unsere Projektteams beschäftigen uns mit den Fragen, wie HerkunftssprecherInnen des Albanischen in der Schweiz und in Deutschland ihre sprachliche Biografie und die damit verbundene Gruppenzugehörigkeit im Alltag interpretieren. Auch soll erforscht werden, welchen Einfluss Sprachkontakt auf Sprachwandel in maximal kontrollierbarer sozioökonomischer und geospatialer Kontaktsituation haben. Rita Franceschini arbeitet unter anderem an einem Langzeit-Projekt zum Thema »Sprachbiographien im mehrsprachigen Kontext« und untersucht in narrativen Interviews Spracheinstellungen bi- und multilingualer SprecherInnen aus Südtirol und ihren Umgang mit mehrsprachigen Lebenswelten. Sie zeichnet sich vor allem durch ihre Arbeit in den Bereichen Minderheitensprachen sowie Neurolinguistik und mentale Repräsentation von Mehrsprachigkeit aus. Neben Elisabeth Knipf-Komlósi, die sich vor allem mit Kontaktvarietäten des Deutschen aus historischer und gegenwärtiger Perspektive beschäftigt und 2013 für ihre exzellente Arbeit mit dem Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Preis ausgezeichnet wurde, ist zum Beispiel auch Vít Dovalil von der Karlsuniversität Prag ein hoch geschätzter Netzwerkpartner.

Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Soziolinguistik, Grammatik und Pragmatik. Er konzentriert sich vor allem auf die Sprachplanungs- und Sprachmanagementtheorie. Konkret beschäftigt er sich mit der Analyse von sprachlichen Standardisierungs- und Destandardisierungsprozessen sowie mit Sprachenpolitik und Mehrsprachigkeits-Management in der Europäischen Union. Dies sind nur ein paar Beispiele unserer aktuellen Forschungsschwerpunkte. Wie man sehen kann, orientiert sich unsere Forschung an gesellschaftsrelevanten und gesellschaftspolitischen Themen wie Sprachpolitik, Migration oder SprecherInnenmilieus. Das Netzwerk sieht sich somit selbst in einer »mehrsprachigen« Rolle: nämlich als Vermittler zwischen Sprachen und Kulturen sowie Wissenschaft und Praxis.

Wie gestaltet sich die zukünftige Zusammenarbeit des Netzwerks Mehrsprachigkeit?

2018 fand das erste Nachwuchskolloquium für Mehrsprachigkeitsforschung in München statt, in dem innovative Projekte im Bereich Sprachbiografien, Identität und Mehrsprachigkeit vorgestellt wurden. Es ging hier zum Beispiel um die Frage, welche biografischen und sozialen Faktoren den Spracherwerb von späten L2-Lernern beein-

flussen und wie sich Identität mit und durch Sprache verändert. Unser Anliegen ist es, die Nachwuchsförderung durch internationale Konferenzen weiter auszubauen und die sprecherzentrierte Perspektive innerhalb der Mehrsprachigkeitsforschung zu betonen, so wie es auch beim Forschungsprojekt »Schaufenster Enkelgeneration« in Kooperation mit dem Goethe-Institut der Fall war. Hier haben wir ost- und mitteleuropäische SprecherInnen und ihren Gebrauch des Deutschen als Minderheitensprache untersucht. Ein Schwerpunkt des Netzwerkes liegt nämlich auf der Erforschung von Sprachbiografien mehrsprachiger Sprecher und der damit oftmals verbundenen Problematik der sprachlichen Identität. Zu diesem Thema ist im nächsten Jahr auch ein Workshop geplant, in dem die methodische Ausrichtung von sprachbiografischen Forschungsansätzen diskutiert und weiterentwickelt werden soll. Neben regelmäßig stattfindenden Workshops sind auch Sommerakademien geplant, in denen MasterstudentInnen und DoktorandInnen ihre Forschungsprojekte vorstellen können. Mit den Netzwerkpartnerinnen Rita Franceschini von der Universität Bozen und Elisabeth Knipf-Komlósi von der ELTE Budapest haben wir zwei sehr renommierte Forscherinnen auf diesem Gebiet, die mit ihrer Expertise besonders die NachwuchswissenschaftlerInnen unterstützen können.

CLAUDIA M. RIEHL ist Inhaberin des Lehrstuhls für Germanistische Linguistik mit Schwerpunkt Deutsch als Fremdsprache und Leiterin des Instituts für Deutsch als Fremdsprache der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie ist außerdem Leiterin der Internationalen Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit an der LMU und Vorstandsvorsitzende des IKGS.

JOHANNA HOLZER ist Koordinatorin der Internationalen Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit an der LMU München.
E-Mail: holzer@daf.lmu.de

Projektwerkstatt

Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM) – Werkstattbericht

Von Viktória Nagy und Szimonetta Waldhauser, ELTE Budapest

Die ungarndeutschen Mundarten sind Sprachinselmundarten und zeigen zahlreiche Facetten des Sprachgebrauchs einer Sprachinselminderheit, zum Beispiel Spracherosionen, Sprachkontaktphänomene wie Sprachwechselerscheinungen, Codeswitching- und Codemixingformen, Mischformen, typische und atypische Transferenzen et cetera.[1] Die Erforschung der ungarndeutschen Minderheit blickt auf eine längere Geschichte und ist von mehreren methodischen Herangehensweisen gekennzeichnet, doch bislang ist kein wissenschaftliches, dezidiert lexikografisches Projekt entstanden, das den Wortschatz dieser Minderheit erfasst oder dokumentiert. Das Konzept der Wörterbucherstellung ist nicht neu; es geht auf Heinrich Schmidt zurück, Tafferner wies auf dieselbe Notwendigkeit ebenso hin wie in den 1960er-Jahren Mollay und Hutterer.[2]

Aufgrund der schwindenden Dialektkompetenzen der ungarndeutschen Sprecher wurde die Dringlichkeit der Erstellung einer Datensammlung immer größer; so konnten dank einer einmaligen Unterstützung des Ungarischen Wissenschaftlichen Fonds zwischen 2010 und 2015 die vorbereitenden Arbeiten für das Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM) begonnen werden. Die Arbeitsstelle des Wörterbuchs befindet sich am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest.

ZIELSETZUNGEN DES WÖRTERBUCHPROJEKTES

Die historischen Wurzeln der heute in Ungarn lebenden deutschstämmigen Bevölkerung gehen auf das ausgehende 17. beziehungsweise auf das 18. Jahrhundert zurück.

1 Vgl. Elisabeth Knipf-Komlósi: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn. Stuttgart 2001. Vgl. auch: dies., Márta Müller: »Ein unermäßliches Land von Begriffen«. Sichtbar gewordene Wörter der Ungarndeutschen. In: Christoph Mauerer (Hg.): Mehrsprachigkeit in Mittel-, Ost- und Südosteuropa: Gewachsene historische Vielfalt oder belastendes Erbe der Vergangenheit. Regensburg 2017, S. 138–167.

2 Claus Jürgen Hutterer: Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Historische Lautgeographie der deutschen Mundarten in Mittelungarn. In: Theodor Frings (Hg.): Mitteldeutsche Studien 24. Halle (Saale) 1963; Claus Jürgen Hutterer, Karl Manherz: Fragebogen über Volkstracht, Haus und Hof sowie Weinbau, 1963–1964 (unveröffentlichtes Manuskript). Vgl. Knipf-Komlósi, Müller: »Ein unermäßliches Land von Begriffen«, S. 138.

Die deutschen Siedler ließen sich in Transdanubien, in einigen Teilen der Ungarischen Tiefebene, in den Regionen des Nördlichen Mittelgebirges und in Gebieten südlich des Plattensees nieder. Als Ergebnis der sprachlichen und kulturellen Ausgleichsprozesse entstanden innerhalb der Regionen ostdonaubairische, bairisch-fränkische, fränkische, hessische, pfälzische, fuldische, ostfränkische und schwäbische Mischmundarten.

Das Wörterbuch setzt sich zum Ziel, den Wortschatz jener mittel- und oberdeutschen (Siedlungs-)Mundarten zu dokumentieren, die auf dem Gebiet des heutigen Ungarn gesprochen werden. Das WUM ist primär ein synchrones, diatopisches, dokumentationslexikografisches Bedeutungswörterbuch, dessen Korpus vornehmlich auf einem bäuerlich-handwerklichen Wortschatz mit Sprachinselcharakter fußt; es hat aber zudem – bestimmt durch die in ihm vertretenen Wortschatzschichten – einen zweiten, sachlexikografischen Schwerpunkt. Als Gegenstand des Wörterbuches wird überwiegend der im 20. Jahrhundert und in der Gegenwart vorhandene Wortschatz dieser Minderheit betrachtet.[3]

VOM KORPUS ZUR MIKROSTRUKTUR

Das WUM dokumentiert die genealogisch verschiedenen Mundarten dreier Siedlungsräume.

Das Belegmaterial zu den ungarndeutschen Dialekten wird nach der Gliederung Hutterers (1963) angeordnet: Zunächst werden Belege aus dem A-Gebiet (Westabschnitt und Ostabschnitt des Ungarischen Mittelgebirges samt Agglomerationsgebieten um Budapest mit Donauknie und Plattenseeoberland) aufgeführt, gefolgt von Belegen aus dem B-Gebiet (Südungarn, mit den Komitaten Branau [ung. Baranya], Schomodei [ung. Somogy], Tolnau [ung. Tolna] und Batschka [ung. Bácska]), und schließlich stehen Belege aus dem C-Gebiet (Westungarn, Ödenburg [ung. Sopron], Güns [ung. Kőszeg] und Sankt Gotthard [ung. Szentgotthárd] mit Umgebung).

Der Aufbau der Datenbank begann mit der Digitalisierung der Katalogzettel und den bereits abgefragten Fragebogen zu den Sachbereichen Tracht und Weinbau des Ungarndeutschen Forschungszentrums. Das gesamte Belegmaterial der WUM-Datenbank folgt einer Gliederung nach den Sachbereichen Volksnahrung, Sitten und Bräuche, Geburt/Taufe, Eheschließung/Hochzeit, Tod/Bestattung, Verwandtschafts- und Personenbezeichnungen, Flora und Fauna sowie Gegenstände des Alltags. Hinsichtlich der strukturellen Beschaffenheit des Belegmaterials ergeben sich Simplizia, Komposita und derivierte Wortformen, darüber hinaus auch Mehrworteinheiten wie Kollokationen, seltenere Redewendungen, Sprichwörter, Sprüche, Bauernregeln und kurze (Kinder-)Reime sowie attributive Konstruktionen.[4]

Die Datenbank wurde durch die kontinuierliche Auswertung von Dissertationen und wissenschaftlichen Beiträgen, die sich auf eine Belegsammlung stützen bzw. volkskundliche Themen aus dem Alltag dieser Sprachgemeinschaft behandeln, erweitert. Als Quellen wurden Hauskalender, Zeitungsartikel und Werke der ungarndeutschen Mundartliteratur gesichtet und bearbeitet. Über die genannten Quellen hinaus wurden jene thematischen Fragebogen über Volkstracht, Haus und Hof sowie Weinbau digitalisiert, die noch in den Jahren 1963 und 1964 von Claus Jürgen Hutte-

3 Ebenda, S. 257–268.

4 Zu den Quellen und dem Korpus vgl. Elisabeth Knipf-Komlósi, Márta Müller: Ressourcen und Quellen des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Germanistische Studien 10 (2016), S. 221–242.

rer und Karl Manherz vorbereitet und an Privatpersonen der drei (oben genannten) Siedlungsräume gesandt worden waren.[5] Parallel zur gesteuerten Erweiterung der WUM-Datenbank werden auch private Erhebungen und Veröffentlichungen von interessierten Laien oder Heimatvereinen gesammelt.[6]

Neben der Datensammlung, -verarbeitung und -digitalisierung wurden nach dem Studium der für das WUM relevanten großlandschaftlichen Dialektwörterbücher und Sprachinselwörterbücher eine Basis-Lemmaliste sowie abstrakte Mikrostrukturen der Autosemantika zusammengestellt und Probeartikel zum Testen der Konzeption des WUM geschrieben.[7] Auf der Grundlage des bis dahin erstellten Korpus wurden bis 2017 700 Probeartikel geschrieben.

Die Lemmaliste des WUM inventarisiert den gegenwärtigen, von ungarndeutschen Sprechern noch gebrauchten Wortschatz alphabetisch nach standarddeutschen Stichwörtern. In der abstrakten Mikrostruktur wurden bei jedem Wortartikel das Lemma, der grammatische Kommentar (Wortart, Genus, Angabe der Konjugationsklasse), die Bedeutungserklärungen mit mindestens einem Beleg sowie die Herkunft der Belege (Verbreitung, Erhebungsregion oder -ort) als obligatorische Positionen bestimmt und angegeben. Als optional wurden die Angaben zur Flexion, ferner Verwendungsbeispiele und Phraseologismen, Angaben zur Etymologie (nur bei Kontaktphänomenen), zur Sach- und Volkskunde, zur Synonymik und die Angabe der – die Artikel abschließenden – ungarischsprachigen Äquivalente erachtet.[8]

Das Wörterbuchkorpus des WUM wird in einer passwortgeschützten, internetgestützten Datenbank auf den Servern der Eötvös-Loránd-Universität[9] gespeichert. In die Datenbank wurde bisher dialektales Material aus 267 Siedlungen und Kleinregionen zu insgesamt 12.467 Lemmata manuell eingegeben und gespeichert.

BENUTZERKREIS

Zum potenziellen Benutzerkreis des WUM gehören Experten – Dialektologen, Kontaktlinguisten, Historiker, Volkskundler, Kulturhistoriker –, aber auch jene Laien (Erwachsene und Schüler), die die ungarndeutschen Mundarten aktiv oder passiv beherrschen, ferner auch nichtmundartkundige Nutzer, die sich entweder in der dialektalen Vielfalt der deutschen Sprache kundig machen wollen oder sich für kulturhistorische Kommentare interessieren. Die denkbaren Zielgruppen des Wörterbuchs können zwei Generationen sein: Einerseits diejenigen, die spätestens in den 1950er-Jahren geboren wurden; ihnen hilft dieses Wörterbuch ihre Dialektkenntnisse zu bestätigen beziehungsweise ihre Identität zu stärken. Andererseits aber auch die nach 1960 geborenen Passivsprecher, die mit Hilfe des Wörterbuchs ihre aktiven und passiven Dialektkenntnisse reflektieren können.[10]

---

5 Vgl. Müller: »Ein unermäßliches Land von Begriffen«. Dialektlexikographische Konzeptionen im Vergleich, S. 26.

6 Vgl. Magdolna Hidas-Márin u. a.: Császártöltési Sváb Szótár/Tschasarteter Schwäbisches Wörterbuch. Császártöltés 2014 (Mskr.); Hajoscher Wörterbuch/Hajós sváb-magyar szótár. Emberi Erőforrások Minisztériuma 2016.

7 An der Ausarbeitung des Wörterbuchkonzeptes beteiligten sich Regina Hessky, Elisabeth Knipf-Komlósi (Projektleiterin), Katharina Wild, Maria Erb, Éva Márkus und Márta Müller.

8 Ausführlicher zur Mikrostruktur, insbesondere zum semantischen Teil der Wörterbucheinträge Knipf-Komlósi, Müller: Ressourcen und Quellen des Wörterbuchs der Ungarndeutschen Mundarten, S. 75–104.

9 Homepage der WUM-Datenbank: <http://wum.elte.hu>, 23.9.2019.

10 Müller: »Ein unermäßliches Land von Begriffen«. Dialektlexikographische Konzeptionen im Vergleich, S. 39–42.

PERSPEKTIVEN

Das dialektlexikografische Projekt setzt sich zum Ziel, den mittel- und oberdeutschen Wortschatz der ungarndeutschen Minderheit zu erfassen und zu kodifizieren. Zwar zeigen sich erfreuliche Tendenzen in der Dokumentation von Ortsmundarten in Form von syntopischen Laienwortverzeichnissen und -wörterbüchern,[11] ja sogar in Form von dialektal beschrifteten Straßenschildern,[12] aber die Erstellung eines überregionalen Wörterbuchs ist wegen des stark fortschreitenden Assimilationsgrades der Minderheit und ihrer schwindenden Dialektkompetenz besonders dringlich. Eine erstrangige Aufgabe ist deshalb der Aufbau einer reichhaltigen Materialbasis, wozu eine möglichst breite, landesweite Erfassung des minderheitenspezifischen Alltagswortschatzes unerlässlich ist. Parallel dazu wird zurzeit eine Editormaske zur Datenbank entwickelt, durch welche das gesammelte Dialektmaterial den metalexikografischen Prinzipien des WUM entsprechend geordnet werden kann. Beim Vorhandensein nötiger finanzieller Mittel wird beabsichtigt, die Daten und Ergebnisse in Printausgaben und anschließend online zu publizieren.[13]

VIKTÓRIA NAGY, geboren 1995, stammt aus einer ungarndeutschen Familie. Sie hat Deutsch als Minderheitensprache und Englisch auf Lehramt an der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) in Budapest studiert, wo sie zurzeit Doktorandin in der Doktorschule für Sprachwissenschaft (Programm: Germanistik) ist. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der fremdsprachlichen Kompetenzmessungen, welche sie in den deutschen Nationalitätenschulen in Ungarn untersucht. Sie ist Vollversammlungsmitglied der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen.
E-Mail: naagy.viktoria@gmail.com

SZIMONETTA WALDHAUSER, geboren 1994, stammt aus einer ungarndeutschen Familie. Sie hat Deutsch als Minderheitensprache und Ungarisch als Muttersprache auf Lehramt an der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) in Budapest studiert, wo sie zurzeit Doktorandin im germanistischen Programm der Doktorschule für Sprachwissenschaft ist. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der Spracheinstellungsforschung, die sie unter Ungarndeutschen und Ungarn untersucht.
E-Mail: waldhauser.szimonetta@gmail.com

11 Vgl. Elisabeth Knipf-Komlósi, Márta Müller: Zwischen Vitalität und Aufgabe. Dynamische Aspekte in der Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn. In: Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (2018) Bd. 26, S. 51–67 sowie dies. in: Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (2019) Bd. 27, S. 483–500.

12 Márta Müller: Bajor utcanevek egy magyarországi német településen [Bairische Gassennamen in einer ungarndeutschen Siedlung]. In: Névtani értesítő 35 (2013), S. 97–107.

13 Eliasbeth Knipf-Komlósi, Márta Müller: Wörterbuch der Ungarndeutschen Mundarten (WUM). In: Philipp Stöckle (Hg.): Germanistische Dialektlexikographie im 21. Jahrhundert (im Druck).

»Sie waren nie in ihrem Leben Deutsche«

Lokale Archivquellen zur Deportation der Ungarndeutschen in die Sowjetunion 1944/1945. Ein atypisches Fallbeispiel

Von Beáta Márkus, Universität Pécs/Fünfkirchen

Die Deportation von Angehörigen deutscher Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa in die Sowjetunion am Ende des Zweiten Weltkriegs ist ein weithin bekanntes Kapitel in deren Geschichte. Spätestens mit dem Roman *Atemschaukel* von Herta Müller wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Phänomen gelenkt, das für die Betroffenen unendliches Leid und für Tausende der Deportierten fatale Folgen mit sich brachte.

Seit den politischen Transformationen in den Staaten des ehemaligen Ostblocks Ende der 1980er-Jahre wurde zu diesem Thema intensiv geforscht.[1] Die Ergebnisse trugen dazu bei, dass die Nachwelt einen tiefen Einblick sowohl in den sowjetischen Hintergrund des Deportationsbefehls als auch in die individuelle Perspektive der Deportierten gewinnen konnte. Es ist seit den 1990er-Jahren bekannt, dass der Hintergrund der Deportation der Arbeitskräftemangel in der UdSSR bei Kriegsende war, weswegen sie auf die Zwangsarbeit verschiedener Personengruppen – Kriegsgefangener, politischer Häftlinge und sogar ausländischer Zivilisten – angewiesen war. In diesem Sinne wurde der Beschluss Nr. 7.161 des Staatlichen Verteidigungskomitees

1 Eine Auswahl der Werke aus den 1990er-Jahren, die wichtige Ergebnisse zum Themenfeld Deportation und Gefangenschaft in der Sowjetunion lieferten – ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Aleksei Korszun, György Dupka (Hgg.): A »Málenykij Robot« dokumentumokban [Dokumente zum »Malenkij Robot«]. Ungvár 1993; Stefan Karner: Im Archipel GUPVI. Kriegsgefangenschaft und Internierung in der Sowjetunion 1941–1956. München 1995; Pavel Poljan: Westarbeiter. Reparationen durch Arbeitskraft. Deutsche Häftlinge in der UdSSR. In: Dittmar Dahlmann, Gerhard Hirschfeld (Hgg.): Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation. Dimensionen der Massenverbrechen in der Sowjetunion und in Deutschland 1933 bis 1945. Essen 1999, S. 337–367; Georg Weber (Hg.): Die Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945–1949. Band 1–3. Köln 1995; Helmut Berner, Doru Radosav: Und keiner weiß warum. Eine deportierte Geschichte. Ravensburg 1996; Hannelore Baier (Hg.): Deportarea etnicilor germani din România în Uniunea Sovietică 1945: culegere de documente de arhivă [Die Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion. Archivdokumente]. Sibiu 1994; Miklós Füzes: Modern rabszolgaság. Magyar állampolgárok a Szovjetunió munkatáboraiban [Moderne Sklaverei. Ungarische Staatsbürger in den Arbeitslagern der Sowjetunion]. Budapest 1990.

verkündet,[2] in dem Josef Stalin anordnete, dass die deutschstämmigen, arbeitsfähigen Zivilisten aus Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien, Ungarn und aus der Tschechoslowakei zur sogenannten Wiedergutmachungsarbeit in der Sowjetunion »mobilisiert und interniert« werden sollten.

Dieser Beitrag ist einer wenig berücksichtigten Problematik und einer Region in Ungarn gewidmet, die in der deutschsprachigen Forschung bisher fast völlig ausgeblendet geblieben ist.[3] Die ungarische Fachliteratur hielt bereits in den 1990er-Jahren fest, dass aus dem Land zahlreiche »Ungarn als Deutsche« in die Sowjetunion deportiert worden waren – besonders aus dem nordöstlichen Landesteil, der kein traditionelles deutsches Siedlungsgebiet gebildet hatte.[4] Als Grund wurde die sowjetische Willkür benannt, wonach die Rote Armee eine möglichst hohe Anzahl an Deportierten erreichen wollte, weswegen sie ungarische Zivilisten ohne Selektion verschleppt hätte. Wie es dazu kam, welche Akteure bei der Durchführung mitwirkten, und auf welcher Grundlage die Zivilisten in dieser Region ausgewählt wurden, wurde nicht näher geklärt.

Ein Grund für diese Forschungslücke ist, dass sich die bisherigen Untersuchungen fast ausschließlich auf die Selbstzeugnisse der Überlebenden konzentriert und deren Kenntnisstand widerspiegelt haben. Die Betroffenen selbst erfuhren jedoch weder zur Zeit ihrer Rekrutierung noch in der seither verstrichenen Zeit, welche Verordnungen auf lokaler Ebene verkündet und ausgeführt wurden, wer sie warum auswählte und welche Rolle ungarische Verwaltungsbehörden während der Deportation spielten. Ihre Narrative stellen die Aktion als chaotisch, willkürlich und oft als großes Unrecht dar, weil sie als »Deutsche« deportiert worden seien, obwohl sie sich selbst als »Ungarn« definierten.

In meinem Beitrag analysiere ich die Unterlagen der damaligen ungarischen Verwaltungsbehörden. Diese werfen ein neues Licht auf die Vorgänge in der Region. Sie zeigen ebenso, dass die Ausführung des Deportationsbefehls chaotisch und für die ungarische Seite unberechenbar war, wobei die sowjetischen Kommandanten ihre militärische Macht zur Geltung brachten. Nach diesen Dokumenten verfügten die Leiter der Gemeinden und Komitate zudem über einen gewissen Handlungsspielraum während der Deportation, den sie allerdings oftmals nicht dazu nutzten, um möglichst viele ungarische Staatsbürger vor der Strafaktion zu retten. Sie sahen vielmehr in dem Befehl die Möglichkeit einer langfristigen ethnischen und politischen Umstrukturierung der Region und unternahmen mehrere Versuche, die Deportation für ihre eigenen Zwecke auszunutzen.

Der nordöstliche Teil Ungarns gehörte nicht zu den traditionellen deutschen Siedlungsgebieten, obwohl im 18. Jahrhundert auch diese Region Siedler aus dem deut-

2 Pavel Poljan: Internierung der Deutschen in Südosteuropa. In: Karl Eimermacher, Astrid Volpert (Hgg.): Verführungen der Gewalt. Russen und Deutsche im Ersten und Zweiten Weltkrieg. München 2005, S. 1343–1360, hier: S. 1347–1349.

3 Auf Ungarisch zur Region siehe Gergely Kunt: A málenkij robot Miskolcon, különös tekintettel a német nemzetiségű lakosok elhurcolására [Der Malenkij Robot in Miskolc, unter besonderer Berücksichtigung der Verschleppung der Einwohner deutscher Nationalität]. In: Arnold Tóth (Hg.): Miskolci németek kényszermunkán a Szovjetunióban, 1945–1949 [Zwangsarbeit Miskolcer Deutscher in der Sowjetunion, 1945–1949]. Miskolc 2017, S. 41–95.

4 György Zielbauer: Magyar polgári lakosok deportálása és hadifogsága (1945–1948) [Deportation und Kriegsgefangenschaft ungarischer Zivilisten (1945–1948)]. In: Történelmi Szemle 31 (1989) H. 3–4, S. 270–291, hier: S. 277.

schen Sprachraum aufnahm.[5] Sie bildeten jedoch kein geschlossenes, zusammenhängendes Siedlungsgebiet, weswegen die deutschsprachigen Bewohner einer starken Assimilation ausgesetzt waren. Die Nachfahren der deutschen Siedler gaben ihre Sprache, Kultur und Sitten mehrheitlich bereits vor dem 20. Jahrhundert auf. Zur Zeit der letzten Volkszählung vor dem Zweiten Weltkrieg, im Jahre 1941, gab es keine Gemeinde im nordöstlichen Landesteil, in welcher der Anteil der Personen, der sich zur deutschen Muttersprache bekannte, 5 Prozent überschritt.[6]

Im Folgenden werde ich das Beispiel der Stadt Miskolc (dt. Mischkolz) und ihrer Umgebung näher analysieren. An dieser Stelle muss betont werden, dass die Umstände der Deportation in dieser Kleinregion Folgen der regionalen Verhältnisse waren; sie sind keinesfalls repräsentativ für den gesamten ungarischen Deportationsvorgang. Sowohl die Gegebenheiten des Gebiets – etwa der niedrige Anteil der deutschen Bevölkerung – als auch die Entwicklungen während und unmittelbar nach der sowjetischen Besetzung waren eher atypisch. Dadurch stellt die Region einen Sonderfall dar, der jedoch viele neue Fragen aufwirft und zeigt, wie lückenhaft der bisherige Kenntnisstand über die Deportation ist.

Miskolc war Sitz des damaligen ungarischen Komitats Borsod. Die folgende Tabelle enthält die Angaben der Volkszählung von 1941 zur deutschen Muttersprache und Nationalität aus den von der Deportation betroffenen Gemeinden und Städten der Region.[7]

Ort	gesamt	Personen deutscher Muttersprache	in Prozent	Personen deutscher Nationalität	in Prozent
Komitat Borsod	304.955	361	0,1	145	0,04
Bezirk Edelény	40.607	43	0,1	22	0,05
Edelény	3.280	5	0,1	5	0,1
Szuhakálló	1.068	1	0,09	1	0,09
Kurityán	1.055	1	0,09	1	0,09
Bezirk Miskolc	71.762	168	0,2	64	0,08
Alsózsolca	2.899	1	0,03	0	0
Diósgyőr	26.538	135	0,5	59	0,2
Görömböly	2.845	3	0,1	3	0,1
Hejőcsaba	5.036	10	0,1	2	0,03
Ónod	2.369	2	0,08	2	0,08
Hámor	1.030	2	0,1	1	0,09
Szirma	1.899	0	0	0	0
Stadt Miskolc	77.762	841	1	127	0,1

5 Siehe dazu Gerhard Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn. Band 1: Vom Frühmittelalter bis 1860. Marburg 2013, S. 163f.

6 Dezső Dányi (Hg.): Az 1941. évi népszámlálás. Anyanyelv, nemzetiség, nyelvismeret [Die Volkszählung von 1941. Muttersprache, Nationalität, Sprachkenntnisse]. Band 3/a. Budapest 1983, S. 64.

7 Die Angaben beruhen auf Magyar Királyi Statisztikai Hivatal (Hg.): 1941. évi népszámlálás: A népesség nemzetiség szerint községenkint és törvényhatóságonkint (Ideiglenes eredmények) [Die Volkszählung 1941. Angaben zur Nationalität der Bevölkerung nach Gemeinden und Munizipien (Vorläufige Ergebnisse)]. Budapest 1944, S. 35, S. 37; Magyar Királyi Statisztikai Hivatal (Hg.): 1941. évi népszámlálás: A népesség anyanyelv szerint, községenkint és törvényhatóságonkint (Ideiglenes eredmények) [Die Volkszählung 1941. Angaben zur Muttersprache der Bevölkerung nach Gemeinden und Munizipien (Vorläufige Ergebnisse)]. Budapest 1943, S. 35, S. 37.

Die Statistiken zeigen, wie gering die Anzahl derjenigen Personen war, die 1941 bereit waren, sich zur deutschen Muttersprache oder Nationalität zu bekennen. Ausschließlich in der Stadt Miskolc und unter den Arbeitern der Eisenwerke von Diósgyőr gab es kleinere Gruppen, die sich als Deutsche definierten. Interethnische Konflikte zwischen der deutschen Bevölkerung und den ungarischen Behörden waren also gering oder sogar atypisch für die Region.

Das Gebiet wurde nach intensiven Kampfhandlungen von der 2. Ukrainischen Front der Roten Armee erobert. Ein eigenartiger Zug der lokalen Machtübernahme war, dass die Sowjets von einer lokalen Gruppe, dem sogenannten Mokan-Komitee,[8] unterstützt wurden. Das Mokan wurde 1943 illegal von Arbeitern des Eisenwerks gegründet.[9] Vor dem sowjetischen Einmarsch übten sie Spionagetätigkeiten aus. Als die Rote Armee am 3. Dezember 1944 Miskolc eroberte, beauftragte der sowjetische Kommandant die Mokan-Mitglieder mit Verwaltungs- und Ordnungsaufgaben. Die Mitglieder erlangten Positionen in den verschiedensten Verwaltungsorganen und durften Waffen tragen.[10] Nach der Normalisierung der Lage blieben sie weiterhin aktiv; sie prägten die Verwaltungstätigkeit von Miskolc als Kommunisten auch weiterhin.[11] Auch bei der Ausführung des Deportationsbefehls wirkten einige Mokan-Mitglieder aktiv mit.

Die Deportation begann in der Region relativ spät – erst in der zweiten Januarhälfte 1945. Zu dieser Zeit wurden die Zivilisten deutscher Abstammung aus vielen Regionen (zum Beispiel aus Südtransdanubien und aus dem Komitat Békés in Südostungarn) bereits rekrutiert und deportiert. Das lässt darauf schließen, dass die ungarischen Behörden damals schon informiert waren, welche Folgen zu erwarten waren, sobald die sowjetischen Kommandanten eine Konskription der Personen deutscher Abstammung anordneten. Warnungen und Widerstand blieben jedoch auf allen Ebenen aus.

Der erste bekannte Schritt der Deportation wurde im Komitat gründlich dokumentiert. Am 19. Januar 1945 ordnete Obergespan Béla Tóth, selbst Mokan-Mitglied, eine Konskription mit dem Ziel einer »Überprüfung der Personen mit deutschen Namen« an.[12] Eine Liste der Frauen von 18 bis 30 Jahren und der Männer von 17 bis 45 Jahren war unter Androhung der Todesstrafe innerhalb von drei Tagen anzufertigen. Die Verordnung benannte folgende Kategorien:

a) Personen, die sich bei der letzten Volkszählung zur deutschen Muttersprache bekannten;
b) Personen, die ihre magyarisierten Namen wieder gegen die deutschen Version austauschten;
c) Personen, die sich nachdrücklich zu den Deutschen bekannten und über die bekannt ist, dass sie Deutsche sind oder sich als Deutsche bekennen;

8 »Mokan« steht für Magyarországi Kommunisták Antináci Komitéja (Antinazi-Komitee der ungarischen Kommunisten).

9 József Simon: Mokan-Komité. A a miskolci-diósgyőri ellenállás története [Das Mokan-Komitee. Geschichte des Widerstands in Miskolc-Diósgyőr]. In: Herman Ottó Múzeum Évkönyve 53 (2014), S. 325–332, hier: S. 325.

10 Ebenda, S. 330.

11 Zu ihrer Tätigkeit vgl. Dávid Majzik: A Mokan-komité szerepe a kommunista hatalomváltás előkészítésében Miskolcon [Die Rolle des Mokan-Komitees bei der Vorbereitung der kommunistischen Machtübernahme in Miskolc]. In: Herman Ottó Múzeum évkönyve 54 (2015), S. 453–469.

12 Magyar Nemzeti Levéltár – Borsod-Abaúj-Zemplén Megyei Levéltár (Ungarisches Nationalarchiv – Komitatsarchiv Borsod-Abaúj-Zemplén, i. F. MNL BAZML) IV. 904. A. Präsidialunterlagen des Vizegespans des Komitats Borsod 934/1945, Schreiben des Untergespans an die Gemeindeleiter, 19.1.1945.

d) Personen, die deutsche oder deutsch klingende Namen haben.
Ich merke noch an, dass der Punkt d. von informativer Bedeutung ist; diese Personen werden keine Nachteile haben, ihnen wird nichts Schlechtes passieren.[13]

Die Altersgrenzen und die Beschreibung der betroffenen Personenkreise lassen darauf schließen, dass diese Verordnung die bloße Übersetzung des sowjetischen Deportationsbefehls war. Für die 2. Ukrainische Front war auch in anderen Regionen kennzeichnend, dass sie die deutsche Abstammung der Bevölkerung auf der Grundlage der »deutsch klingenden Namen« feststellen wollten. Auch wenn die Kategorisierung von Menschen durch andere Personen aufgrund ihrer Namen oder Muttersprache durchaus problematisch ist, lässt sich bei dieser Verordnung noch das Bestreben erkennen, möglichst diejenigen Personen zu finden, die tatsächlich deutscher Abstammung waren. Der Beschluss Nr. 7.161. enthielt nämlich keine näheren Angaben dazu, wie die Abstammung der Zivilisten hätte festgestellt werden sollen. Dieser Umstand stellte die Akteure, die sich in den lokalen Verhältnissen kaum auskannten, vor eine Herausforderung, als sie den Befehl in die Praxis umsetzen sollten.

Es bleibt eine offene Frage, die sich anhand der Quellenlage nicht beantworten lässt: ob der Obergespan überhaupt versucht hatte, den sowjetischen Kommandanten mitzuteilen, dass die Zahl der deutschen Bevölkerung in der Region extrem gering war. Dem Deportationsbefehl konnten sich die ungarischen Behörden nicht komplett entziehen. Der Umstand jedoch, dass in vielen Regionen, in denen keine deutsche Bevölkerung lebte, keine Deportation durchgeführt wurde, lässt darauf schließen, dass die Sowjets Wert darauf legten, dass die Deportierten tatsächlich Personen deutscher Abstammung waren. Wenn in einem Gebiet keine solchen zu finden waren, wurde der Deportationsbefehl nicht automatisch auf andere Ethnien ausgeweitet. Die Entwicklungen nach dem 19. Januar um Miskolc deuten jedoch darauf hin, dass Obergespan Tóth gar nicht versuchte, die sowjetischen Militärs davon zu überzeugen, dass es in der Region kaum entsprechenden Personen gab. Dabei handelte es sich sogar um eine bewusste Entscheidung, mit der er den Deportationsbefehl zu eigenen Zwecken ausnutzen konnte.

Was genau in den Gemeinden ab dem 20. Januar vorging, lässt sich anhand eines Berichts des Oberstuhlrichters von Edelény illustrieren, den jener am 20. Januar verfasste. In seiner Gemeinde wurde die Deportation bereits vor der Verordnung über die Konskription durchgeführt:

[…] vor einigen Tagen, als die anderen russischen Kommandanten gerade weggingen, traf ein russischer /wahrscheinlich Gendarmerie/ Hauptmann mit seinen Leuten in Edelény ein. Er trat sehr gewalttätig auf und ließ die Männer zwischen 17 und 45 und die Frauen zwischen 18 und 35 aus Edelény und der Umgebung zusammenschreiben. Aus diesen Listen schrieb er willkürlich, ohne System aus Edelény etwa 50, aus der Umgebung etwa 60 Personen aus /ein Teil von ihnen wegen ihrer angeblich deutsch klingenden Namen/. Diese Personen wurden gestern und vorgestern nach Edelény begleitet, und heute früh zu Fuß mit unbekanntem Ziel weggebracht. […] Ich versuchte mehrmals um Auskunft zu bitten

13 Im ungarischen Original: »a) A legutolsó népszámlálás alkalmával kik vallották magukat német anyanyelvűeknek, német ajkúaknak; b) Kik változtatták vissza magyarosított nevüket az eredeti német névre; c) Kik vallják magukat kifejezetten németnek és kikről tudott tény, hogy németek, vagy németeknek vallják magukat; d) Kiknek van német, vagy német hangzású nevük. Megjegyezni kívánom, hogy a d. pont tisztán csak informatív jellegű s az illetőknek semmiféle hátrányuk, vagy bántódásuk nem lesz.« MNL BAZML IV. 904. A. 934/1945.

> und im Interesse der unglücklichen Verschleppten zu intervenieren, aber ich wurde immer sehr grob abgewiesen.[14]

Der Obergespan erhielt zahlreiche ähnlichen Beschwerden aus den Gemeinden, die ihm eindeutig zeigten, dass er die Kontrolle über den Vorgang verloren hatte. Infolgedessen verhandelte er mit den sowjetischen Kommandanten in dem falschen Glauben, dass er als Kommunist, Obergespan und Mokan-Mitglied die Macht dazu hätte, etwas in dieser Angelegenheit bewirken zu können. Er protestierte nicht gegen die Deportation an sich, sondern gegen gewisse Vorgehensweisen. Darüber informierte er am 22. Januar die unteren Verwaltungsebenen:

> Aus den erhaltenen Beschwerden erfuhr ich, dass die Sammlung der Menschen zur physischen Arbeit noch immer in vielen Fällen durch ihre Gefangennahme auf den Straßen erfolgt. Dies verbiete ich mit sofortiger Wirkung. Der Leiter der russischen Militärkommandantur versprach mir, dass die Gefangennahme und der Transport zur Arbeit auf diese Weise seitens der russischen Soldaten nicht fortgeführt werden.[15]

Es ist auffällig absurd, dass er sein Verbot an die ungarischen Behörden sandte, während er eigentlich die sowjetischen Soldaten dazu bringen wollte, die willkürlichen Verschleppungen einzustellen. Ab diesem Moment übernahm der Untergespan des Komitats, Dr. Bertalan Bónis, alle Angelegenheiten bezüglich der Deportation, was vielleicht damit zusammenhing, dass der Obergespan seinen Kontrollverlust erkannte und die Verantwortung übergeben wollte.

Untergespan Bónis interpretierte die sowjetischen Deportationsabsichten ebenso falsch und damit auch, weshalb die Soldaten auch Personen mitnahmen, die die ungarischen Behörden nicht ausliefern wollten. Eine Lösungsmöglichkeit sah er in einer erneuten Konskription, in deren Rahmen diejenigen Personen zusammengeschrieben werden sollten, die er in erster Linie den sowjetischen Behörden übergeben wollte, um sie langfristig aus der Gesellschaft zu entfernen. Er bestimmte Kategorien, die einerseits davon zeugen, dass er eine sehr merkwürdige Vorstellung davon hatte, welche Personen in Ungarn als »Deutsche« zu betrachten seien. Andererseits zeigt seine Typisierung, dass er, selbst wenn er den Inhalt des sowjetischen Befehls kannte, wovon auszugehen ist, keinen Hehl daraus machte, dass er außer den Personen deutscher Abstammung auch seine politischen Gegner ausliefern wollte. Folgende Personenkreise benannte seine Verordnung vom 25. Januar:

---

14 Im ungarischen Original: »[…] pár nappal ezelőtt, amikor éppen a többi itt tartózkodó orosz parancsnokok eltávoztak, megjelent Edelényben egy orosz /valószínűleg csendőr/ kapitány embereivel és a legerőszakosabb fellépéssel összeíratta Edelényben és környékén 17–45 éves férfiakat és a 18–35 éves nőket. E listákból szemmelláthatólag és önkényüleg és minden rendszer nélkül /egy részét állítólag németes hangzású neve miatt/ kijegyzett Edelényben kb. 50, vidékről kb. 60 személyt, ezeket tegnap és tegnapelőtt összekísértette Edelényben, és ma hajnalban gyalogosan ismeretlen céllal elvitette. […] Többször megkíséreltem felvilágosítást kérni és a szerencsétlen elhurcoltak érdekében közbelépni, de minden alkalommal a legdurvább visszautasításban volt részem.« MNL BAZML IV. 904. A. 6/1945. Bericht des Oberstuhlrichters an den Untergespan, 21.1.1945.

15 Im ungarischen Original: »Beérkezett panaszokból megállapítottam, hogy még ma is az emberek fizikai munkára való összegyűjtése több esetben az utcán való elfogás utján biztosíttatik. Ezt a tényt a legszigorúbb hatállyal azonnal megtiltom. Az orosz katonai parancsnokság vezetője határozott ígéretet tett arra vonatkozólag, hogy ilyen uton való elfogás és munkára való elvitel az orosz katonaság részéről nem fog megtörténni.« MNL BAZML V. 185. Unterlagen der Großgemeinde Ónód 99/1945. Schreiben des Obergespans an die Gemeindeleiter; siehe auch: MNL BAZML V. 191. Unterlagen des Notariats Sajóbábony 89/1945; Publiziert von: Béni L. Balogh (Hg.): »Törvényes« megszállás. Szovjet csapatok Magyarországon 1944–1947 [»Gesetzmäßige« Besatzung. Sowjetische Truppen in Ungarn 1944–1947]. Budapest 2015, S. 271f.

1. Diejenigen, die bekannterweise und nachweislich Mitglieder der Pfeilkreuzler, der Hungaristen oder sonstiger faschistischen Parteien waren, also die Personen, die an deutschorientierten Bewegungen oder Vereinen teilnahmen;
2. diejenigen, die ihrer volksfeindlichen Einstellung unmissverständlich Ausdruck gaben und behaupteten, dass sie mit den Sowjets und mit den Parteien, die demokratische Prinzipien folgen, nicht einverstanden seien und gegen diese kämpften;
3. diejenigen, die feststellbar deutschstämmig sind oder sich irgendwann zur deutschen Muttersprache bekannten.
4. In das Verzeichnis aufzunehmen sind ferner die Männer von 17 bis 50 Jahren, die Frauen von 18 bis 40, wenn sie bekannterweise deutschfreundlich sind, sich deutschfreundlich verhielten und diese Tatsache von Zeugen oder sonstwie nachgewiesen werden kann.[16]

Von den vier Kategorien betraf nur noch Punkt 3 Personen deutscher Abstammung, alle anderen genannten Personenkreise waren politische Gegner, mit denen auf diese Weise abgerechnet werden konnte. Dieser Verordnung folgte am 27. Januar eine Ergänzung, in welcher der Untergespan die Behörden ausführlich darüber in Kenntnis setzte, warum die Aktion wichtig und richtig sei:

> Ich wurde darüber informiert, dass bei dem Konskriptionsverfahren und der Gefangennahme der deutschstämmigen, deutschsprachigen etc. Bevölkerung, die zur Zeit auf dem Gebiet des Komitats im Gange ist, es öfters und in mehreren Gemeinden vorkam, dass wegen der Verkennung der Verordnungen und deren Zielen auch Personen festgenommen wurden, die gemäß den Richtlinien davon freigestellt waren, andere Personen jedoch unberücksichtigt blieben und entlastet wurden, deren Entfernung jedoch zweifelsohne im Staatsinteresse gewesen wäre. Aus den diesbezüglichen Verordnungen geht das Ziel klar hervor, dass aus der Volksgemeinschaft die Personen auszumerzen oder mindestens für längere Zeit zu entfernen sind, deren Eingliederung in das heutige demokratische Volksleben wegen ihrer deutschen Abstammung, oder wegen ihres bisherigen Verhaltens nicht zu erhoffen ist. Bei ihnen ist mit Recht davon auszugehen, dass sie die schnelle Entwicklung des liberalen, linksorientierten Ungarns negativ stören würden. […] Ich weise hier auch darauf hin, dass das zu verwirklichende Ziel sehr richtig ist: Die offensichtlich Deutschstämmigen, die Personen, die sich zur solchen Abstammung bekennen, die Deutschsprachigen und die anderen Elemente, über die öffentlich bekannt ist, dass sie Befürworter des deutschen und faschistischen Systems waren, aus dem Kreis der Bevölkerung der Gemeinde dauerhaft zu entfernen […].[17]

16 Im ungarischen Original: »1. Akik köztudomásulag és bizonyíthatóan a nyilaskeresztes, hungarista vagy más fasiszta jellegű pártnak a tagjai voltak, tehát akik német irányzatu mozgalomban vagy egyesületben részt vettek. 2. Akik népellenes álláspontjukat hangoztatták, annak félreérthetetlenül kifejezést adtak, és akik hangoztatták, hogy a Szovjettel és általában a demokratikus elveket valló politikai pártokkal nem értenek egyet, ezek ellen küzdenek. 3. Akik megállapíthatóan német származásúak vagy magukat német anyanyelvűnek vallották bármilyen alkalommal. Jegyzékbe foglalandóak továbbá a férfiak 17–50 éves korig, a nők 18–40 éves korig, ha 4. közismerten németbarátok, németbarát magatartást tanúsítottak és ez tanukkal vagy másképpen reájuk bizonyítható.« MNL BAZML V 185. 5/1945. Schreiben des Untergespans an die Gemeindeleiter, 25.1.1945.

17 Im ungarischen Original: »Tudomásomra jutott, hogy a vármegye területén ezidő szerint folyamatban lévő, németszármazásu, németajku stb. lakosságot érintő összeírási eljárás és őrizetbevételek során több községben is előfordult, hogy a rendelkezések és a kitűzött cél félreismerése mellett oly egyének is őrizetbevétettek, akik e cél szerint ez alól mentesítve lettek volna, viszont oly egyének maradtak ki az eljárásból és mentesültek, akiknek eltávolítása kétségtelenül államérdeket képez. A vonatkozó rendelkezésekből világos az a cél, hogy a népi közösségből kiküszöbölendők, vagy legalább is huzamosabb időre eltávolítandók azok az egyének, akiknek a mai demokratikus és népi életbe való beilleszkedése német származásuknál, vagy eddigi magatartásuknál fogva nem remélhető, sőt akikről joggal feltételezhető, hogy a szabadelvű, baloldali Magyarország kívánatos gyors fejlődését károsan zavarhatják. Itt is utalok arra, hogy a megvalósítandó igen helyes cél: a község lakosságának köréből huzamosabb időre eltávolítani a nyilvánvalóan németszármazásuakat, a magukat ily származásuknak vallókat, a németajkuakat és a többi olyan elemet, melyről köztu-

Auch bei dieser Verordnung fällt auf, dass für Untergespan Bónis »deutsch zu sein« eine ethnisch-politische Mischkategorie bedeutete und er den sowjetischen Befehl so umdeuten wollte, dass sich möglichst alle Personen, die in seinen Augen politisch missliebig waren, mit einbeziehen ließen. Ohne eine eingehendere Analyse der Gruppe der Deportierten lässt sich die Frage nicht beantworten, inwieweit diese Versuche von Tóth und Bónis umgesetzt werden konnten. Die Verordnungen selbst informieren nur darüber, welche Vorstellung sie davon hatten, wie eine solche Strafaktion richtig durchgeführt werden sollte. Nach Abschluss der Deportation, Ende Januar 1945, erstattete Obergespan Tóth einen Bericht an Innenminister Ferenc Erdei, der darauf schließen lässt, dass diese Bestrebungen in den meisten Fällen wegen der sowjetischen Kommandanten missglückten. Am 28. Januar beschrieb er die Entwicklungen der vorausgegangenen Tage mit folgenden Worten:

> Im Komitat Borsod, insbesondere in Miskolc und im ganzen Komitat ist die Bevölkerung wegen des Abtransports der Deutschen verzweifelt. Der hiesige sowjetische Oberstleutnant wollte nicht mit uns kooperieren, damit diejenigen mitgenommen wurden, die tatsächlich Deutsche und unzuverlässige Elemente sind. Er nahm alle mit, die er wollte, Personen mit guten ungarischen Namen, die nie in ihrem Leben Deutsche waren. Wir versuchten mit den Parteien und mit dem Nationalkomitee alles, um entgegenzuwirken, wir taten alles, damit diejenigen mitgenommen wurden, die wirklich Deutsche sind, die Feinde der demokratischen Staatsordnung sind, und damit diejenigen gerettet werden, die Mitglieder der Parteien sind.[18]

Dieser Bericht ist ein aufschlussreicher Beweis dafür, wie stark sich die Machtstrukturen in Ungarn durch die sowjetische Besatzung veränderten. Die neuen kommunistischen Leiter des Komitats machten sich falsche Hoffnungen, dass sie für ihre Unterstützung der sowjetischen strategischen Ziele und für die bereitwillige Ausführung der sowjetischen Befehle durch ein Recht auf Mitbestimmung im neuen System belohnt würden. Bereits Anfang 1945 zeigte sich, dass selbst diejenigen Personen, die von den sowjetischen Kommandanten für die verschiedensten Positionen ausgewählt worden waren, nur sehr eingeschränkte Freiheiten und Macht innehatten. Bei der Durchführung des Moskauer Deportationsbefehls wurden die Wünsche und Aspirationen der ungarischen Kommunisten gar nicht berücksichtigt – nicht einmal in den Fällen, in denen sich die sowjetischen Ziele mit denen der ungarischen Kommunisten deckten: Die Ausschaltung, Verhaftung und Entfernung politischer Gegner aus der Gesellschaft war nämlich langfristig auch ein Teil von Stalins Plan, wie mit der Bevölkerung Ungarns umzugehen sei. Anfang 1945 waren die sowjetischen Kommandanten trotzdem nicht bereit, die »volksfeindlichen« Elemente auf Wunsch der ungarischen Komitatsleiter aus Borsod zu entfernen.

---

domásu, hogy a német és fasiszta rendszer hívei voltak.« MNL BAZML IV. 904. A. 11/1945. Schreiben des Untergespans an die Gemeindeleiter.

18 Im ungarischen Original: »Borsodvármegyében, főleg Miskolcon és általában az egész megyében a németek elszállításában nagyon nagy elkeseredés folyik. Az itteni megbízott alezredes nem akar velünk karöltve dolgozni, hogy azok menjenek el, akik valóban németek és megbízhatatlan elemek. Összeszedet mindenkit, akit ő akar, jóhangzású magyar neveket, akik soha életükben nem voltak németek. Mink ennek ellensulyozása képen a pártokkal ésa Nemzeti Bizottsággal karöltve igyekszünk ezt a helyes mederbe terelni: azokat kiadni, akik valóban németek és valóban ellenségei a demokratikus államrendnek, ellenben megmenteni-azokat, akik a pártoknak tagjai.« MNL BAZML IV. 901. B. Verwaltungsunterlagen des Obergespans des Komitats Borsod 2/1945, Bericht des Obergespans an den Innenminister, 28.1.1945.

Die Reihe der Verordnungen im Komitat Borsod demonstriert ferner, dass bei Kriegsende in Ungarn viele unterschiedlichen Interpretationsrahmen nebeneinander existierten, welcher Personenkreis als »deutsch« zu betrachten sei. Die Formulierungen von Tóth und Bónis lassen darauf schließen, dass sie das Deutschsein nicht als reine, konstante, ethnische Kategorie betrachteten, sondern als politische Einstellung und als Verhaltensmuster. Die Formulierung »sie waren nie in ihrem Leben Deutsche« ist absurd, sie zeigt jedoch, welches Verständnis von »Deutschen« die neuen Amtsträger in einer Region teilten, wo das »deutsche Problem« der Zwischenkriegszeit gar nicht präsent gewesen war. Im Unterschied zur sowjetischen Seite, die nach Personen deutscher Abstammung suchte und diese als unveränderliche, ethnische Kategorie verstand, betraf das »Deutschsein« um Miskolc eine Gruppe von Personen, die politisch nicht dem neuen System entsprechend eingestellt war.

Ein weiterer bizarrer Zug ihrer Ausführungen war, dass sie Personen, die deutsche Muttersprachler waren, die deutsche Familiennamen hatten oder mit Deutschen in Kontakt standen, ab ovo für nicht für ein Zusammenleben in einem demokratischen Land geeignet hielten. In denjenigen Landesteilen, in denen die deutsche Minderheit zahlenmäßig stark präsent war, wäre eine solche radikale Verurteilung der Deutschen unvorstellbar gewesen, in solchen Regionen war die Selbstdefinition – die Angaben zur Muttersprache und Nationalität bei der Volkszählung, die Mitgliedschaft in der Waffen-SS oder in den deutschen kulturell-politischen Organisationen – maßgeblich. Der Umstand, dass gerade diejenigen ungarischen Behörden am radikalsten waren, die zuvor keine Konflikterfahrungen mit der deutschen Minderheit hatten, zeigt, dass die kollektive Dämonisierung aller Deutschen sogar von diesen Kreisen aufgenommen wurde.

Ziel meines Beitrags war in erster Linie die Vorstellung eines bisher kaum berücksichtigten Quellenkorpus bezüglich der Deportation 1944/1945. Es bietet einen tiefen Einblick in das Fallbeispiel der Stadt Miskolc mit ihrem Umland. Anhand der lokalen Archivunterlagen lässt sich aufzeigen, dass die ungarischen Behörden nicht nur passive, gehorsame Vollstrecker der sowjetischen Befehle waren, sondern viele Beamte versuchten, die Deportation für eigene Zwecke auszunutzen. Dabei müssen auch die Begrifflichkeiten, die bei diesem Thema quasi selbstverständlich benutzt werden, erneut überdacht werden. In den meisten Werken wird die betroffene Gruppe als »deutsche Minderheit«, »Volksdeutsche« oder bloß »Deutsche« bezeichnet. Anhand dieses Fallbeispiels lässt sich zeigen, dass diese Begriffe einen breiten Interpretationsspielraum zuließen und ihr Inhalt stark situationsabhängig war – was für die weitere Erforschung der Deportation ein sehr wichtiger Ansatzpunkt sein könnte.

BEÁTA MÁRKUS studierte Liberal Arts (Bachelor) und Geschichte (Master) an der Universität Pécs/Fünfkirchen. Von 2014 bis 2018 war sie Doktorandin der Andrássy Universität Budapest, wo sie im Teilprogramm Geschichte 2019 promovierte. Seit September 2018 ist sie Assistentin am Stiftungslehrstuhl für deutsche Geschichte und Kultur im südöstlichen Mitteleuropa an der Universität Pécs. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören: Geschichte der deutschen Minderheiten Ungarns, Zwangsmigration, Zwangsarbeit und Erinnerungskultur in Ungarn.

»They Were Never Ever Germans«. Local Archive Sources on the Deportation of the Hungarian Germans to the Soviet Union 1944/45. A Non-typical Case.

(Abstract)

This contribution presents a non-typical case during the deportation of members of the Germans minority to forced labour (»Malenkij Robot«) in the Soviet Union in 1944/45. Whereas in other regions of Hungary with a strong percentage of Hungarian Germans this deportation followed basically ethnic criteria, the case of the North-Eastern Hungarian Miskolc area is particular: The Germans who had been living in this area since the 18th century had almost all been assimilated. At Miskolc, a local communist steering committee (»Mokan«) used the fact that the Soviet Union required labour force from Central and South East European countries to denounce unpopular and non-communist Hungarian fellow citizens, declaring them being »Germans«. This article gives archival evidence for this unique and until now unexplored case of post-war politics.

Rezensionen

Ulf Brunnbauer, Klaus Buchenau: Geschichte Südosteuropas. Stuttgart: Reclam 2018. 511 S.

In den letzten Jahren lässt sich fast schon von einem Bücherboom zur Geschichte Südosteuropas sprechen. In dieser neuesten *Geschichte Südosteuropas* werden im Literaturverzeichnis nicht weniger als 16 deutsch- und englischsprachige Gesamtdarstellungen angeführt, von denen einige erst unlängst erschienen sind, wie die 2016 von Marie-Janine Calic vorgelegte Darstellung *Südosteuropa. Weltgeschichte einer Region*. Die beiden Autoren, die an der Universität Regensburg Geschichte Südost- und Osteuropas unterrichten, beginnen das Vorwort ihrer *Geschichte Südosteuropas* mit der Schilderung des vor einem Jahrzehnt begonnenen ambitionierten »Neu- und Umbauprogramms« der Hauptstadt jenes Staates, der heute offiziell als »Nordmazedonien« bezeichnet wird. Dies soll, wie die Autoren betonen, »die Eigenartigkeit Südosteuropas« veranschaulichen, »einer Region, in der grundlegende Fragen des Zusammenlebens – wie die realen und symbolischen Grenzen von Nationen – offensichtlich noch nicht geklärt sind« und wo sich, wie es heißt, Regierungen »zu nationalistischen Übersprungshandlungen hinreißen lassen« (S. 8). Gängige Definitionen des von der Verhaltensforschung geprägten Begriffs der Übersprungshandlungen, die bei Mensch und Tier zu beobachten sind, sprechen davon, dass dies Handlungen oder Verhaltensweisen in Konfliktsituationen sind, ohne sinnvollen Bezug zur Situation. Doch hatte nicht die damalige national-konservative mazedonische Regierung, die das monumentale Bauprojekt in Gang setzte, auf das hier Bezug genommen wird, eine ganze Reihe von Gründen, die sie zu diesem Vorhaben veranlasst hatten? Und was immer man auch von den Gründen halten mag, einen Bezug zur Situation wird man schwer verneinen können. Tatsächlich sollten die zahlreichen Denkmäler, wie es auch die beiden Südosteuropaspezialisten formulieren, der »krisengeplagten und verunsicherten Mehrheitsbevölkerung Mazedoniens […] Anker ihrer kollektiven Identität« bieten, ebenso ein »Gefühl des Stolzes über die eigene Geschichte«. Auch werden sich etliche Leser an dieser Stelle wohl fragen, was denn spezifisch südosteuropäisch sein soll an den »pseudo-hellenischen Fassaden« und den »Heldengestalten aus der […] Geschichte«, die den öffentlichen Raum im Stadtzentrum der mazedonischen Hauptstadt nun »ver(un)zieren«? Wird nur in Südosteuropa versucht eine Vergangenheit zu beschwören, die es »so niemals gab« (S. 7)? Dankenswer-

terweise machen die beiden Historiker aus Regensburg aber sogleich deutlich, dass solch eine Sicht der Dinge, die eine besondere Anfälligkeit für Nationalismus nur in Südosteuropa vermutet, in die Irre führen würde. Vielmehr biete die Beschäftigung mit der Geschichte des Raumes die Möglichkeit, sich »mit zentralen Themen der Entwicklung Europas« auseinanderzusetzen und trage dazu bei, sich der »regionalen Vielfalt dessen, was wir heute als Europa verstehen, bewusst zu werden«. Bereits an dieser Stelle wird damit ein zentraler Gedanke formuliert, nämlich der, dass sich die Geschichte der Region Südosteuropa auch nicht stärker vom Rest Europas unterscheidet »als die jeder anderen Region innerhalb Europas, denn nicht nur Europa, sondern auch seine Geschichte schöpft ihre Einheit aus der Vielfalt« (S. 8). Vollkommen zu Recht wird daher betont, dass diese Geschichte »nicht exotisch« ist, sondern »integraler Bestandteil der europäischen Geschichte« (S. 9). Auf den nachfolgenden knapp fünfhundert Seiten Text, nur unterbrochen von sieben Karten, drei Tabellen und Zeittafeln nach jedem Kapitel, die wichtige Jahreszahlen mit knappen Erläuterungen enthalten, präsentieren Ulf Brunnbauer und Klaus Buchenau, untergliedert in sieben Kapitel, ihre Sicht auf die Geschichte Südosteuropas. Ausgehend vom Erbe der Antike über die ersten multinationalen Großreiche, die den Raum beherrschten, bis zur Gegenwart werden neben der politischen auch wesentliche Aspekte der Sozial- und Religionsgeschichte Südosteuropas vorgestellt. Auf Abbildungen wurde weitgehend verzichtet, abgesehen von den nicht gerade übersichtlichen und lesefreundlichen sieben schwarz-weißen Karten. Ebenso gibt es keinen klassischen Anmerkungsapparat. Nur bei längeren Zitaten im Text werden bibliografische Angaben angeführt. Leider enthält das Inhaltsverzeichnis auch keine Zwischenüberschriften, was ein schnelles Nachschlagen erschwert. Ausgestattet ist das Buch aber mit einem Orts- und Personenregister (S. 504–511) sowie einem Literaturverzeichnis (S. 495–503). Die Literaturhinweise listen Titel auf zu Forschungsgeschichte, Geschichte Südosteuropas allgemein, Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte, Byzanz, Osmanisches Reich, Habsburgerreich, Jugoslawien, Albanien, Bosnien-Herzegowina, Bulgarien, Griechenland, Kosovo, Kroatien, Makedonien, Moldova (Moldawien), Montenegro, Rumänien, Serbien, Slowenien, Türkei, Ungarn und Zypern. Schon aus dieser Aufzählung von Imperien und Ländern wird deutlich, was diese »Geschichtsregion« umfasst (wie Holm Sundhaussen Südosteuropa treffend definiert hat) und wie sie auch in dieser Überblicksdarstellung verstanden wird. Die Verfasser sehen Südosteuropa als »Beziehungs- und Handlungsraum, dessen Grenzen sich je nach historischer Epoche verschoben, in dem sich aber dennoch über Jahrhunderte hinweg das Geschehen verdichtete« (S. 36). Nach den »Einführende[n] Bemerkungen« zu Südosteuropa und seiner Geschichte (S. 13–36) gehen die Verfasser in ihrer Darstellung chronologisch vor. Die folgenden fünf Kapitel sind überschrieben: »Das vormoderne Erbe (bis ca. 1800)« (S. 37–103), »Das ›lange‹ 19. Jahrhundert: Staatsbildungen und neue Konfliktkonstellationen« (S. 108–200), »Erster Weltkrieg und Zwischenkriegszeit: Der lange Schatten des Krieges« (S. 207–265), »Brüchige Modernen: Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit und Kalter Krieg« (S. 269–383) sowie »Prekäre Re-Europäisierung? Die Transformation seit 1989« (S. 390–488). Knappe Überlegungen zu »Geschichte und Zukunft Südosteuropas« (S. 490–494) schließen den Text ab.

Wie wohl jedes Buch hat auch dieses seine Stärken und Schwächen. Und wie bei einer Gesamtdarstellung eines so komplexen Themas nicht anders zu erwarten, ließe sich über Schwerpunktsetzung und Themenauswahl sicher diskutieren, ebenso über die Relevanz mancher Zitate, die herangezogen werden, um bestimmte Thesen zu untermauern. Die Lektüre ist aber durchaus lohnend, da sich im Buch viele lesens- und bedenkenswerte Einsichten und überzeugende Interpretationen zur Geschichte dieser europäischen Region sowie sehr klare und prägnante Formulierungen finden lassen. Deutlich ist dies insbesondere in jenen Teilen des Buches, wo sich die Verfasser auf eigene Forschungen stützen können. Zahlreiche Beispiele ließen sich in diesem Zusammenhang anführen. Die Verhältnisse in der Donaumonarchie nach dem Ausgleich von 1867 etwa sind wirklich treffend beschrieben, wenn es heißt: »War Ungarn ein Staat im Staate, so gab es mit dem Königreich Kroatien und Slawonien einen Staat im Staate im Staate […]« (S. 125). Gleiches gilt für »Nationsbildung ist kein Prozess, der mit der Staatsgründung zu Ende geht; im Gegenteil, erst der Staat kann die nationale Identität fest in der Bevölkerung verankern« (S. 149). Die Situation nach dem Ersten Weltkrieg in zwei der »Gewinnerstaaten« scheint auf den Punkt gebracht im Satz: »Der politische Diskurs der serbischen und rumänischen Elite schwankte zwischen Siegestaumel und Verwirrung – die kühnsten nationalen Träume waren wahr geworden, aber war die Nation wirklich Herrin im Haus?« (S. 223). In allen Kapiteln des Buches finden sich glänzende Passagen, bis hin zu dem Teil zur jüngsten Vergangenheit und den Transformationsprozessen seit 1989. So heißt es überzeugend im Zusammenhang mit der »Erfindung« der Region »Westbalkan«: »Historisch ist der Begriff Westbalkan bedeutungslos, hat aber im Denken westlicher Diplomaten inzwischen eine zentrale Stellung« (S. 443f.). Die tiefgreifenden Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg und die Folgen des Zusammenbruchs der Imperien für die neu entstandenen Staaten und Gesellschaften werden eindrücklich beschrieben, ebenso die Folgen der kommunistischen Machtergreifung nach dem Zweiten Weltkrieg. Insgesamt hat sich der Rezensent nach der Lektüre der 511 Seiten aber doch gefragt, welche Leser sich Autoren und Verlag für dieses Buch vorgestellt haben. Für einen vollkommenen Neueinsteiger in die Thematik ist der Text wohl schon deshalb keine leichte Kost – auch wenn man davon absieht, dass keine klare Fragestellung erkennbar ist, die der Erzählung zugrunde liegt –, weil die ausgebreitete Fülle des historischen Materials in der Darstellung vom vormodernen Erbe bis zur Gegenwart der Region für einen Leser / eine Leserin ohne Vorkenntnisse sicher eine Herausforderung darstellt. Wenig originell ist der Schluss des Buches, wo die Verfasser konstatieren: »Südosteuropa ist auch im 21. Jahrhundert ein peripherer Raum, daran konnte bisher die europäische Integration nichts ändern […]« (S. 493). Möglicherweise hätte man auch etwas stärker an die positiven Beiträge von Südosteuropäerinnen und Südosteuropäern für die europäische und globale Geschichte erinnern können? Zudem werden Studierende, die das Buch als Einführung in die Forschungsdiskussion lesen möchten, sicher den wissenschaftlichen Anmerkungsapparat vermissen. Insbesondere für jene Leser, die erst beginnen, sich mit der Geschichte dieses Raums zu beschäftigen, wären Verweise auf Quellen und weiterführende Literatur zu konkreten Forschungsfragen natürlich sehr nützlich. Doch für diejenigen, die mit den wichtigsten historischen Entwicklungen in diesem

Raum einigermaßen vertraut sind, bietet das Buch anregende Interpretationen. Dies gilt auch für solche Darstellungen und Schwerpunktsetzungen der Autoren, die zur Debatte einladen. Mit der Materie vertrauten Lesern wird gewiss auffallen, was von den überaus zahlreichen Ereignissen und Prozessen aus der vielschichtigen und vielgestaltigen Geschichte Südosteuropas Erwähnung gefunden hat und was nicht. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Die »sogenannte Knabenlese« nach der osmanischen Eroberung des Balkans wird vorgestellt als ein »besonders interessantes Islamisierungsmuster« und nüchtern erklärt mit den Worten: »Männliche Kinder oder Jugendliche wurden aus ihrem christlichen Umfeld herausgenommen, in anatolischen Familien zu Muslimen umerzogen und schließlich in Istanbul zu zentralen Funktionsträgern des osmanischen Staates ausgebildet. […] Bis heute wird kontrovers diskutiert, ob die betreffenden christlichen Familien […] ihre Jungen freiwillig hergaben oder aber ein Verlusttrauma erlebten« (S. 87). Klingt nicht doch etwas mehr Empathie im Kapitel zum »langen« 19. Jahrhundert an, in dem festgestellt wird, dass die »Balkanmuslime […] die größte Opfergruppe der christlichen Nationsbildungen« waren (S. 164)? An vielen Stellen, insbesondere wenn es um gesellschaftliche Transformationen und ihre Folgen im 20. Jahrhundert geht, ist die Beschreibung zahlreicher historischer Phänomene doch arg vollgepackt mit immer neuen Fakten und Zahlen. Doch insbesondere solchen Lesern, die an Gesellschafts-, Religionsgeschichte sowie Nationsbildungsprozessen in der Geschichte Südosteuropas interessiert sind, ist die Lektüre dieser *Geschichte Südosteuropas* zu empfehlen.

Aleksandar Jakir

Bruno Dobrić: Novine i časopisi na njemačkom jeziku u Istri (1871–1918). Pula, Opatija, Brijuni [Zeitungen und Zeitschriften in deutscher Sprache in Istrien (1871–1918). Pola, Abbazia, Brioni]. Pula: Istarski ogranak Društva hrvatskih književnika 2016. 312 S.

Das Buch ist das Ergebnis langjährigen Bemühens um die Sammlung, Erforschung und Auswertung teils schwer zugänglichen Materials zu einem Thema, das einen Zeitabschnitt europäischer Vergangenheit betrifft, dessen genauere Betrachtung gerade heute zu mehr Klarheit und zu besserem Verständnis grenzüberschreitender Beziehungen beitragen kann. Dieses Vorhaben erforderte zunächst eine Beleuchtung der politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, Strukturen, Bewegungen und Veränderungen, was in den einleitenden Abschnitten erfolgt.

Die Entscheidung, in Pola (kr. Pula) den Haupthafen der Kriegsmarine mit allen dazu gehörenden Einrichtungen auszubauen, bewirkte ein rasches Anwachsen der Stadtbevölkerung und den Zuzug zahlreicher deutschsprachiger Österreicher. In und um Abbazia (kr. Opatija) entstand danach die »österreichische Riviera« und Brioni (kr. Brijuni) gewann seine Bedeutung mit dem Ankauf und der darauffolgenden Sanierung und Ausgestaltung der Inselgruppe zu einer elitären Ferienanlage durch Paul Kupelwieser. So bildete sich eine potenzielle deutschsprachige Leserschaft.

Ein besonders wichtiger Teil des Buches ist die vollständige Erfassung und detaillierte Beschreibung der in deutscher Sprache erschienenen Periodika in Istrien. Die Darstellung geht über die bibliografischen Angaben weit hinaus und bietet umfangreiche Informationen zu Redaktion, Herausgeber, Verleger, Eigentumsverhältnissen, Erscheinungsweise, inhaltlicher, gesellschaftlicher und politischer Ausrichtung. Es wird

so das öffentliche Leben des jeweiligen Erscheinungszeitraumes schlaglichtartig sichtbar.

Einige Beispiele: Das Wochenblatt *Neptun* mit dem Untertitel *Wochenschrift für Wissenschaft und Belletristik* erschien, allerdings nur 1871–1872, auf Deutsch, hatte aber auch Beilagen in Italienisch, war also liberal eingestellt, hob aber in seiner ersten Nummer hervor, dass »Pola, welches so viele gebildete Deutsche, Slaven und Italiener beherbergt, deren gemeinschaftliches Bindemittel die deutsche Sprache ist« (S. 122).

Das k. u. k. Hydrographische Amt, später das k. u. k. Marinetechnische Komitee und seit dem Jahr 1900 die k. u. k. Marinebibliothek, gaben ab 1873 in Pola die *Mitt(h)eilungen aus dem Gebiete des Seewesens* heraus, eine nautische Fachzeitschrift mit den Beilagen *Hydrographische Nachrichten* und *Kundmachungen für Seefahrer*. Kommissionsverlag war Carl Gerold's Sohn in Wien, der bis 1907 auch den Druck besorgte, danach Josip Krmpotić. Die *Mitteilungen* erschienen monatlich bis 1915 und waren vor allem am Bedarf und den Interessen der Kriegsmarine orientiert, enthielten aber auch zahlreiche wissenschaftliche Beiträge zu allgemeinen Themen des Seewesens wie Schiffbau, technische Ausrüstung, Navigation, Hydrografie und Meteorologie. Von wichtigeren Beiträgen wurden auch Sonderdrucke hergestellt.

Zwischen 1904 und 1912 erschien in wechselnder Abfolge als Tageszeitung oder Wochenblatt *Omnibus* in einer relativ großen Auflage von 2.000 Exemplaren. Eigentümer und Herausgeber war anfangs Josip Krmpotić, seit 1906 Matko Laginja. Die Blattlinie folgte den Anliegen der kroatischen Nationalpartei, die Texte waren kroatisch und italienisch, ein zeitweiliger »Deutscher Teil« erreichte etwa 20 Prozent des Inhalts.

Die einzige deutschsprachige Tageszeitung in Istrien erschien zum ersten Mal 1905 mit dem Titel *Polaer Morgenblatt*, änderte aber im Juni des folgenden Jahres den Namen zu *Polaer Tagblatt*, der bis zum Ende des Erscheinens im November 1918 unverändert blieb. Die 13-jährige Lebensdauer dieses Organs, die mit dem Zerfall der Monarchie endete, veranlasste den Verfasser, das gesamte politische Umfeld dieses Zeitraums in Pola und Istrien unter Heranziehen neuerer Forschungsergebnisse auch österreichischer Historiker genauer zu untersuchen. So entstand eine kleine Monografie über diese Zeitung (S. 155–213). Darin werden die politischen Verhältnisse in Pola und Istrien um die Jahrhundertwende ausführlich dargestellt, die sich durch die Störung des Einvernehmens zwischen der Marine und der italienischen liberalen Mehrheit in der Stadtverwaltung verschlechtert hatten. Im Einzelnen ging es um Streitpunkte wie die Wahlordnung für den Gemeinderat und die Bürgermeisterwahl, die politische Haltung der anderen Zeitungen, insbesondere des italienischen *Giornaletto*, die nötige (staatliche) Subventionierung, aber auch das Redaktionsprogramm des eigenen Blattes. Die weitere Zuspitzung sozialer und politischer Konflikte führte somit zur Verschärfung der Pressepolemik um die Gemeindewahl 1907, worauf 1908 durch ein Übereinkommen der Marine mit der italienischen und der kroatischen Nationalpartei ein neues Gemeinderatswahlgesetz zustande kam. Neben der Frage der Finanzierung kroatischer Schulen führten Sprachenkonflikte und besonders Vorwürfe gegen die Stadtverwaltung wegen Korruption und Veruntreuung öffentlicher Gelder zur Entlassung des Bürgermeisters, aber offenbar zu wenig Verbesserung der vernachlässigten städtischen Infrastruktur.

Positives konnte das *Tagblatt* zum Kulturleben beitragen: Das Feuilleton brachte gehaltvolle Beiträge über Musik und Theater, auch Pädagogen wie Klemens

Aigner und Karl Prodinger arbeiteten mit. Die Sonntagsbeilage *Frauen Zeitung* machte mit den damaligen Gedanken der Emanzipation bekannt und die Beilage *Illustriertes Unterhaltungsblatt* enthielt eine Rubrik »Moderevue«. Der Kriegsausbruch nach dem Attentat von Sarajevo brachte für das *Tagblatt* erhebliche Unruhe, denn es war zu antislawischen Demonstrationen mit Ausschreitungen gegen kroatische Einrichtungen, darunter die Druckerei Krmpotić, gekommen. Die Zeitung erschien jedoch während der ganzen Kriegsdauer weiter, konnte aber nur offizielle Nachrichten bringen und unterlag der Zensur. Am 13. November 1918 verabschiedete sich das *Polaer Tagblatt* von seinen Lesern, deren Großteil die Stadt bereits verlassen hatte. Eine biografische Skizze über Josip Krmpotić (S. 209–213) beschließt die Geschichte der Zeitung im Band und damit auch der deutschsprachigen Presse Istriens.

Noch zwei weitere kurzlebige Periodika in deutscher Sprache hatte Pola hervorgebracht: Die *Südösterreichischen Nachrichten* als *Unabhängiges deutsches Wochenblatt für Pola und das Küstenland*, von dem 1910 von Februar bis April lediglich zehn Nummern erschienen, und die *Marinekasino-Nachrichten*, ein Informationsbulletin, das es zwischen Oktober 1914 und Juli 1915 auf acht Ausgaben brachte und die Mitglieder des Marinekasinovereins auf die kriegsbedingt eingeschränkten kulturellen und gesellschaftlichen Veranstaltungen aufmerksam machte.

Über einen längeren Zeitraum, 1887–1915, gab die Kurkommission in Abbazia die *Amtliche Kurliste von Abbazia* (anfangs *Curliste von Abbazia*) heraus, deren Erstellung sie 1905 dem Eigentümer der *Illustrierten österreichischen Riviera-Zeitung* F. J. Weiss anvertraute. Es war ein vollständiges Verzeichnis der Kurgäste mit den jeweils prominentesten Namen an erster Stelle, das in Abbazia und Rijeka (it. Fiume) vertrieben wurde. Die Liste erschien mehrmals monatlich, ab 1906 als Beilage zu der *Kur- und Bade-Zeitung der österreichischen Riviera* (Untertitel: *Illustrierte Wochenschrift zur Förderung des Fremdenverkehrs in den Kur- und Badeorten an der Küste des adriat[ischen] Meeres*), die ebenso in Abbazia von 1906 bis 1914 herauskam.

Die genannte *Illustrierte österreichische Riviera-Zeitung*, im Untertitel *Organ* für die wirtschaftlichen und kurörtlichen Interessen von Dalmatien, Istrien und Triest sowie *Offizielles Organ des I. Marine-Offiziers-Lawn-Tennis-Club in Pola*, erschien zuerst 1905 in Pola, aber schon ab März desselben Jahres bis September 1906 in Abbazia. Trotz staatlicher Subvention und auch internationaler Tourismuswerbung blieb anscheinend der erhoffte Erfog aus, was vermutlich die Ursache für die baldige Einstellung war.

Die *Brioni Insel-Zeitung. Illustrierte Wochenschrift* wurde von der Gutsdirektion der Brionischen Inseln herausgegeben. Es erschienen fünf Jahrgänge 1910 bis 1914, von Mitte Februar bis Ende Oktober wöchentlich, sonst monatlich. Redakteure waren bis 1913 Otto Buchsbaum, danach Siegmund Oswald Fangor, der neben eigenen Gedichten in der Zeitschrift unter anderem Texte von Gabriele D'Annunzio, Erzählungen von Anton Tschechow und A. I. Kuprin und ein von Hermann Hesse übersetztes Prosastück Baudelaires veröffentlichte. So wurde Kupelwiesers »Reich« (S. 98f.) auch literarisch geadelt. Nicht unerwähnt bleiben sollen drei Abschnitte des Buches, die eine kompakte Übersicht zu zwei Einzelthemen bieten: »Die Rolle der Zeitungen in den nationalpolitischen Konflikten in Pola Anfang des 20. Jahrhunderts« (S. 218–227), wo die Standpunkte der italienischen und kroatischen Presseorgane den deutschsprachigen Zeitungen in verschiedenen Streitfragen vergleichend gegenübergestellt werden.

Dazu auch die knappe Zusammenschau: »Hauptmerkmale der deutschsprachigen Periodika im Bezug auf die italienischen und kroatischen Zeitungen, die in ihrem Umkreis erschienen« (S. 257–263) sowie »Verleger und Drucker deutschsprachiger Periodika und anderer Publikationen« (S. 251–254) als kurzer Überblick über die Buchproduktion in Pola.

Zusammenfassungen in deutscher, englischer und italienischer Sprache beschließen den Band, der durch gewissenhafte Forschung und unvoreingenommene Wertungen des weit verstreuten, aber reichen und, wie sich zeigt, sehr ergiebigen Materials ein facettenreiches Gesamtbild entstehen lässt.

Rudolf Preinerstorfer

Eine kroatische Version dieser Rezension wurde am 31. Dezember 2018 in der E-Zeitschrift der Gesellschaft kroatischer Schriftsteller Stav. Časopis za kritiku [Haltung. Zeitschrift für Kritik] *veröffentlicht: <http://www.stav.com.hr/tekuca-kritika/rudolf-preinerstorfer-temeljito-o-njemacko-me-tisku-u-austrijskoj-puli-i-istri-bruno-dobric/>.*

Alexandru Dragomir: Chronos. Notizbücher über Zeit. (Orbis Phaenomenologicus Quellen, Neue Folge, Bd. 4.) Herausgegeben von Bogdan Mincă und Cătălin Partenie. Aus dem Rumänischen von Eveline Cioflec. Würzburg: Königshausen & Neumann 2017. 342 S.

Alexandru Dragomir (1916–2002) wurde zu einem Mythos der rumänischen Philosophie nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Als frische Absolventin der Universität Bukarest hatte ich das Privileg, zu seinen Privatseminaren eingeladen zu werden, die eine komplett andere Art des Philosophierens versprachen. Die Treffen fanden in Dragomirs Wohnung statt, einer bescheidenen Garçonnière, in der Mitte ein großes Bett, die Wände mit alten Büchern tapeziert. In der Einladung – typisch für die Zeit unmittelbar nach der Wende – rangierte Dragomirs Biografie vor seinem Denken: Er wurde als ehemaliger Student Heideggers in Freiburg präsentiert; Heidegger habe ihn sogar am meisten unter den rumänischen Studenten geschätzt. Im Unterschied zu anderen ist er aber nach dem Ausbruch des Krieges nach Rumänien zurückgekehrt. Sein Vater – der namhafte siebenbürgische Historiker Silviu Dragomir – starb in den kommunistischen Gefängnissen, und auch gute Freunde, darunter Constantin Noica – eine weitere legendäre, wirkmächtige Gestalt in der rumänischen Kultur –, mussten wegen fadenscheiniger Anklagen mehrere Jahre ins Gefängnis. Alexandru Dragomir überlebte. Dafür aber zahlte er seinen Preis: Er hatte das traditionell von Ideologien instrumentalisierte Fach der Philosophie aufgegeben und fristete bis zu seiner Pensionierung ein Dasein ganz bewusst fern von aller Öffentlichkeit als anonymer Buchhalter. Nichtsdestoweniger hat er aber weiterhin privat Philosophie gelesen und darüber reflektiert; über hundert Hefte und Notizbücher mit seinen Aufzeichnungen legen davon ein beeindruckendes Zeugnis ab.

Auch nach der Wende schlug Alexandru Dragomir die Einladungen aus, öffentlich aufzutreten, und wollte auch nicht veröffentlichen. Seine Texte wurden gelegentlich von anderen vorgelesen und konnten erst posthum herausgegeben werden. Er war eine sokratische Gestalt par excellence, die einen scharfen Sinn für logische Unzulänglichkeiten hatte; seine gefürchtete Ironie (einschließlich Selbstironie) war wohl eher Selbstschutz. Die junge Generation von Philosophen in Rumänien nach 1989 suchte seine Kompromisslosigkeit im Versuch, nicht hinter anderen ostmitteleuropäischen Ländern zurückzufallen, deren Intellektuelle sich am antikommunistischen bzw.

antisowjetischen Widerstand beteiligt hatten. Im Grunde genommen haben wir Alexandru Dragomir mehr gebraucht als er uns. Nach seinem Tod widmete ihm die Bukarester Zeitschrift *Studia Phaenomenologica* 2004 eine eigene Nummer, im Verlag Humanitas wurden seine *Caiete* [Hefte] in fünf Bänden herausgebracht, und 2009 hat sich ein privates philosophisches Forschungsinstitut in Bukarest nach ihm benannt. Inzwischen wurden ausgewählte Schriften Dragomirs ins Englische und Französische übersetzt und stießen auf reges Interesse in internationalen philosophischen Kreisen.

Chronos. Notizbücher über Zeit ist das erste Buch Alexandru Dragomirs, das dank der Initiative der Rumänischen Gesellschaft für Phänomenologie, deren erster Präsident Walter Biemel war, ein Jugendfreund Dragomirs, in der gelungenen Übertragung von Eveline Cioflec der deutschsprachigen Leserschaft das Denken Dragomirs skizziert. Die »Anmerkungen zur rumänischen Ausgabe« der Herausgeber Bogdan Mincă und Cătălin Partenie verorten den vorliegenden Band innerhalb der rumänischen Dragomir-Edition und bringen die für die deutschsprachige Ausgabe interessante Erklärung, dass ein erheblicher Teil des Bandes ursprünglich auf Deutsch verfasst worden war. Unter dem Titel *Chronos* haben die Herausgeber, beide Philosophieprofessoren an der Universität Bukarest, Aufzeichnungen des Autors zwischen 1948 und 2000 gesammelt, wobei das umfangsreichste Heft zwischen 1979 und 1990 verfasst wurde.

Aufgrund ihres unsystematischen und hoch spekulativen Charakters fällt es nicht leicht, ihren Inhalt geordnet zusammenzufassen. Dabei gibt die Synopsis Bogdan Mincăs (S. 17–23) eine hilfreiche Orientierung zur Lektüre. Wie schon der Buchtitel besagt, kreisen Dragomirs Reflektionen um das Wesen der Zeit und ihre Erfahrung, um die sich andere grundlegende Themen der Philosophie wie das Sein und das Nichts, das Ich und die Individualität, die Wahrheit und die Transzendenz ordnen. Die Begrifflichkeit und der Denkstil, vor allem in den ersten zwei Jahrzehnten, sind unverkennbar Heidegger verpflichtet, aber auch später nimmt der Verfasser Stellung zu Heidegger. Darüber hinaus erhält Dragomir Denkimpulse durch die gründliche Lektüre und Auseinandersetzung mit Heraklit und Parmenides, Platon und Aristoteles, Augustinus, Leibniz, Kant, Hegel, Husserl oder auch Bergson. Die geläufige Assoziation von Gegenwart und Sein stellte Dragomir vor die Frage nach dem Sein der Vergangenheit, die »nicht mehr« ist, und der Zukunft als »noch nichts«. In seiner eigenen Lebensgeschichte im bekannten politischen Kontext mit dem Gespenst der Vergangenheit und einer so genannten ungesunden Herkunft konfrontiert, sublimierte Dragomir das Dilemma seiner Existenz – wie lässt sich überleben, ohne Kompromisse zu machen – in der Frage nach der Art und Weise, wie die Vergangenheit zwar nicht mehr da ist, aber dennoch in der Gegenwart unauslöschliche Spuren hinterlässt. Zu den Grundschwierigkeiten, welche die Zeitfrage den Philosophen immer schon bereitet hat, gehört ebenso jene der gleichzeitigen Kontinuität und Diskontinuität, die Zeit als fließender, homogener Übergang und als gegliederte Struktur mit drei distinkten Zeiten: Vergangenheit, Präsens und Zukunft.

Dragomirs Reflektionen über die Zeit bilden ein »Denklaboratorium«, wie der Verfasser selbst eines seiner Notizbücher untertitelt hat, oder ein Thema mit Variationen, das jahrzehntelang geradezu obsessiv verfolgt wurde. Immer wieder merkte Dragomir kritisch an, wie die ursprüngliche Zeit »verdeckt« wird: durch die Erkenntnis, durch Projektio-

nen, durch (vermeintliches) Wissen und Inhalte, mit denen die Zeit ausgefüllt wird. Eine Möglichkeit, die verschüttete Zeit freizulegen und sich zum Beispiel an das (Nicht-)Sein der Vergangenheit heranzutasten, wäre zu fragen, was alles ohne Vergangenheit noch übrig bliebe. Letztlich nicht viel, meint Dragomir: »Es gäbe keine Gräber, Friedhöfe […], Denkmäler, Gedenkfeiern, Jubiläen. Aber es gäbe auch keine ›Tradition‹, welcher Art auch immer, da auch die Tradition lebendige Vergangenheit ist. Es gäbe auch die Geschichte nicht«, ebenso wenig wie Sitten und Gewohnheiten (S. 126). Ohne Gedächtnis würde nicht einmal die Wissenschaft bestehen bleiben, »weil jedes Gewusste aus etwas Seiendem besteht, das ich fange und behalte gerade so, wie es ist« (ebd.), und letztlich würde sich die Wahrheit aufheben. Das beschäftigte zum Beispiel Dragomir am 28. April 1984. Viereinhalb Jahre später, im Alter von 72 Jahren, nahm er eine eigene Anmerkung aus seiner Jugend wieder auf und reflektierte darüber, was das Leben sei und wie es zu leben sei. Das Leben erschien ihm damals sowohl als eine gleichsam fremde Tatsache wie auch als eine höchst persönliche Angelegenheit, denn das Leben »geht [einerseits] von alleine weiter« (S. 181) und andererseits muss es gelebt werden, indem man sich zu seinem eigenen biologischen Leben verhält. Die Antwort Dragomirs auf die Frage, wie er selbst sein Leben gelebt hat und wie ernst er diese Frage genommen hat, findet sich allein in diesen philosophischen Tagebüchern, hoch verschlüsselt, aber durchaus lohnend für jene, die sich die Mühe machen, Dragomir auf seinem Weg durch die Zeit der Philosophie und der Geschichte zu begleiten.

Mădălina Diaconu

Frank Henschel: »Das Fluidum der Stadt …«. Urbane Lebenswelten in Kassa/Košice/Kaschau zwischen Sprachenvielfalt und Magyarisierung 1867–1918 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 137). Göttingen, Bristol: Vandenhoeck & Ruprecht 2017. 362 S.

Kaschau (sk. Košice, ung. Kassa, lat. Cassovia) zählt zu den interessantesten Städten am Übergang von Zentral- zu Südosteuropa, und dennoch liegt die Stadt heute in einer Art Windschatten der großen Verkehrsrouten, aber auch auffälligerweise der nationalen Historiografien. Ungarn, zu dem die Stadt seit 1918/20 nicht mehr gehört, verweist gerne auf die Heilige Elisabeth, der der gotische Dom, das Wahrzeichen der Stadt, geweiht ist, aber auch auf die Rolle Kaschaus für die oberungarische Adelskultur der frühen Neuzeit, die antihabsburgischen Emanzipationsversuche des 17./18. Jahrhunderts und die mit der Stadt verbundene ungarische Aufklärung. Auffällig ist die starke Absenz der Stadt in slowakischen Nationalgeschichten: Zu einer slowakischen Stadt ist Kaschau, wo gleichwohl seit dem Mittelalter ein bedeutender slawischsprachiger Bevölkerungsanteil lebte, erst mit dem Ende der Habsburgermonarchie geworden. An eines der wichtigsten Ereignisse aus der jüngeren Stadtgeschichte, das am 5. April 1945 von der aus dem Exil zurückgekehrten Exilregierung der Tschechoslowakei nach dem Ende der deutschen Besatzung und des faschistischen Slowakischen Staates verkündete Kaschauer Programm, wird heute nicht mehr gerne erinnert, weil es in letzter Konsequenz den Kommunisten den Zugang zur Macht im Lande eröffnete. Auch die deutsche Minderheit bezieht sich im Allgemeinen eher auf das 35 Kilometer westlich gelegene Metzenseifen (sk. Medsev) und seine »mantakischen« Bewohner als auf Kaschau selbst, wo heute nur noch sehr wenige Deutsche leben. In den Fokus der westlichen

Medienaufmerksamkeit gerät das heutige Kaschau eigentlich erst, wenn über Probleme des riesigen, am Stadtrand gelegenen Roma-Ghettos Lunik IX berichtet wird. Diese selektive Wahrnehmung wird der tatsächlichen Rolle Kaschaus nicht gerecht, und daran konnte leider auch der Titel der Europäischen Kulturhauptstadt im Jahre 2013 langfristig nur wenig ändern.

Umso verdienstvoller ist es, wenn sich ein Historiker *sine ira et studio* und mit dem Blick von außen der Stadtgeschichte zuwendet. Dass Frank Henschel tschechische, slowakische und ungarische Quellen gleichermaßen rezipieren kann, gereicht ihm dabei zum Vorteil. In seiner 2017 veröffentlichten Dissertation, die er unter der Betreuung von Wolfgang Höpken an der Universität Leipzig erarbeitet hat, widmet er sich Kaschau in der Endphase der Habsburgermonarchie, in der Zeit zwischen dem Ausgleich und dem Ende des Ersten Weltkriegs. Ausgehend von einem berühmten Zitat des in Kaschau 1900 geborenen Schriftstellers Sándor Márai, das fragmentarisch auch in den Haupttitel des Buches eingeflossen ist, geht er der Frage nach, wie sich in seinem Untersuchungszeitraum im Spannungsfeld von lokaler, regionaler und nationaler Politik nationale, ethnische und sprachliche Zugehörigkeiten in einem Umfeld artikulierten, das von Mehrsprachigkeit und einer differenzierten religiösen bzw. konfessionellen Situation geprägt war. Mit diesem kulturgeschichtlichen Ansatz behandelt er nach einem knappen Abriss zur historischen, demografischen und sozialen Entwicklung im Wesentlichen fünf Themenfelder: die Kommunalpolitik als Agora unterschiedlicher Interessen, das Wirken von Theater und kulturellen Vereinen, die Handlungspraktiken der Kirchen und (zu jener Zeit fast ausschließlich konfessionellen) Volksschulen, die Interaktionen von Wirtschaft und Arbeit sowie schließlich Praktiken der kollektiven Erinnerung und Identitätspolitik auf städtischer Ebene.

Auf diesen Sondierungsebenen begleitet der Autor seine Leser durch öffentliche und private Praktiken von Politikern, Kulturschaffenden, Geistlichen und Lehrern sowie Akteuren der offiziellen Geschichtspolitik. Der Verfasser geht in Anlehnung an die moderne amerikanische Historiografie von einem nichtessentialistischen, dynamischen und damit komplexen Verständnis von Ethnizität aus. Als Ergebnis der genannten Untersuchungsfelder kommt er zu dem Schluss, dass sich die vielfältige Bevölkerungsstruktur der Kaschauer zwischen 1867 und 1918 als weitaus resistenter gegen die Homogenisierungs- oder Magyarisierungsbestrebungen ungarischer Nationalisten erwies, als diese es im Vorfeld erwartet hatten. Wie in anderen multikulturellen Städten zeigte sich, dass der Gebrauch der ungarischen Sprache gegenüber sozialen Kategorien wie Konfession, Stand, Klasse oder Bildungsstand keine dominante Bedeutung als nationalpolitischer Agens entfalten konnte. Ursächlich für Konflikte waren nach Henschel in Kaschau nicht in erster Linie nationale oder ethnische Gegensätze, sondern die Folgen sozialer Prozesse wie Industrialisierung, Modernisierung und Säkularisierung. Im Endeffekt blieben damit auf vielen Ebenen neben den majorisierenden magyarischen Bestrebungen auch vielfältige deutsche und slowakische Artikulationen möglich und bestimmten die spezifische Mehrsprachigkeit Kaschaus, wie sie eben auch von Márai rückblickend wahrgenommen worden war.

Als weiteres Untersuchungsfeld hätte man sich – etwa in Anlehnung an Tamara Scheers Studien zur Mehrsprachigkeit innerhalb der k. u. k. Armee – auch noch ein Kapitel zum Militär vorstellen können. Kaschau war seit 1871 Mittelpunkt

eines ungarischen Honvéd-Distrikts, seit 1881 Sitz einer Militärunterrealschule, und ab 1883 war dort eines von insgesamt 16 Territorialkommandos der Habsburgermonarchie ansässig. Das Militär war nicht nur mittels seiner zahlreichen Bauten sowie Übungs- und Paradeflächen in Kaschau sehr präsent, »Militärpersonen« spielten im gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt bis 1918 eine kaum wegzudenkende Rolle. Mit dem Militär erweiterte sich nicht nur die ethnische Vielfalt, sondern erhielten auch sprachliche und kulturelle Aspekte in der Stadt noch eine neue Dimension. Diese Anmerkung soll lediglich andeuten, dass das von Frank Henschel sehr professionell behandelte Thema noch lange nicht erschöpft ist. In diesem Sinne ist sie nicht als Kritik aufzufassen, sondern als konstruktive Anregung zu weiteren Forschungen zur Kaschauer Stadtgeschichte. Die vorliegende Arbeit wirkt auch ohne Berücksichtigung dieses Aspekts in sich logisch geschlossen, argumentativ überzeugend und gelungen.

Seit ihrem Erscheinen ist Frank Henschels Dissertation von slowakischen Historikerinnen und Historikern bereits positiv rezipiert worden. Seine Studie ergänzt in der Tat in hervorragender Weise bestehende Untersuchungen zum Vereinswesen, zur Kulturpolitik und zur kirchlichen Situation im historischen Oberungarn, der heutigen Slowakei. Hervorzuheben ist auch die Fähigkeit des Autors, seine Ergebnisse in einer eingängigen und flüssigen Sprache darzustellen, die dennoch nichts an wissenschaftlicher Differenzierung vermissen lässt. Allen, die sich – auch jenseits des konkreten Kaschauer Exempels – für Stadtgeschichte im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert interessieren, sei dieses Buch zur Lektüre empfohlen.

Tobias Weger

Brigitte Klosterberg, István Monok (Hgg.): Die Hungarica Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Alte Drucke: 1495–1800. Bearbeitet von Attila Verók. (Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmaink történetéhez [Materialien zur Geschichte der Geistesströmungen des 16.–18. Jahrhunderts in Ungarn]; Bd. 40, 1+2). Budapest: MTA Könyvtár és Információs Központ 2017. 1235 S.

Sind in den heutigen, schnelllebigen digitalen Zeiten mannigfacher Datenbanken noch Kataloge in Buchform nötig? Beim Betrachten des Umfangs stellt sich diese Frage unweigerlich – nicht allerdings für Attila Verók, um dessen Katalog es hier geht. Dieser besteht aus zwei Bänden mit fortlaufender Paginierung und zusammen über 1.200 Seiten, in denen, wie der Titel schon sagt, die alten Drucke mit Ungarn-Bezug in den Bibliotheken der Franckeschen Stiftung zu Halle registriert sind. Dabei handelt es sich um die Abschlussbände 5 und 6 des mehrbändigen Werkes *Die Hungarica Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle*. Die *Porträts* bildeten 2003 den Anfang, 2009 folgten *Historische Karten und Ansichten*, 2015 zwei Bände *Handschriften* und nun die *Alten Drucke*.

Die alten Drucke werden als Monografien definiert, die zwischen 1495 und 1800 publiziert wurden. Der erste der beiden Bände beginnt mit einer einführenden Studie, der eine »Einleitung zur Verwendung des Hungarica-Katalogs« sowie ein Abkürzungsverzeichnis folgen (S. XXXI–XLII). Anschließend werden 2.244 Titel auf 740 Seiten aufgeführt. Beginnend mit Seite 741 setzt der zweite Band den Katalog bis zu Nr. 3.194 fort. Abgeschlossen wird er durch ein umfangreiches Registerwerk: Personen (Autoren, Übersetzer, Herausgeber, Mitarbeiter, Adressaten, aber auch biblische Propheten und Könige), im Titel der erfassten Werke vorkommende Orte, Verleger und Drucker, Verlags- und Druckorte,

Hungarica-Gattung sowie eine chronologische Übersicht, in der den einzelnen Erscheinungsjahren die laufende Nummer der Titel zugeordnet ist.

In kompakter Form stellt Verók auch die Geschichte der Institution dar. Aus dem Nukleus der 1698 gegründeten Privatbibliothek des pietistischen Theologen und Pädagogen August Hermann Francke (1663–1727) mit einem Anfangsbestand von zehn Büchern stieg der Bestand innerhalb von 30 Jahren auf ansehnliche 18.000 Bände an – was umso bedeutender ist, wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, dass die universitären Sammlungen der damaligen Zeit die Anzahl von 10.000 Bänden in den seltensten Fällen überstiegen. Dies gelang Francke durch gezieltes Sammeln, durch Anwerbung Adliger, Theologen und wohlhabender Bürger als Mäzene für seine Stiftung sowie dadurch, dass Professoren der Universität Halle ihm ihre eigenen Bibliotheken vererbten. Gesammelt wurde universell, allerdings bildete sich, bedingt durch die Lesegewohnheiten der Professoren und Theologen sowie die Tatsache, dass 1710 direkt auf dem Gelände der Franckeschen Stiftungen die Cansteinsche Bibelanstalt, die erste der Welt, gegründet wurde, rasch der Schwerpunkt der protestantischen bzw. pietistischen Literatur heraus.

Von Anfang an war Franckes Bibliothek der Lehrerschaft seiner Stiftungen, den Studenten sowie den Bürgern Halles zugänglich und dürfte damit unter die ersten Häuser fallen, für die in späteren Zeiten der Terminus »öffentliche Bibliothek« verwendet wurde.

Nach Franckes Tod durchlief die Bibliothek mehrere Höhen und Tiefen. Einerseits Stagnation im Aufbau und Auslagerung der Bestände zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, andererseits planvolle Erwerbung und Modernisierung, was letztendlich dazu führte, dass sich die Institution ab 1992 unter der Führung von Paul Raabe, dem ehemaligen Leiter der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, zur Forschungsbibliothek und zum Buchmuseum entwickelte.

Der Ungarn-Bezug ergibt sich, da sich ein bedeutender Bevölkerungsteil des Königreichs Ungarn bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zu einer der protestantischen Konfessionen bekannte, jedoch gleichzeitig universitäre Ausbildungsmöglichkeiten fehlten – in den ungarischen Kronländern bis 1635, in Siebenbürgen bis 1872. So reisten die Studenten des Königreichs zu insgesamt 69 Hochschulen des Kaiserreichs, anfangs überwiegend nach Wittenberg, später (in der Reihenfolge ihrer Bedeutsamkeit) nach Jena, Halle und Leipzig. Zwischen 1701 und 1849 waren es insgesamt 5.385 sicher identifizierbare Peregrinanten, davon 805 in Wittenberg, Halle und Leipzig, 1.669 in Jena. Den größten Anteil bildeten die Siebenbürger Sachsen, so dass deren Werke in den untersuchten Hallensischen Bibliotheksbeständen auch am zahlreichsten vertreten sind.

Neben der ursprünglichen Kernbibliothek der Franckeschen Stiftung wurden von Verók zwei weitere Buchbestände untersucht. 1817 versetzte Napoleon die Wittenberger Universität samt Bibliothek nach Halle und gründete so die Martin-Luther-Universität Wittenberg-Halle. 1747 verstarb der in Kronstadt gebürtige Prorektor der Hallischen Universität, Martin Schmeizel, und hinterließ der Franckeschen Stiftung große Teile seiner Privatbibliothek. In dem durchforsteten Bestand von insgesamt etwa 126.000 Medieneinheiten (13.000 Porträts, 2.000 Landkarten, 111.000 Bücher) der Erscheinungsjahre 1495 bis 1800 konnten über 5.000 Dokumente mit Ungarnbezug ausfindig gemacht und nachgewiesen werden. Unter den gefundenen 243 Porträts befinden sich Darstellungen von zwölf Personen, die bis

zu diesem Zeitpunkt unbekannt waren. Ähnlich verhält es sich bei den 444 historischen Landkarten und den Stichen. Fünf Landkarten und etwa 60 Ansichten waren noch nicht oder lediglich in anderen Varianten beschrieben. Keine Aussage kann naturgemäß darüber getroffen werden, inwieweit die 1.556 Handschriften (überwiegend Briefe) in der Fachliteratur rezipiert worden sind. Ebenso wenig kann rekonstruiert werden, wie viele Hungarica-Titel der alten Drucke bis dato unbekannt waren. Verók schätzt sie auf weit über einhundert.

Schnell wird deutlich, dass Verók in seiner einleitenden Studie sich nicht nur auf die in den beiden vorliegenden Bänden erfassten Monografien beschränkt, sondern ein Resümee seiner Arbeit der letzten zwanzig Jahre in Halle zieht, gehen die Anfänge des Erfassungsprojektes doch auf das Jahr 2000 zurück, als die Nationalbibliothek Széchényi, die Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, beide in Budapest, sowie die Franckeschen Stiftungen zu Halle einen entsprechenden Kooperationsvertrag eingingen. Auch ist Verók der Bearbeiter der *Porträts*, somit von Anfang an dabei und versteht die *Alten Drucke* nicht nur als Abschluss-, sondern auch als Ergänzungsbände der vorangegangenen vier Publikationen. Dabei geht er durchaus selbstkritisch mit sich und seiner Arbeit um, wenn er sich beispielsweise mit in Rezensionen gemachten Hinweisen auf nicht erfasste Stiche in seinen *Porträts* auseinandersetzt (S. XXII, Anm. 32). Oder wenn er eingesteht, dass er aus Mangel an entsprechender Fachliteratur keine eindeutigen Aussagen über den Widerhall des hallischen Pietismus in Siebenbürgen treffen kann, jedoch gleichzeitig Forschungsthemen vorschlägt (S. XXVII–XXX).

Deutlich ist Verók aber auch der Enthusiasmus an seiner Arbeit anzumerken, etwa wenn er des Öfteren betont, dass in Halle ein autopsisches Arbeiten in den Magazinen möglich war, er sich in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel aber lediglich mit dem Zettelkatalog begnügen musste. In seiner Euphorie geht er sogar so weit, Halle als die »größte ›Ungarische Bibliothek‹ außerhalb der Grenzen Ungarns« (S. XXI) zu bezeichnen, allerdings wäre an dieser Stelle ein einschränkend erklärender Nebensatz hilfreich gewesen. Denn wie aus dem erweiterten Zusammenhang hervorgeht, kann damit lediglich der historische Bestand, also die Erscheinungsjahre zwischen 1495 und 1800, gemeint sein. Schließlich hat jede Bibliothek mit Sammelgebiet Siebenbürgen, Österreich-Ungarn, Ungarn, so sie ihrem Sammelauftrag halbwegs seriös nachkommt, mehr als 5.000 Medieneinheiten mit Ungarn-Bezug im Bestand.

Steht man vor einer derartig umfangreichen Aufgabe wie der Erfassung eines (Teil-)Bestandes, so gilt es mehrere Herausforderungen zu meistern. Zur Verfügung stehende Zeit und Budget stehen dem Berg an Büchern (Sie dürfen ihn sich ruhig bildlich vorstellen) gegenüber: eine schier unendliche Anzahl an vollen Regalmetern, aus denen Sie sich, nach Möglichkeit vollständig, die Werke herausziehen müssen, die auf Ihre Erfassungskriterien passen. Sie wissen, dass Sie etwas finden werden, Sie wissen allerdings nicht, was, wie viel und wo. Sie müssen also zuallererst Ihre Erfassungskriterien definieren (Verók nennt sie »Gattungen«, zum ersten Mal auf S. XXXIV). Dann machen Sie sich auf die Suche, beginnen beim ersten Regalmeter, von links nach rechts, nehmen jedes Buch einzeln in die Hand und blättern es durch: Titelblatt, Inhalt, Marginalien, entscheiden, ob es für Sie eine Relevanz hat oder nicht, erfassen es unter Umständen, stellen es an seinen Standort zurück und nehmen das nächste Buch zur Hand. Nach einer gewissen

Zeit des Einarbeitens in den Bestand und wenn eine aussagekräftige Titelanzahl zusammengekommen ist, überprüfen Sie sowohl Ihre Erfassungskriterien als auch die erzielten Ergebnisse: Was hat die Suche bis jetzt ergeben? Wie steht es mit der Zeit? Was sagt das Budget? Müssen die Erfassungskriterien angepasst werden? Enger ziehen oder erweitern? Bei den *Porträts* reichten die traditionellen vier Kategorien der ungarischen Buchgeschichtsforschung zur Definition des Begriffs »Hungarica« aus: Text in ungarischer Sprache, Druckwerke aus Offizinen Ungarns oder von ungarischen Druckern, Werke ungarländischer Autoren und Druckwerke, die einen Ungarnbezug aufweisen (Inhalts-Hungarica). Ungarischer Historiografie und ungarischem Selbstverständnis Rechnung tragend, wird dabei Ungarn als das Gebiet definiert, das während des Erfassungszeitraumes zum Ungarischen Königreich gehört hat – und demnach sind alle in diesem Gebiet geborenen oder zur Zeit ihres Schaffens dort lebenden Personen, die zur Entstehung eines selbstständigen oder unselbstständigen Teils eines Druckwerks vor 1801 beigetragen haben, als »ungarländischer Autor« erfasst worden. Bei den *Alten Drucken* konnten die Erfassungskriterien allumfassend und universell erweitert und verfeinert werden, so dass wir uns nun 15 »Gattungen« gegenüber sehen. Neben den oben bereits erwähnten wurden folgende neu eingeführt: das Erfassen von Widmungen von einem aus Ungarn stammenden bzw. an einen oder mehrere Ungarn adressierte; Porträts, Landkarten, Bilder, Stiche (sowohl als Nachtrag zu den bereits erschienenen Bänden als auch in den Monografien aufgefundenen); ungarischer Besitzer des Buches; Marginalien eines Ungarn oder auf Ungarisch oder mit Ungarnbezug sowie Rezensionen zu Büchern mit Ungarnbezug. Verók besteht auch darauf, dass Dubletten keine Dubletten sind, da, obwohl bibliografisch identisch, die »exemplarspezifischen Merkmale« (damit meint er die Marginalien) voneinander abweichen (S. XXXVI).

Aufgebaut sind die Titelangaben des Katalogs nach folgendem Schema: laufende Nummer innerhalb der *Alten Drucke*, Signatur im Bestand der Halleschen Bibliotheken, Verfasser, Titel in Kurzform, Druckort, Drucker/Verlag, Erscheinungsjahr, Umfang, Hungarica-Gattung; Konkordanz. Die Titelauflistung folgt der strengen lateinischen Buchstabenfolge. Beginnend mit A werden alle Autoren und deren Werke aufgezählt. Sind mehrere Titel eines Autors vorhanden, werden diese allerdings nicht alphabetisch, sondern chronologisch nach Erscheinungsjahr aufgeführt. Bestimmte und unbestimmte Artikel (der, die, das, ein, eine, einer …) werden allerdings wiederum nicht übersprungen, sondern mitgeordnet. Weder bei den Titeln noch bei den Fußnoten wurde bibliografische Vollständigkeit angestrebt. Ziel war »hauptsächlich eine bibliothekarisch-dokumentarische Registrierung der Werke« (S. XXXVI), so dass Verók beispielsweise mit den Titelanfängen auskommt. Dafür sind die Anmerkungen der Gattungsangaben ausführlich und erstrecken sich teilweise über mehrere Seiten. Die Konkordanzen erfolgen ausschließlich zu im Druck erschienenen Bibliografien, diejenigen zur digitalen Ausgabe der retrospektiven ungarischen Nationalbibliografie fehlen, da »die Hallischen Hungarica-Treffer […] seit Jahren« (S. XXXVII) in diese integriert sind. Ebenso fehlen die Konkordanzen zum Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. bzw. 18. Jahrhunderts (VD 17 bzw. VD 18).

Kehren wir nun zur Ausgangsfrage zurück. Als erstes konzentrieren wir uns wieder auf Veróks Text. Er betrachtet seine Kataloge, zweifelsfrei zu Recht,

als Werke der Grundlagenforschung nicht nur zur Schul- und Bildungsgeschichte, sondern auch zur Kirchen- und Religionsgeschichte, Literatur-, Buch-, Kultur- und Medizingeschichte (S. XV–XVI). Man könnte noch die Historiografie hinzufügen. Auch wenn Verók zu all diesen Wissenschaftszweigen ausgiebig Sekundärliteratur aufführt, gibt er dennoch zu bedenken, und das auch wieder zu Recht, dass diese teilweise veraltet, in jedem Fall aber unvollständig ist, da die Kataloge der *Hungarica Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle* nicht berücksichtigt wurden. Ebenso führt er weitere Forschungszweige auf (S. XXVII–XXX), die mit Hilfe der Kataloge bearbeitet werden können, so zum Beispiel die oben bereits erwähnte Ausstrahlung und Rezeption des Pietismus in Siebenbürgen, seinen Einfluss auf das Gedankengut einzelner Persönlichkeiten (Samuel von Brukenthal), ganzer Personengruppen (Freimaurer) oder Institutionen (Brukenthal-Bibliothek).

Aber ist diese Antwort erschöpfend? Wir meinen nein, da sie die elektronische »Konkurrenz« vollkommen ausklammert. Zwar erwähnt Verók in einem Nebensatz, dass die früher publizierten *Porträts* in der Zwischenzeit auch online recherchiert werden können, geht aber nicht näher darauf ein. Ebenso wird deutlich, dass die reinen bibliografischen Angaben bereits in verschiedenen Datenbanken der Projekt-Partnerländer nachgewiesen sind (siehe oben), allerdings nicht in der hier erarbeiteten inhaltlichen Tiefe. Weitere Gesichtspunkte des Themas Papier versus Digital fehlen bei Verók völlig.

Auf eine müßige Diskussion bezüglich Vorlieben der Nutzer, Papier versus Digital und allem, was dazu gehört, lassen wir uns nicht ein, da für jedes Pro mindestens ein Kontra geliefert werden kann. Ebenso wenig auf die Frage, »was passiert, wenn Datenbanken wegen Stromausfall nicht zugänglich sind oder gar vollständig verloren gehen?« Wir möchten mit dem Punkt Recherchierbarkeit näher an der Praxis bleiben. Jede Datenbank hat per se ein großes Problem: Der Nutzer sieht sich mit einer mehr oder weniger übersichtlichen oder funktionalen zweidimensionalen Suchmaske konfrontiert, mit der er arbeiten muss. Unabhängig davon, ob der Datenbank-Fremde nach Teilen des Titels oder nach Schlagwörtern sucht, stehen die Chancen niemals besser als 50 Prozent einen Treffer zu erhalten. Ein dreidimensionales Suchen, also ein browsen nach Themen beziehungsweise Inhalten oder ähnlichem, wird – wenn überhaupt – meist nur recht rudimentär angeboten.

Das Meistern genau dieser Schwierigkeiten ist der Vorteil einer in gedruckter Form veröffentlichten Bibliografie. Das Auffinden der gewünschten Literatur kann auf vielfältigste Weise geschehen: Vorwort, Einleitung und, wie in unserem Falle, eine vorhandene einleitende Studie können einen guten Überblick über Inhalt und Aufbau vermitteln. Sind diese vielversprechend, wird durch »Schmökern« in die Tiefe gegangen. Die Indices und Register schließlich sind für die Detailfragen zuständig. Hält man Veróks Werk in den Händen, wird klar, dass er selbst diese Frage unbewusst, quasi en passant, mit einem »Ja« beantwortet hat.

Christian Rother

Ingrid Schiel: Frei – Politisch – Sozial. Der Deutsch-Sächsische Frauenbund für Siebenbürgen 1921–1939 (Studia Transylvanica 47). Köln: Böhlau Verlag 2018. 628 S.

Dass die Herausgeber der *Studia Transylvanica* Ingrid Schiels Dissertation in ihre Reihe aufgenommen haben, war eine gute Entscheidung. Jenseits der an der historischen Region Siebenbürgen interessierten Akademikerinnen und

Akademiker richtet sich Ingrid Schiels Monografie an eine breite Leserschaft, die politisch sensibel und differenziert zu denken vermag. Die Herausbildung einer politischen Bewegung von und für Frauen in Siebenbürgen verfolgt die Autorin im Zusammenhang der europäischen Frauenemanzipation, sie lässt jedoch den spezifischen Kontext der Landschaft, in der jene stattfindet, niemals außen vor. Siebenbürgens wechselvolle Geschichte Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ist für die sich dort entwickelnde Frauenbewegung prägend.

In einer Zeit, in der das Transnationale in der Frauenbewegung weltweit an Bedeutung gewinnt, erscheint das Bemühen der siebenbürgisch-sächsischen Frauen, ihre nationale Zugehörigkeit zu stärken, auf den ersten Blick rückwärtsgewandt. Beachtet man jedoch den gesellschaftspolitischen Hintergrund der Frauen, versteht man ihre Beweggründe: Die siebenbürgisch-sächsische Frauenbewegung war ein politisch motivierter und aktiver Verbund einer nationalen Minderheit – der deutschen Minderheit im Königreich Rumänien, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg im Königreich Ungarn ihren Status als Nation im Zuge des ungarischen Nationalitätengesetzes von 1868 eingebüßt hatte. Es handelte sich somit um eine Minderheit, die sich in einer Existenzkrise befand: Dem Magyarisierungsdruck der ungarischen Regierung nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 folgten nach 1920 die Rumänisierungsabsichten der neuen Herrscher. Die siebenbürgisch-sächsische Elite, eine patriarchale Männergesellschaft par excellence, erkannte rasch: Gebündelte Frauenpower sollte im öffentlichen Leben genutzt werden.

Bereits in der ungarischen Zeit hatten die Siebenbürger Sächsinnen ihre eigenen Interessen der Gemeinschaft untergeordnet. Obwohl die patriarchalen Strukturen in der Evangelischen Landeskirche A. B. fröhlich Urständ feierten, ließen sich engagierte Frauen zur Verteidigung der nationalen Anliegen der Männer nicht selten vor den Karren spannen. Sie taten dies aus Überzeugung und Leidenschaft, das Resultat waren öffentlichkeitswirksame Aktionen, die es in die Schlagzeilen wichtiger Tageszeitungen im In- und Ausland schafften. Zum Beispiel organisierten Frauen einen imposanten Trachtenumzug während der Einweihungsfeierlichkeiten des Johannes-Honterus-Denkmals im August 1898 in Kronstadt. Sowohl der Trachtenumzug der Frauen als auch ihre Ansprachen waren – aus Protest gegen die Politik der ungarischen Regierung – »bewusst deutschnational« (S. 131) gehalten: »Zum bereits vorhandenen Bewusstsein, einem freien, privilegierten Stand anzugehören und ein Schutzschild der abendländischen Christenheit zu sein, wurden wirtschaftliche, soziale und nationale Elemente hinzugefügt: der Stolz auf die Leistungskraft der Bauern, Handwerker und Kaufleute, die zu den besten Steuerzahlern des Landes zählten, sowie der Stolz auf die deutsche Herkunft, einhergehend mit der Liebe zur siebenbürgischen Heimat.« (S. 131) Die Siebenbürger Sachsen hatten zwar 1898 ihre Privilegien längst verloren, trotzdem traten sie bei der Denkmaleinweihung selbstbewusst auf – allen voran die Frauen, die sich selbstständig organisiert und Frauen aus ganz Siebenbürgen für ihren Trachtenumzug mobilisiert hatten: »Insgesamt waren über 900 ländliche und 89 städtische Trachten zu sehen. Der Festzug der Frauen zählte rund 150 Personen mehr als derjenige der Männer.« (S. 133) Anna Schnell, ein Gründungsmitglied der Freien Sächsischen Frauenvereinigung in Kronstadt und deren erste Vorsitzende sowie stellvertretende Vorsitzende des Freien Sächsischen Frauenbundes, erinnert sich an diesen Umzug

der rund 3500 Frauen aus dem gesamten Sachsenland wie folgt: »Uns Allen, die wir das Glück hatten, diesen schönen, vom herrlichsten Wetter begünstigten Festzug mitzuerleben, wird der Anblick der festlich gekleideten, würdevoll einherschreitenden Frauen unvergesslich bleiben, an deren Spitze die stattliche Neuanregerin der städtischen Festtracht, Frau Lotte Lurtz, deren schönes Gesicht umrahmt von dem weißen Schleier in Freude leuchtete.« (S. 135)

Und genau dieser Umzug der Frauen schafft es auf die Titelseite des *Pester Lloyds*. Die von Lotte Lurtz neu geschaffene Bürgertracht, welche »die sächsische Wesensart repräsentieren und demonstrieren« (S. 135) sollte, verfehlt ihre Wirkung weit über die Grenzen Siebenbürgens hinaus nicht. Zu diesen Feierlichkeiten waren Journalisten von der Wiener *Deutschen Zeitung*, dem *Neuen Wiener Tageblatt*, der *Ostdeutschen Rundschau*, der *Neuen Freien Presse*, der Münchner *Neuesten Nachrichten*, der Leipziger *Neuesten Nachrichten*, des *Schwäbischen Merkurs*, der Berliner *Deutschen Zeitung*, des *Berliner Lokalanzeigers*, der Leipziger *Illustrierten Zeitung* u. a. angereist. Kein Wunder, dass der amtierende Bischof Friedrich Müller die Kronstädter Inszenierung als »Heldenstück« (S. 134) lobte, obwohl er besagtes Stück allein Heldinnen verdankte.

Auch das soziale und karitative Engagement der Frauen wurde anerkannt. Das Lob lenkte jedoch davon ab, dass Frauen nicht die gleichen Rechte hatten wie Männer. Die Siebenbürger Sächsinnen wurden erst spät wachgerüttelt und dazu veranlasst, sich über ihre kleinen Vereine hinaus politisch zu organisieren: Der Deutsch-Sächsische Volksrat für Siebenbürgen hatte auf dem »sogenannten Sachsentag« (S. 10) im Jahr 1919 das Frauenwahlrecht mit der schalen Begründung abgelehnt, Rumänien habe das Frauenwahlrecht noch nicht eingeführt. Da nach den Karlsburger Beschlüssen am 1. Dezember 1918 klar war, dass Siebenbürgen nicht mehr zum Königreich Ungarn gehören werde, konnten die siebenbürgisch-sächsischen Frauen mit dem Argument, man habe in Ungarn im November 1918 das Frauenwahlrecht eingeführt, nicht mehr punkten. So kam es, dass sich die zahlreichen siebenbürgisch-sächsischen Frauenvereine zusammenschlossen und 1921 den »Freien Sächsischen Frauenbund« gründeten, der sich ab 1930 »Deutsch-Sächsischer Frauenbund für Siebenbürgen« nannte und bis 1937/1939 für die Sache der Frauen einsetzte. Der Bund suchte nun dezidiert den Anschluss zu anderen Frauenverbänden im In- und Ausland. Mit etwas Verspätung öffneten sich auch die Siebenbürger Sächsinnen dem transnationalen Impetus ihrer Zeitgenossinnen weltweit. Tragisch nur, dass der Frauenweltbund (International Council of Women) wenig Sinn für Nuancen und Regionen aufbrachte und keine »Frauengruppierungen von Minoritäten« (S. 400) aufnahm, sondern lediglich nationale Frauenorganisationen. Auch die Zusammenarbeit des Deutsch-Sächsischen Frauenbundes mit den Frauenvereinigungen der rumänischen Titularnation erwies sich – trotz vielfacher Anstrengungen auf politischem Gebiet – als unmöglich.

Für die siebenbürgisch-sächsischen Frauen war das Auftaktjahr ihres liberal-konservativen Bundes ein erfolgversprechendes: Lotte Binder, die Vorsitzende der Deutsch-sächsischen Frauenvereinigung und spätere Vorsitzende des Freien Sächsischen/Deutsch-Sächsischen Frauenbundes, hatte die Gelegenheit, an der Tagung der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit in Wien 1921 teilzunehmen und als offizielle Leitung in den Verhandlungen der Minderheitengruppen zu fungieren. Danach reichte Lotte Binder einen Bericht für den Kongress in Dublin im Juli 1926 ein, in dem

sie sich »für die kulturelle Selbstbestimmung als Lösung der Minderheitenfrage und Garant des Friedens« (S. 400) aussprach. Binders Beitrag wurde sogar im Kongressbericht der Liga publiziert, was ihr viel Bewunderung seitens siebenbürgisch-sächsischer Politiker eintrug. Letztere trauten sich nicht, die Minderheiten auf internationaler Ebene zu artikulieren, da sie Repressionen seitens des rumänischen Staates befürchteten. Ideell jedoch unterstützten sie freilich die Initiative der Frauen. Trotz Anerkennung der Loyalität der Frauen gegenüber ihrer Ethnie und Kirchengemeinschaft blieben die Ohren des Deutsch-Sächsischen Volksrates sowie jene der Evangelischen Landeskirche für eine echte politische Gleichberechtigung der Frauen taub.

Rückgrat bewies der Deutsch-Sächsische Frauenbund, als er sich den Bemühungen der Nationalsozialistischen Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien (NSDR), eine nationalsozialistisch gesinnte Volksgemeinschaft zu formen, widersetzte. Erfolglos! 1939 löste sich der Deutsch-Sächsische Frauenbund auf und wurde als Gaufrauenrat in die Deutsche Frauenschaft im Sinne der Führerdoktrin umgemodelt. Damit obsiegte die Einstellung: »Lächerlich, um Rechte zu feilschen, die wir nicht brauchen, eben weil uns als Frauen und Mütter ohnehin die denkbar höchsten Aufgaben zugewiesen sind, die ein Volk zu vergeben hat« (S. 453) – die Mutterschaft. Zusammenfassend kann festgestellt werden: Der Freie Sächsische/ Deutsch-Sächsische Frauenbund wollte zwar »die Menschheit verändern und die Gesellschaft innerhalb des rumänischen Staates mit Hilfe einer bewussten Erziehung auf einer angenommenen weiblichen Wesens- und Seinsgrundlage neu gestalten« (S. 401), seine Vorsitzenden (Adele Zay, Lotte Binder, Amalie Musotter und Josefine Breckner) agierten aus »evolutionäruniversalistischer Überzeugung« (S. 401), doch taten sie das in einer Zeit, in der die deutsche Kulturnation, zu der sie sich als Minderheit zugehörig fühlten, andere Vorstellungen von der »Menschheitsaufgabe der Frau« (S. 372) hatte. So blieb es auch vielen Siebenbürger Sächsinnen nicht erspart, in die nationalsozialistische Falle zu tappen.

In ihrer akribisch recherchierten Forschungsarbeit, deren vertiefende und weiterführende Fußnoten sowie der 160-seitige Anhang allein schon Anregungen für zahlreiche weitere Arbeiten bieten, gelingt es Ingrid Schiel, »differente historische Verhältnisse und Entwicklungen« (S. 3) aufzuzeigen. Ihre Analyse der Frauenaktionen in Siebenbürgen bietet gleichermaßen eine Einführung in die regionale Beschaffenheit Siebenbürgens. Auf diese Weise kontextualisierend, kann die Autorin überzeugend erklären, warum und wie sich eine siebenbürgisch-sächsische Frauenbewegung überhaupt gründen und – wenn auch nur für kurze Zeit – etablieren konnte. Zudem macht sie es ihrer Leserschaft möglich, den Handlungsspielraum der Siebenbürger Sächsinnen in ihrem spezifischen geografischen, politischen und sozialen Umfeld realistisch zu beurteilen. Diese genaue Verortung und Einordnung konsequent vollzogen zu haben, ist das große Verdienst von Ingrid Schiels Studie (und entschuldigt den Umfang des Buches).

Ingeborg Szöllösi

Berichte

Internationale Tagung: »Zwischen Kronen und Nationen. Die zentraleuropäischen Priesterkollegien in Rom vom Risorgimento bis zum Zweiten Weltkrieg«

Im Rahmen der Tagung, die vom 22. bis 24. Januar 2020 am Campo Santo Teutonico in Rom stattfand, wurden mehrere zentraleuropäische Priesterkollegien und ihre Kollegiaten in Rom und dem Vatikan in den Blick genommen. Organisiert wurde die Tagung von Franz Xaver Brandmayr (Päpstliches Institut Santa Maria dell'Anima, Rom), Stefan Heid (Römisches Institut der Görres-Gesellschaft), Florian Kührer-Wielach (Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München) und Tamara Scheer (Universität Wien) mit Unterstützung der Erzdiözese Wien, dem ÖAD-Kooperationsbüro Lemberg/Lwiw und der Ungarischen Botschaft beim Heiligen Stuhl. Ziel der Tagung war es, aktuelle historische Fragestellungen zu individueller und kollektiver Zugehörigkeit, Identifikation und Loyalität im zentral-, ostmittel- und südosteuropäischen Raum mit kirchengeschichtlichen Perspektiven zu verknüpfen. Mit einem interdisziplinären, institutionsgeschichtlichen wie akteursbezogenen Ansatz wurde das sich wandelnde Verhältnis von Staat und Kirche in einen größeren zeitlichen und geografischen Rahmen diskutiert.

Im Untersuchungszeitraum, der sich, beginnend mit dem italienischen Einigungsprozesses ab den 1850er-Jahren bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, über mehrere politische Zäsuren erstreckt, lässt sich ein Prozess der Neuordnung der europäischen Staaten feststellen, der mit dem Zerfall jahrhundertealter Reiche und der Entstehung neuer Staaten verbunden war. Diese bezeichneten sich in der Regel selbst als Nationalstaaten, wiesen jedoch in der Realität eher die Merkmale eines Nationalitätenstaates beziehungsweise einer multiethnischen Gesellschaft auf.

Florian Kührer-Wielach (München) bettete in seinem einleitenden Beitrag »Confessio–Natio–Patria: (Post-)imperialer Wandel zwischen Reaktion und Adaption« die Tagung in einen theoretisch-methodischen Rahmen ein. Er stellte neun relevante Faktoren vor, die er den Kategorien »Feld«, »Umfeld« und »Phänomene der Moderne« unterordnete. Im »Feld« verortete er institutionelle und individuelle Akteure – die Kollegien und bestimmte Persönlichkeiten – sowie die Stadt Rom selbst als »Soziotop«. Die Kirche, das Imperiale und den Wandel nannte er als Faktoren des »Umfelds«. In Bezug auf den Wandel unterstrich Kührer-Wielach den Begriff der Adaption, den er als Alternative zur üblichen dualistischen Perspektive auf Konti-

Podiumsdiskussion im Bibliothekssaal des Päpstlichen Instituts Santa Maria dell'Anima; v. l. n. r.: Dr. Florian Kührer-Wielach, Hofrat Msgr. Dr. Franz Xaver Brandmayr, Prof. Dr. Pieter Judson, Dr. Olof Heilo, Prof. Dr. Dominik Markel SJ. © Tobias Weger

nuitäten und Brüche vorstellte. Unter »Phänomenen der Moderne« fasste er das Nationale, mit einem Augenmerk auf Bindestrich-Identitäten, das Konfessionelle, für das er sowohl Überschneidungen wie auch Abgrenzungen zu ersterem feststellte, und das Ideologische, womit er sich auf religiös-politische Allianzen bezog. Ein zentrales Anliegen war es ihm, die deutschen Kollegien in Rom als handelnde, sich wandelnde, von Individuen gelenkte Institutionen »zwischen Adaption und Reaktion« zu begreifen. In der Diskussion stellte Stefan Heid (Rom) die Frage nach dem Faktor Kultur in diesem Modell, da es Kollegien grundsätzlich anstreben würden Orte der Kultur zu sein. Kührer-Wielach erklärte, dass Kultur als Konzept das gesamte Modell umschließen würde.

Stefan Heids (Rom) Beitrag »Deutsch ohne Grenzen: Die Nationenfrage am Priesterkolleg beim Campo Santo Teutonico (1875–1939)« räumte dem Begriff der Kulturnation eine zentrale Stellung ein. Insbesondere behandelte er die Rolle des niederrheinischen Priesters Anton de Waal, von 1872 bis 1917 Rektor der Erzbruderschaft, bei der Transformation des Campo Santo zur treibenden Kraft deutscher Nationalinteressen in Rom. De Waal verstand sich stets als »preußischer Untertan« und versuchte, den deutschen Anspruch auf den Campo Santo kulturgeschichtlich zu legitimieren. De Waal konstruierte eine Kontinuität, die die Gründung des Campo Santo als deutsches »Nationaleigentum« bis auf Karl den Großen zurückführte. Ein Gründungsakt im engeren Sinne ist jedoch erst für das 15. Jahrhundert nachgewiesen. De Waal, der in seinem 45-jährigen Rektorat den Campo Santo neben der »Anima« zur zweiten deutschen Nationalstiftung ausformte, verstand »deutsch« von seinem patriotischen Gefühl her als reichsdeutsch, in historischer Perspektive aber als großdeutsch. Heid hob in

der Diskussion hervor, dass die nationale Zugehörigkeit als individuelles Motiv, Teil des Kollegs zu werden, letztlich nie eine große Rolle gespielt habe.

Andreas Gottsmann (Wien und Rom) behandelte in seinem Beitrag den »Konflikt zwischen dem Priesterkolleg Santa Maria dell'Anima und der österreichisch-ungarischen Botschaft um die Aufgaben der Agentie« und insbesondere um die Wahrnehmung privater und staatlicher Rechtsgeschäfte beziehungsweise deren Vermittlung aus dem Ausland beim Heiligen Stuhl. Die habsburgischen Herrscher sahen den direkten Kontakt ihrer Bischöfe mit dem Heiligen Stuhl kritisch. Die bei der Botschaft am Heiligen Stuhl angesiedelte kaiserliche Agentie wurde daher zu einem Instrument des kaiserlich-österreichischen Staatskirchentums. Mit der Revolution 1848/49 wurden der staatlichen Agentie ihre rechtlichen Grundlagen entzogen. Sie verlor mit der Gewährung des freien Verkehrs der Bischöfe ihre Monopolstellung. Die Anima versuchte jedoch, privaten Agenten zuvorzukommen und sich diese Aufgaben und die damit anfallenden Gebühren als Einkünfte zu sichern, was wiederum zu Konflikten führte. Jedoch spielte auch die »nationale« Positionierung der Anima für alle »deutschen« Gebiete eine Rolle, denn diese stand im Widerspruch zur habsburgischen Strategie eines übernationalen Herrschaftsanspruchs. Tamara Scheer (Rom und Wien) wies in der Diskussion darauf hin, dass die Anima, in deren Verwaltungsrat der österreichisch-ungarische Botschafter saß, bewusst die übernationale Gegenposition der Habsburgermonarchie zum deutschnational konnotierten Campo Santo bezog.

Markus Pillat (Rom) widmete seinen Beitrag dem »Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom zwischen internationalem Anspruch und nationalen Interessen im 19. und 20. Jahrhundert«. Das Collegium Germanicum et Hungaricum (CGU) appellierte »bereitwillig an Kronen und Nationen, um seine Funktion als Ausbildungsstätte für Priesterkandidaten ausüben zu können«, so Pillat. Es wurde vom Jesuitenorden mitbegründet und war somit von Beginn an von einem internationalen Geist geprägt, was national gesinnte Akteure dazu veranlasste, das CGU als »national unzuverlässig« anzusehen. Pillat zeigte auf, wie das CGU ein internationales Angebot an Seminaristen stellte, im 19. und 20. Jahrhundert aber zunehmend nationale Tendenzen entwickelte. Letztlich sei das CGU jedoch nie als »rein« nationale Institution, also weder deutsch noch ungarisch aufgetreten, da die Übernationalität immer auch als Schutz vor einer Einmischung von »Kronen und Nationen« dienen konnte. In der Diskussion wurde die Frage nach einer internen Debatte bezüglich der eigenen Identität aufgeworfen. Pillat führte daraufhin aus, dass sich die Internationalität auch in einer gewissen Zurückhaltung bei nationalen Festen ausdrückte und im Haus vermieden worden sei, das Thema Nation oder Nationalität anzusprechen.

Tamara Scheer veranschaulichte in ihrem Vortrag »Die habsburgische Nationalitätenfrage am Collegium Teutonicum di Santa Maria dell'Anima (1859–1915)«, inwiefern sich die in der späten Habsburgermonarchie virulente Frage nach nationaler Zugehörigkeit im Mikrokosmos der Anima widerspiegelte. Im Jahr 1859 blickte die Anima bereits auf mehrere Jahrhunderte als Hospiz und Kirchengemeinde in Rom zurück, stets unter der Patronanz habsburgischer Herrscher als Anlaufstelle für Pilger und Priester aus dem Heiligen Römischen Reich (deutscher Nation). Für die Anima fanden viele Namen Verwendung: Deutsches Nationalinstitut, Deutsche National-Stiftung oder auch Deutsche National-Kirche. Obwohl in der Innen- wie Außenkommunikation das Deutsche

als Identitätszuschreibung dominierte, war die Anima sowohl was Verwaltung, Geistliche, Gemeinde und Mitarbeiter betraf ein »Abklatsch von Mitteleuropas Nationalitäten«, wie Scheer anhand mehrerer Quellen aufzeigte. Exemplarisch für die Zusammensetzung der Geistlichkeit steht das Zitat des Bischofs von Triest, der feststellte, dass ihm bei der Entsendung von Kollegiaten die Vorgabe »teutonicus« im Wege stünde, da er nur Slawen und Italiener in seiner Diözese habe, und griff bisweilen auf den Begriff des »Austriacus« zurück. Sämtliche im Untersuchungszeitraum vorgeschlagene Priester nicht-deutscher Nationalität wurden in die Anima aufgenommen.

Franz-Josef Kos (Kerpen) behandelte in seinem Vortrag das Verhältnis zwischen »Deutschem Reich und den katholischen Institutionen in Rom, Campo Santo und Anima, vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933«. Er veranschaulichte, dass sich das Interesse der deutschen Kulturpolitik an den beiden katholischen Institutionen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausbildete, da sie sich in dieser Periode von vorwiegend wohltätigen Organisationen zu stärker wissenschaftlich ausgerichteten Institutionen und sogenannten nationalen Heimstätten entwickelten. Beide Institutionen, Campo Santo und Anima, pflegten enge Kontakte zur Habsburgermonarchie. Im deutschen Auswärtigen Amt kam man bezüglich der Anima um 1885 aber zu der Auffassung, vorläufig an dem Status quo nichts zu ändern, sofern die deutschen Interessen durch »deutschfreundliche« österreichische Rektoren gewahrt blieben. Das Auswärtige Amt wollte sich nicht ausschließlich auf den Campo Santo konzentrieren, sondern insbesondere den Zugriff auf die finanziell wesentlich besser gestellte Anima sichern. Paradoxerweise erwies es sich für das Deutsche Reich als schwieriger, die Beziehungen zum Campo Santo zu intensivieren als jene zur Anima, was vor allem am Verhalten des Rektors des Campo Santo, Anton de Waal, lag. In der Diskussion wiesen Heid und Scheer darauf hin, dass diese dualistische Haltung auch im Campo Santo und der Anima Resonanz fand, beispielsweise im Rahmen nationaler Feste, wenn je nach Anlass einmal der preußische und einmal der habsburgische Kaiser durch die strategische Platzierung ihrer Bilder prominenter repräsentiert war.

Jitka Jonova (Olmütz/Olomouc) referierte über »Monsignore František Zapletal und das böhmische und spätere tschechoslowakische Kolleg in Rom«, zu dem Priester aus Böhmen Zugang hatten, unabhängig davon, ob sie deutscher oder tschechischer Nationalität waren. Um nationale Konflikte zu vermeiden, wurde als Umgangssprache im Kolleg das Italienische festgelegt. Nach der Entstehung der Tschechoslowakei als Folge des Ersten Weltkriegs wurde das Böhmische Kolleg unter dem Namen Nepomucenum zum tschechoslowakischen Kolleg erweitert.

Tomislav Mrkonjić (Rom) unterstrich in seinem Vortrag »Das kroatische Priesterkolleg in Rom und seine Bedeutung für die kroatische Nation in der Zeit der Habsburgermonarchie«, dass das Päpstliche Kroatische Kolleg vom Heiligen Hieronymus zu Rom von seiner Gründung im Jahre 1901 bis zum Untergang der Habsburgermonarchie als Symbol der »kroatischen katholischen Nation« galt. Dennoch vermied man im Kolleg eine demonstrative Betonung des Kroatischen, da man den Widerstand der Habsburgermonarchie fürchtete – angesichts der Tatsache, dass viele Kroaten im habsburgischen Staatsverband lebten.

Ulyana Uska (Lemberg/Lwiw) referierte, ausgehend von einzelnen Biografien, über »Ukrainische Kollegiaten in Rom: Biographien als Spiegelbilder einer

Epoche«. Dabei nahm sie nicht nur die Anfänge des Athanasiums, des ruthenischen/ukrainischen Kollegiums, das 1845 in Collegium Graeco-Ruthenorum umbenannt wurde, in den Blick, sondern auch die Rolle einzelner Geistlicher in späteren Krisenzeiten. Iwan Bučko beispielsweise gründete 1942 ein Hilfskomitee für ukrainische Flüchtlinge in Rom. Mykola Czarneckij und Josyf Slipjj wurden beide, wie viele andere Mitglieder der griechisch-katholischen Kirche, die vom Sowjetregime verboten und mit der orthodoxen Kirche zwangsvereinigt worden war, verfolgt und in sibirischen Lagern interniert. Slipjj wurde 1963 aus der Haft entlassen und ging ins Exil nach Rom. In der Diskussion betonte Katrin Boeckh (Regensburg und München), dass das Sowjetregime Verfolgungen offiziell stets mit einer antisowjetischen Haltung der Betroffenen begründete und niemals mit religiösen.

Urban Fink (Oberdorf-Solothurn) widmete sich in seinem Vortrag einer »biografischen und strukturellen Spurensuche«, indem er »Schweizer Germaniker und weitere Schweizer Romstudenten und ihr Wirken in der Kirche in der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts« vorstellte. Aus der Schweiz kamen im 19. Jahrhundert ein Viertel der Germaniker im Collegium Germanicum et Hungaricum. Schweizer wurden auch im Campo Santo und in der Anima aufgenommen. Sein Augenmerk legte Fink auf das spätere Wirken dieser Romstudenten in der Heimat oder anderen Teilen der Welt. Auch wenn die Schweizerische Eidgenossenschaft offiziell erst seit 1994 mit dem Heiligen Stuhl diplomatische Beziehungen unterhielt, waren und sind die Beziehungen der katholischen Schweiz zu Rom intensiv, wie die Existenz der Schweizergarde wohl am deutlichsten belegt. Jedoch stehe man, so der Referent, ähnlich wie in Deutschland, momentan vor einem Traditionsbruch, da kaum mehr Seminaristen nach Rom geschickt werden.

Die Weitläufigkeit der Beziehungs- und Wirkungsgeschichte des Campo Santo wurde auch im Beitrag von Hartmut Benz (Ruppichteroth) deutlich, der sich dem Thema »Der Campo Santo Teutonico und die Nord-Amerikanische Mission« widmete. Im Mittelpunkt stand der Brief-Nachlass Anton de Waals, in dem es primär um Gefälligkeiten wie finanzielle Unterstützung, Bitten um Reliquien oder Quartiermöglichkeiten, Publikationen und Übersetzungen ins Englische ging. Das deutschsprachige Element war im US-Katholizismus sehr präsent, so Benz, da ein Drittel der Katholiken in den USA im 18. Jahrhundert deutschsprachig gewesen seien. De Waal propagierte die Idee des »Deutsch-Römischen« und schrieb im Sinne des »Nationalen als Kosmopolitischen« für viele deutschsprachige Zeitungen in deutschen Kommunen und Gemeinschaften in den USA.

Stefan Samerski (München) referierte über das »Salvatorianer-Kolleg in Rom«, das er im Spannungsfeld »Internationalität versus deutsches Regulativ« verortete. Er betonte, dass das Erlernen von Fremdsprachen in der 1881 in Rom gegründeten Ordensgemeinschaft obligatorisch war, und unterstrich die Wichtigkeit römischer Sozialisierung und Internationalität für Salvatorianer Missionsinstitute in aller Welt. Dabei hob er hervor, dass um 1900 eine strenge »Assimilierung und Ambientierung« im römischen Umfeld und Kontext vorangetrieben wurde und erwähnte den Begriff des »Deutschrömers«. In der anschließenden Diskussion wurde der Begriff des »Deutschrömers« präzisiert: Mit ihm sollte auf das Konzept einer Mischidentität verwiesen, aber gleichzeitig eine klare Definition vermieden werden.

Mit dem Zitat Ottokár Prohászkas (1858–1927) – »Ich bin ein römischer

Theologe« – begann András Fejérdy (Budapest) sein Referat über »Die Rolle der Römischen Studienjahre im Leben und theologischen Wirken des späteren Bischofs von Székesfehérvár, Ottokár Prohászka (1858–1927)«, der von 1875 bis 1882 Mitglied des Collegium Germanicum et Hungaricum war. Auf Basis von Prohászkas Tagebüchern, seiner im katholischen Periodikum Magyar Sion publizierten Artikelreihe und seiner weiteren (theologischen) Werke argumentierte Fejérdy, dass sich Prohászka drei wichtige Elemente seiner Theologie in Rom angeeignet hatte. Im CGU konnte er einerseits die Spiritualität von Ignatius von Loyola vertiefen, andererseits hat er im Collegio Romano die für einen Dialog mit der modernen Welt offene »Römische Schule« der Theologie kennengelernt und auch eine solide Ausbildung in der neothomistischen Philosophie erworben. Vor diesem Erfahrungshorizont hatte er eine wichtige Rolle in der Entfaltung der katholischen Renaissance der ungarischen Zwischenkriegszeit gespielt, die sich auch in Prohászkas antisemitischen Tendenzen widerspiegelte, wie in der anschließenden Diskussion thematisiert wurde.

Ein weiterer Akteur, der während seines Studiums der Theologie und Philosophie am Germanicum in Rom maßgeblich geprägt wurde, war Alexander Frison (1875–1937) den Katrin Boeckh in ihrem Beitrag »Russlanddeutsche am Germanicum« vorstellte. Frison, ein »Russlanddeutscher«, erhielt 1926 nach der Zerschlagung der katholischen Kirchenhierarchie in der Sowjetunion seine Bischofweihe ohne Wissen der sowjetischen Behörden. Er konnte bis zu seinem gewaltsamen Tod – er wurde nach einem geheimen Prozess wegen »antisowjetischer Tätigkeit« hingerichtet – über verborgene Netzwerke Kontakt mit dem Heiligen Stuhl halten. Boeckh erwähnte in diesem Zusammenhang verschlüsselte Nachrichten mit eher einfach gehaltenen Decknamen (Frison wurde beispielsweise als »der Frisierte« bezeichnet), die über seine Nichte ins Ausland und den Vatikan gelangten. In der Diskussion wurde der Unterschied zur zaristische Zeit herausgearbeitet, in der die Staatsmacht ein relativ liberales Regime gegenüber Katholiken pflegte.

Mit Ignac Žitnik, der während seiner Studienzeit in Rom an der Anima wirkte, wurde von Rok Stergar (Laibach/Ljubljana) »Ein Politiker zwischen Nationalismus, politischem Pragmatismus und Kaisertreue« vorgestellt. Žitnik erklärte als Abgeordneter 1912 im österreichischen Reichsrat, dass in der Armee Deutsch die einzige Dienst- und Kommandosprache in der k. u. k. Armee bleiben solle. Um die anderen slawischen Abgeordneten zu beruhigen, argumentierte er: »[D]urch die gemeinsame einheitliche Kommandosprache wurde noch kein Mann entnationalisiert«. Stergar betonte, dass die habsburgischen Nationalitäten nicht immer im Konflikt mit dem Habsburgerstaat standen, sondern eher miteinander um Einfluss rangen. Žitnik wollte in diesem Sinne auf die Unterschiede zwischen den kaisertreuen Slowenen und den rebellischen Ungarn aufmerksam machen. Zwar strebten er und andere slowenisch-katholische Nationalisten, die sich in der Volkspartei versammelt hatten, vor dem Ersten Weltkrieg keineswegs eine Abkehr von der Habsburgermonarchie an, waren jedoch zugunsten nationaler Ziele bereit, die Demokratie aufzugeben. Jedoch merkte Stergar an, dass die Haltung slowenischer Nationalisten nicht außergewöhnlich war, denn für viele Nationalisten der Zeit galt die eigene Nation als der erste und wichtigste Wert. Demokratie und individuelle Menschenrechte waren zweitrangig. In der Diskussion wies Stergar darauf hin, dass die junge Generation der Slowenischen Volkspartei vor dem Ersten Weltkrieg, so wie Žitnik, zu einem großen

Teil in Rom studiert und meistens in der Anima gelebt hätten. Scheer unterstrich, dass durch Kontakte und insbesondere auch der transnationale Austausch in der Anima nationale Vorgehensweisen weitergegeben und kopiert wurden.

Marija Wakounigs (Wien) Vortrag, der verlesen wurde, stellte den slowenischen, römisch-katholischen Priester Lambert Ehrlich als einen »Wanderer zwischen Welten« vor. Sie argumentierte, dass sich Ehrlichs Leben nicht nur zwischen »Kronen und Nationen« bewegte, sondern auch zwischen verschiedenen Weltanschauungen. Im Zeitraum zwischen 1938 und 1941 driftete Ehrlich ins erzkonservative Lager ab. Nach dem Überfall Deutschlands auf Jugoslawien 1941 formulierte er sein politisches Programm, in dem er als Option die Selbstständigkeit Sloweniens innerhalb einer Zwischeneuropa-Föderation vorschlug. Dazu installierte er sogenannte Ehrlich-Wachen. Als entschiedener Gegner des Kommunismus und auch der slowenischen Widerstandsbewegung (Partisanen) verfolgten die Wachen unerbittlich politische Gegner. Zugleich kritisierte er die italienische Besatzungsmacht und deren Gewaltherrschaft. Ehrlich wurde 1942 im Rahmen eines kommunistisch-motivierten Attentats getötet. Wakounig unterstrich, dass sich die katholische Kirche für Ehrlich, dem Wanderer zwischen Welten, letztlich als einzige Konstante seines Lebens, sozusagen als sicherer Hafen, erwies.

Tobias Weger (München) stellte in seinem Vortrag »Von Oberschlesien und Böhmen über Rom in die rumänische Dobrudscha: Exemplarische Priesterbiographien« mehrere katholische Gemeinden vor, die sich in dieser multiethnischen und multireligiösen Region an der unteren Donau gebildet hatten. Viele dieser Gemeinden waren von deutschsprachigen Siedlern gegründet worden, die ursprünglich aus katholischen Gemeinden im Deutschen Bund stammten und ab 1840 in mehreren Phasen aus dem Russländischen Reich in die Dobrudscha eingewandert waren. Weger zeigte anhand mehrerer Biografien auf, inwiefern man in den 1930er Jahren nach und nach davon abkam, Seminaristen nach Rom zu senden, um zu vermeiden »fremde Ideen zu importieren«. Außerdem sprach er die in den 1950er-Jahren stattfindenden Aussiedlungen Deutscher aus der Dobrudscha und darauffolgende kommunistische Schauprozesse und Verurteilungen an.

Den letzten Tagungsbeitrag widmete Karl-Joseph Hummel (Meckenheim) der »Theorie und Praxis der gespaltenen Seelsorgepolitik von Bischof Alois Hudal« zwischen »Ecclesiae et Nationi«. Hudal war 1923 zum Rektor der Anima ernannt worden, 1933 wurde er zum Titularbischof von Ela geweiht. Der Referent näherte sich in seinem Beitrag von verschiedenen Seiten an die ambivalente Biografie Hudals an und betonte, dass für den Anima-Rektor und späteren Bischof sich-widersprechende Dinge gleichzeitig möglich waren. Im Christentum erkannte Hudal einen Zersetzungsprozess, dem durch Krieg und Nationalismus im Dienst Gottes entgegengesteuert werden könne. In der Gedankenwelt des Nationalsozialismus erkannte Hudal einerseits eine linksradikale, religionsfeindliche Ideologie, identifizierte darin aber andererseits auch eine von ihm positiv bewertete, rechtskonservative Haltung. Hudals weitere Bemühungen zielten darauf ab, eine »Versöhnung« zwischen Nationalsozialismus und Christentum herbeizuführen. Andererseits verfocht Hudal offen drei »Zeitirrtümer« des NS-Regimes: den totalitären Staatsbegriff, den radikalen Rassismus und den radikalen Nationalitätsbegriff.

Im Rahmen der Tagung fand die Podiumsdiskussion »Zwischen Kronen und Nationen: Religion und Nationa-

lismen in Geschichte und Gegenwart« am Päpstlichen Institut Santa Maria dell'Anima statt, die von Florian Kührer-Wielach moderiert wurde. Olof Heilo (Lund und Istanbul) richtete seinen Blick auf das vormoderne Byzanz und stellte das Narrativ eines homogenen Glaubens und die Vorstellung, dass der Kaiser das Christentum »kontrollierte«, in Frage. Er sprach über die enorme Spannweite an Perspektiven zwischen Theologie und politischer Realität und Spannungen zwischen Imperium und Kirche. Er zog einen Vergleich mit dem Sassanidenreich, das relativ tolerant gegenüber unterschiedlichen Religionen gewesen sei. Außerdem erwähnte Heilo mehrere Brüche – wie im 7./8. Jahrhundert durch den Islam, als sich das Papsttum mit dem Kaisertum überwarf, oder im 17./18. Jahrhundert, als sich im Laufe des Ägyptenfeldzugs Napoleons die christlichen Kommunen im Osmanischen Reich vom Papst abwandten. Nach dem 18. Jahrhundert begannen auch im Osmanischen Reich, nationale Ideen ihre Wirkung zu zeigen.

Mit Pieter M. Judson (Florenz) richtete sich der Fokus auf die späte Habsburgermonarchie. Er griff die zuvor von Heilo angesprochene Frage nach Vieldeutigkeit auf und leitete auf die Sprachenvielfalt in der Monarchie über, wies jedoch darauf hin, dass diese keine imperiale Besonderheit darstellte. Die Habsburgermonarchie, so Judson, versuchte immer wieder pragmatische Lösungen für den so bunt zusammengesetzten Staat zu finden. Man versuchte, wie er am Beispiel Galiziens erläuterte, Patriotismus mit Nationalismus und Religion zu verbinden. Identifikationen waren selbst im 19. Jahrhundert mehr regional denn national, und die Religionszugehörigkeit spielte im Alltag eine größere Rolle als jene zur Nation. Judson unterstrich den Einfluss des Eisenbahnwesens, der Alphabetisierung und Massenmedien für religiöse Erneuerung und Nationalismus. Er betonte, dass sowohl Religion als auch Nationalismus zu Quellen sozialer Konflikte wurden, während der kaiserliche Staat mehr als ein Ort der Versöhnung gedeutet werden könnte.

Dominik Markl (Rom) wies in seinem Beitrag auf eine mögliche Versöhnung zwischen »Nation« und Bibel hin. Dabei blickte er auf das Verhältnis der theologischen Relevanz der Bibel zu ihrer Entstehungsgeschichte. Markl sprach von den zwei Extremen der Bibel. Einerseits wurde die Menschlichkeit universalistisch konzipiert, andererseits wurden die Israeliten im Alten Testament als erwähltes Gottesvolk genannt. Erst »im Neuen Testament werden wir alle eins in Christus«, so Markl. Diese kollektive Identität sei in Rom mit dem Imperium zusammengeführt worden, mit dem Ziel, viele Völker und Ethnien in einer gemeinsamen Ideologie zu einen. Im 16. Jahrhundert erkannte Markl protonationalistische Identitäten, wenn sich Engländer, Niederländer etc. als das »eigentliche Volk Gottes« bezeichneten; diese wären von alttestamentlichen Ideen durchtränkt gewesen. Damit unterstrich er, dass auch religiöse Konzepte politische Relevanz bekommen konnten und bekommen.

An den Rektor der Anima Franz Xaver Brandmayr richtete Kührer-Wielach die Frage: »Wie politisch ist die Anima heute?«. Brandmayr antwortete mit einem Schmunzeln, dass im Kolleg elf verschiedene Nationen unter einem Dach leben würden und sich die Anima daher nur als übernational begreifen könne. Er erzählte die Anekdote, dass er Lieder mitsingen könne, ohne den Text zu verstehen, da es der gemeinsame Raum und die Spiritualität wären, die die Bewohnerinnen und Bewohner einen und prägen.

Theresa Gillinger

Zuerst erschienen am 30.4.2020 auf hsozkult.de

Internationale Tagung: **»Zwischen Kronen und Nationen. Die zentraleuropäischen Priesterkollegien in Rom vom Risorgimento bis zum Zweiten Weltkrieg«**
Veranstalter: Universität Wien, Päpstliches Institut Santa Maria dell'Anima, Römisches Institut der Görres-Gesellschaft, Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München mit Unterstützung der Erzdiözese Wien, des ÖAD-Kooperationsbüros Lemberg/Lwiw und der Ungarischen Botschaft beim Heiligen Stuhl
Rom, 22. bis 24. Januar 2020

Mikrolithen: Jenseits von Celan

Spiegelungen-Preis für Minimalprosa 2020

Das Jahr 2020 steht beziehungsweise stand literarisch im Zeichen der Celan-Jubiläen, denen das IKGS mit dem zweiten Spiegelungen-Preis für Minimalprosa, dem der Lyrik-Preis 2017 voranging, gedachte. Dabei wurde – *jenseits von Celan* – die Aufmerksamkeit auf jene Welten und Kulturen gelenkt, die der Dichter mit seinem Werk zugänglich gemacht hat. Um diesen Resonanzraum grenz-, zeit- und sprachübergreifend an der Schnittstelle von Prosa und Lyrik erkunden zu können, erfolgte die Ausschreibung für Minimalprosa auf Deutsch, Rumänisch und Ukrainisch. Die eingetroffenen und anonymisierten 289 Texte auf Deutsch, 79 auf Rumänisch und 201 auf Ukrainisch wurden von drei international besetzten Jurys begutachtet. Zur Jury für die deutschsprachigen Texte gehörte neben den Redaktionsmitgliedern Klaus Hübner und Joachim Schneider auch Anke Buettner, die Leiterin der Monacensia München. Für Rumänisch zählten die Schriftstellerin sowie Philosophin Marta Petreu, der Dozent und Literaturkritiker Doris Mironescu und der Übersetzer und Publizist Georg Aescht zu den Jurymitgliedern, während die ukrainischen Texte dem Herausgeber und Übersetzer Mark Bielorusets, dem Professor und Übersetzer Petro Rychlo und der Literaturwissenschaftlerin sowie Kritikerin Svitlana Vardevanian anvertraut wurden.

Die drei Preisträgerinnen Natalie Buchholz, Mariana Codruț und Halyna Jazenko müssen Pandemie-bedingt auf die Preisverleihung in Czernowitz noch warten, umso mehr freut es uns, die Gewinnertexte und die Preisträgerinnen auf diesem Weg vorstellen zu dürfen. Wie in der Ausschreibung angekündigt, werden die Texte auch auf Rumänisch und Ukrainisch in renommierten Literaturzeitschriften publiziert. So konnte das rumänischsprachige Publikum die drei Texte bereits in der September-Ausgabe der Zeitschrift *Apostrof* nachlesen. Jetzt kann das deutsche Publikum die von den Jurys ausgewählten besten drei Texte, mitunter in deutscher Übertragung, lesen. Auf den Plätzen zwei und drei landeten jeweils die Einsendungen von Gregor Stefan Heuwangl und Katharina Hopp, Irina Georgescu und Ștefan Bolea in rumänischer Sprache sowie Maria Mykyzej und Mykola Iwanow auf Ukrainisch. Eine dreisprachige Anthologie wird die rumänisch- und ukrainischsprachigen *Mikrolithen* der interessierten Leserschaft auch im jeweiligen Original präsentieren.

Ihre *Spiegelungen*-Redaktion

Glück, vielleicht

Von Natalie Buchholz

Bröckelndes Gemäuer. Ein Pferd, nur wenige Meter von Waswa entfernt. Es zieht einen Wagen, hölzernes Gerippe, knackend im würzigen Wind. Der Magen knurrt. Die Sonne brennt, ohne sich zu zeigen. Es riecht nach gebratenen Paprika und nach Regen. Er hängt in den Wolken, lässt auf sich warten. Seit Tagen schon. Waswa schnuppert am Boden. Die Kehle rau, die Zunge pelzig. Immer wieder schaut er auf. Trügerische Ruhe. Rostige Nägel, Scherben. Waswa ist vorsichtig. Aber zu fressen braucht er doch. Und das Brachfeld gibt etwas her. Er muss nur danach suchen. Waswa passiert eine Eisenstange, halbhoch steht sie aus der trockenen Erde. Eine Plastiktüte hat sich an ihr verfangen, weht im Wind, einer zerschlissenen Flagge gleich. Niemandsland. Dahinter ein kleiner Erdhügel, zwei Pizzaverpackungen. Glück, vielleicht. Grau der Schatten einer satten Wolke, der über Waswa hinwegzieht. Das Fell juckt, voller Sand, rot wie Ziegel. Waswa schüttelt sich. Staub wirbelt auf, verhöhnt mit seiner Trockenheit die Wolke über ihm. Mit der Schnauze stößt er einen der Pizzakartons auf. Ein Gemälde aus Fett, mehr nicht. Am Rand ein Käsehaar. Zu dünn, es lohnt nicht, die pelzige Zunge auszufahren. Der zweite Karton auch nichts weiter als eine Ahnung. Speichel tropft aus Waswas Maul, nässt die Erde. Er hebt den Kopf. Die Rauschschwaden in der Ferne wie haltlose Säulen. Waswa dreht ab, streift dabei ein Stofftier. Er schnappt nach dem geköpften Plüsch, streunt weiter in Richtung Westen, dorthin, wo der Bus hält. Ein paar Wanderer steigen aus. Touristen, auf dem Weg ins Gebirge. Stiefel, prall gefüllte Rucksäcke. Belegte Brote. Waswa kann sie riechen. Schnauze oben. Mit einem Touristen kam Waswa einst hierher, weg vom Meer, dort, wo auch die Kühe standen, als sei der Strand ihre Weide. Eine Hütte war ihm versprochen worden, vor einem großen Haus. Futter aus Näpfen, Wasser rein und klar. Er ging mit, sprang ins Boot, zwei Ruder, zwei Männer, der eine benannte die Vögel der Donau. Fingerzeig, Abflug, Landung. Klick. Der andere kraulte Waswas Fell, gab ihm den Namen, auf den er hören würde, würde er ihn rufen. Stille – dem Meer gleich, das sich hinter dem Boot zu einem Strich zusammenzog. Waswa nähert sich der Bushaltestelle. Drei Männer stehen am Rand des Wegs. Sie unterhalten sich in der gleichen unaufgeregten Art wie die Männer im Boot, später im Auto, in dem Waswa Wurstscheiben aus der Luft pflückte. Salzig. Ungewohnt das Band um seinen Hals, das es nicht mehr gibt. Es ist weg. Abgenommen. Ohne

Erklärung. Dafür ein Tritt. Einer der Männer von der Bushaltestelle geht in die Knie. Er hat Waswa entdeckt. Er hält ihm etwas hin. Eine Art Stock. Waswa duckt sich, die Ohren angelegt. Der Tourist wedelt mit der Hand. Waswa holt mit dem Kopf aus, schleudert das geköpfte Plüsch vor die Füße des Wanderers. Die Männer lachen. Laut. Sie rufen nach ihm, aber sie nennen ihn nicht beim Namen.

NATALIE BUCHHOLZ, 1977 im Elsass geboren, studierte Kulturwissenschaften sowie Ästhetische Praxis an den Universitäten Hildesheim und Marseille und arbeitet als Lektorin für Literatur. Ihr Debütroman *Der rote Swimmingpool* erschien im Mai 2018 bei Hanser Berlin; ihr zweiter Roman wird Anfang 2021 publiziert. Mit Rumänien verbindet die Autorin einen Kindheitstraum, den sie seit ihrer ersten Hörspielkassette *Der Karpatenhund* hatte und den sie sich vor einigen Jahren erfüllte. Natalie Buchholz lebt in München.

Der neue Tag

Von Mariana Codruț

Die Schwalbe im Nest unter der Dachrinne verlegte sich aufs Zwitschern. Klar, sie begrüßte den neuen Tag. Wie auch nicht? Die Wände schimmerten langsam heller, der Tag brach an. Mit geröteten Wangen stieg die Mutter aus dem Bett, zog sich geräuschlos an und ging aus dem Haus – das Schwein und die Hühner verstehen zu dieser Stunde keinen Spaß, vor Hunger brechen sie fast durch die Tür! Und die Kuh muss gemolken werden, ehe die Herde am Tor vorbeikommt.

Über Nacht hatte es tüchtig geregnet. Mit ihren Gummistiefeln, die sie über die warme Haut gezogen hatte, ohne Socken, schlappte die Mutter durch den Morast auf dem Hof zwischen Stall, Pferch und Schuppen hin und her und fragte sich wohl zum tausendsten Mal: Mensch, wie mag jene Offizierin im Zweiten Weltkrieg ausgesehen haben, als sie von ihrem stolzen Ross sank? Gerade war sie losgeritten, die arme Russin, nachdem sie sich bei den Nachbarn der Eltern über einer mit Handzeichen erbetenen Waschschüssel ihr Weibsblut abgewaschen hatte. Sie war gerade einmal bis zu den Maisfeldern am Ufer des Pruth gelangt, als eine verirrte Kugel – der Russen? der Rumänen? der Deutschen? – ihr durch den Kopf fuhr. So hatte sie ein Landmann gefunden, mit dem Gesicht im Schlamm. Vom Pferd aber (einem Rappen, ja, so einer war das, sagten die Wirtsleute, in deren Scheune sie sich erfrischt hatte) keine Spur! Noch war die Mutter zu jung und unbedarft gewesen damals und hatte nicht gefragt: Aber das Mädchen, wie war das denn? Und selbst wenn sie gefragt hätte, wäre als Antwort wohl nur gekommen: Schööön, Menschenskind, was gibt's da noch zu sagen! Viel später erst kam sie, vor allem wenn es regnete, nicht mehr los von den bohrenden Fragen: Was hatte sie für Augen gehabt, diese Russin? Und die Haare …?

Gott sei ihr gnädig, der Ärmsten!, sagte sie laut und schüttete Körner in den Trog. Dann bekreuzigte sie sich, wohl zum tausendsten Mal.

Nach der Mutter sprang auch der Vater flink aus dem Bett und huschte barfuß zum Fenster. Mit einer Hand raffte er die langen Unterhosen hoch, mit der andern spreizte er die Jalousie und spähte hinaus: An den Wäschedrähten funkelten tausend Wasserperlen, der Mirabellenbaum und die schwerbelaubten Robinien tropften, das Törchen und der Bretterzaun waren schwarz vor Nässe. Nur ein Lichtstreif am Horizont. Aus den Augenwinkeln sah er die rote Flanelljacke der Frau auf dem Weg zum Brunnen

flattern. Er hätte sich auch anziehen und an die Arbeit machen müssen, heute war ja kein Sonntag. Jetzt aber! Er schlüpfte in das andere Bett, zu Füßen der Kleinen, die mit dem Gesicht zum Fenster schlief. Mädelchen, Mädelchen!, murmelte er begütigend und schluckte glucksend seine Spucke hinunter, während er sein steifes Glied zwischen ihre rosenfarbenen Blütenblätter bohrte …

Die Schwalbe im Nest unter der Dachrinne begann flügelschlagend zu schreien: Mörder der Morgendämmerung, Mörder der Morgendämmerung! Vielleicht würde jemand verstehen, was sie sagte. Aber niemand hörte sie, allen war es nur um das Ihre zu tun. Die ersten Sonnenstrahlen tasteten sich über die vom Schlaf feuchte Stirn des Mädchens, drangen hinter ihre durchscheinenden Augenlider. Im Hof aber schrie und flatterte das gierige Vieh im Kampf um den Platz am Futtertrog.

Aus dem Rumänischen von Georg Aescht

MARIANA CODRUȚ, geboren 1956, hat die Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät der Universität Alexandru Ioan Cuza in Iași/Jassy absolviert und lebt ebenda. Sie hat mehrere Gedichtbände veröffentlicht, zuletzt *pulsul nu poate fi minimalist* (der puls kann nicht minimalistisch sein, 2019). Außerdem sind drei Prosabände von ihr erschienen, und sie wurde für verschiedene Preise nominiert und mit mehreren ausgezeichnet. Sie ist auch in einigen Anthologien vertreten, darunter: *111 cele mai frumoase poezii de dragoste din literatura română – Die schönsten Liebesgedichte der rumänischen Literatur* (2017); *Gefährliche Serpentinen. Rumänische Lyrik der Gegenwart* (1998); *Einladung nach Rumänien: Klassische und moderne Erzählungen* (2016).

GEORG AESCHT, geboren 1953 in Zeiden/Codlea, Siebenbürgen, war Redakteur bei der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa, wo er die *Kulturpolitische Korrespondenz* redigierte. Neben seiner feuilletonistisch-publizistischen Tätigkeit ist er als Übersetzer und Herausgeber tätig und Mitglied der *Spiegelungen*-Redaktion.

Halt dich fest, mein Junge!

Von Halyna Jazenko

Durch die Gärten eilt Sulamith … Blutiger Lehm stickt schwarz-rote Kreuze in ihre Schürze. Sie wischt ihre Hände daran. Sie taucht die aschenen Zöpfe in die Seine: Halt dich fest, mein Junge! Lass mich nicht allein … Margos goldenes Haar, sie tanzt Cancan im Cabaret. Keiner versteht ihren Schmerz, nur du. In den Alpen spielt einer mit Schlangen, melkt in finsterer Frühe schwarze Milch von schwarzen Schafen, auf ewig verdammt, durch die Spiegelungen deiner poetischen Welten zu irren … Halt dich fest, mein Junge, du bist nur müde … Erschöpft vor Liebe … Mit ihren Zähnen zieht eine die Splitter aus deinem Herzen, eine andere treibt Nägel hinein: »In der Sprache Heideggers also, mein Sonnenschein?« Sein und Zeit – das sind keine Rätsel für dich. Wer durch die Partitur des Todes ging, weiß um das Geheimnis des Seins. Wem die Zeiger der Weltuntergangsuhr die Sehnen zertrümmerten, versteht die Zeichen der Zeit. Ins Buch der Weisheit eingekerbt, mit stahlharter Klinge, auf Seiten aus der Haut ungeborener Kinder, die von der Erde ausradierten Namen. Du bist nur müde … Dieser ewige Pariser Frühling, du sehnst dich nach den grimmigen Wintern der Ukraine … Zurück! Zu Sonnenblumen, die das Licht in ihren Köpfen wiegen und nicht verbrannt sind unter den gelbsüchtigen Augen zähnefletschender Fratzen. Als Sterne noch golden am Himmel leuchteten und nicht schwarzgerändert Tod und Verderben markierten. Als Schwarzpappeln in üppiger Würde reiften und nicht über Kindergräbern wachten. Und in den Brunnen wogten die Bilder der Ahnen, nicht die überfließenden Tränen goldblonder Mütter. Dornenkränze wanden sich um Kirchenkreuze, nicht um die Häupter junger Seelen. Hinter Eichentüren liegt diese Welt verschlossen. Undurchdringbar jener Vorhang aus Eisen, der viel weniger Jahre zählt als du Halbhundertjähriger. Du bist müde. Entzweigeschnitten vom Czernowitz-Meridian, verblieben im Diesseits, immerfort im Gespräch mit Stimmen im Jenseits … Du bist die Wunde deines Volkes, die blutet und blutet, aber du kannst nichts fühlen: keine Trauer, keinen Schmerz, keine Freude. Das Blei aus dem Leichnam deiner Mutter trägst du in deinem Sarkophag. Deine Toten haben dich gewählt, haben dich ausgeblutet … Du bist alle und für alle, die Reise zu dir selbst hast du noch nicht angetreten. Halt dich fest, mein Junge! Zum ersten Mal verstummst du! Versteckst dich zwischen den blauen

Buchklappen von Himmel und Wasser … Mit dem silbernen Geflecht von Pont Mirabeau über deinem Makrokosmos … Denn irgendwo dort … Ist in Unendlichkeit Licht!

Aus dem Ukrainischen von Kati Brunner

HALYNA JAZENKO, 1983 in Turka (Gebiet Lwiw/Lemberg) geboren, studierte Journalistik an der Iwan-Franko-Universität Lwiw. 2012 promovierte sie in Medienkommunikation. Sie arbeitet als Dozentin für Journalistik an der derselben Universität und forscht u. a. zur publizistischen Tätigkeit von Iwan Franko und zur Geschichte der ukrainischen Medien. Halyna Jazenko wurde bei vielen ukrainischen und internationalen Literaturwettbewerben ausgezeichnet. Sie schreibt Märchen, Gedichte und Kurzprosa. 2015 ist ihr Gedichtband *Соната любові* (Liebessonate) erschienen, sie ist die Koautorin einer Reihe von Kurzgeschichten: *Теплі історії. Він і вона* (Warme Geschichten. Er und sie), *Теплі історії у стилі блюз* (Warme Blues-Musik Geschichten), *Теплі історії в конвертах* (Warme Geschichten in den Briefumschlägen). Darüber hinaus veröffentlichte Halyna Jazenko zahlreiche wissenschaftliche Beiträge und ist Mitherausgeberin von Lehrwerken.

KATI BRUNNER, 1977 geboren, hat in Dresden und Kiew Slawistik, Deutsch als Fremdsprache sowie Romanistik studiert und arbeitet als Sprach- und Kulturmittlerin. Sie war als Robert Bosch und DAAD Lektorin an verschiedenen Hochschulen in der Ukraine tätig, u. a. von 2012 bis 2018 an der Jurij-Fedkowytsch-Universität Czernowitz/Tscherniwzi. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Übersetzen und Übersetzungsdidaktik, Lehrprojekte sowie ukrainische Literatur. Sie ist Gründungsmitglied des Vereins Translit e. V., der sich für den kulturellen Dialog des deutschsprachigen Raums mit den Ländern Osteuropas, insbesondere mit der Ukraine, engagiert.

Der Tschub

Von Gregor Stefan Heuwangl

Ein aufgegebener Friedhof in der Ostukraine. Er wurde 2014 von Panzern verwüstet. Girkins Volksmiliz, haben sie im Ort gesagt. Und dass seine Söldner hier dutzende Ukrainer massakriert und in Gruben verscharrt hätten.

*

Irgendwo hier. Hier. Hier irgendwo. Unter meinen suchenden Schritten dampft der Boden, als würden noch immer Schüsse in ihn fahren. Knochenmehl, das sich mit dem Staub zermahlener Steine, mit dem sandigen Boden und der Luft vermischt. Ich stolpere über blanke Gebeine, die Wurzeln abgestorbener Bäume, vom Regen aus dem Boden hervorgewaschen, von der Sonne gebleicht. Fettig glänzende Krähen steigen wie Schmeißfliegen von ihnen auf. Überall ist der Staub. Funkelnde Krümel, zermalmte Kristalle. Zu klein, um noch Licht in die Welt zurückzuspiegeln. Nicht an diesem Ort. Nicht hier, wo der Grund von zusammengefahrenen Grabsteinen verschlossen wird. Einzelne Platten ragen aus diesem versteinerten Meer auf. Treibende Findlinge von einer gefräßigen Panzermoräne unter das Land gepflügt, gezeichnet und zerrieben vom Stahl der Ketten, notdürftig zugedeckt nur von einer im Wind wogenden weißgrauen Staubdecke. Darin Klatschmohn wie eine schwärende Wunde. Irgendwo hier. Hier muss es sein.

**

»Pisst dir in die Hosen, Chochol?« Der Milizionär erwartet nicht, dass mein Vater ihm antwortet. »Mach schon, da!«, befiehlt er. »Stopp, umdrehen!« Es knallt zweimal infernalisch. Dann ist schwärzeste, stille Nacht. Und mein Vater, der Kosake, fällt in sie hinein, durch sie hindurch. Und er fällt und fällt, verschwindet ins Nimmermehr. So war es, vielleicht. Vielleicht war es so.

***

»Was machst du da?«, fragt eine Kinderstimme. Ich fahre herum. Ein Junge, vielleicht acht, neun Jahre, flinke, braune Augen, ein aschfarbener Haarschopf. Er kam aus dem Staub. »Ich suche meinen Vater«, antworte ich wahrheitsgetreu. »Hier?«, fragt er. »Wie heißt du, Junge?«, frage ich, statt zu antworten. »Mamaj«, antwortet er. »Dein Vater war Kosake?« »Ja«, antworte ich. »Er liegt hier irgendwo.« »Komm mit!«, befiehlt der Junge, dreht sich um und geht voran. Ich folge ihm auf einem Ziegenpfad bergan. Wir gehen schweigend, zehn Minuten. Er führt mich zu einem einzeln stehenden Baum auf einer Kuppe. »Da!«, sagt der Junge und zeigt auf den Baum. »Die Menschen hier nennen ihn den Tschub.« Ich betrachte ihn. Ein riesenhafter toter Holzkörper mit mannsdicken Ästen, eine Eiche, verdorrt, nur noch ein Skelett. Und doch wirkt er lebendig. Statt Blättern trägt er seltsame Skalpe, menschliche Haarschöpfe in unterschiedlicher Farbe und Länge, die mit roten Wollfäden in seine Äste geflochten sind. Ich fasse einzelne mit den Händen und streichle sie. Weich und warm sind sie und glänzen seidig, als wüchsen sie noch auf Köpfen.

»Mamaj?«, frage ich und drehe mich um, will ihn etwas fragen. Doch Mamaj ist bereits zurück – zurück im Staub.

GREGOR STEFAN HEUWANGL ist Jahrgang 1963 und hat in Freiburg Deutsche Literaturgeschichte und Philosophie studiert. Er arbeitet seit Jahrzehnten als Texter/Konzeptioner in der Werbebranche.

Westen

Von Irina Georgescu

Die Nachricht wurde im Morgenjournal gesendet. Ein Reporter wies mit dem Finger auf das Haus, welches auf einer rosenfarbenen Wolke schwebte, und sagte, er habe von den Nachbarn erfahren, der Eigentümer der Immobilie sei in den *Westen* ausgewandert.

Eine Stunde später erhielt Marcel einen Anruf von Frau Iureș, seiner Nachbarin in Rumänien. Die Immobilie von der Lindenstraße Nummer 14 befand sich jetzt in beachtlicher Höhe – beinahe wäre sie mit einem Flugzeug zusammengestoßen, das zur Landung ansetzte. Bedrückt überlegte Marcel, dass Frau Iureș auf die Neunzig zuging, und bat sie, sich zu beruhigen. Er zog sich langsam an und seufzte. Er musste sich auf den Weg in die Autowerkstatt machen, wo er endlich einen Job gefunden hatte. Er ging die acht Treppenstufen hinauf, die aus dem fensterlosen Untergeschoß zum Erdgeschoß des Hauses führten, in dem der Eigentümer wohnte, dessen Namen ihm nie einfiel.

Er zog sich zum Rauchen hinter eine Hausecke zurück, schaltete sein Mobiltelefon ein und suchte nach den Online-Ausgaben der Zeitungen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er eine Aufnahme seines Hauses in silbrig schimmerndem Licht zwischen zwei Kranichzügen. Er erkannte den bröckelnden Schornstein, den er nicht mehr hatte reparieren können, und das krumme Regenrohr, an dem er als Kind hinaufgeklettert war. In der Zwischenzeit waren weitere verlassene Bauten geräuschlos aufgestiegen und reihenweise nach *Westen* aufgebrochen. Das Telefon entglitt Marcel und fiel in den Schnee. Seine Hände zitterten, die Zigarette zwischen seinen Fingern war ausgegangen.

Er dachte an die Regale mit den Büchern, die ihm so fehlten, und an Maria, die er im letzten Studiensemester kennengelernt hatte. *Ich möchte mit der Hand über ihre Locken streichen*, war der Gedanke, bei dem er sich ertappte. Er erinnerte sich an die über das Kissen fließenden Haare, an den Sonnenstrahl auf der im Schlaf entblößten Schulter, an das Kleid, das von einem Stuhl geglitten war.

Er rannte zum Bus, fand einen Sitzplatz hinten an dem beschlagenen Fenster und las weiter über die Einstellung des Flugverkehrs. Die Militärhubschrauber kreisten und übermittelten Berichte von den Wohnungen aus Rumänien, wo die Junggesellenzimmer sich aus Blocks mit schäbigen Fassaden zu lösen begonnen hatten. Die Kinder

unten am Boden ließen rote Heliumballons steigen, die Fotografen kletterten auf Dächer, um möglichst gute Bilder zu schießen.

Der Funkturm stand just an der Endstation des Busses. Marcel zog die Handschuhe an und begann an dem vereisten Gerüst hinaufzuklettern. Jemand rief, aber er sah sich nicht um. Am Horizont war der Schwarm buntgestrichener Häuser zu sehen, in dem Wolkenfetzen ohnmächtig waberten. Die verkrampften Arme taten ihm weh, aber er kletterte weiter, ohne einen Gedanken an die Stadt zu verschwenden, die er dort unten zurückgelassen hatte. Als er sein Haus erblickte, sagte er heiser: *Warte!*

Merkwürdig, dachte er und sah ihm nach, wie es vorbeizog, *ich möchte es rufen*, *aber wie?*

Marcel!, sagte er inständig. *Komm zurück!*

Das Haus, von Schmetterlingen umschwirrt, drehte sanft ab und verließ den Zug der Gebäude. Es verharrte bei Marcel, der sich nur noch mit einer Hand an der Spitze des Funkturms festhielt.

Wenn du noch etwas näher kämst, *könnte ich* …, klagte er, aber der eisige Wind schluckte seine Worte.

Noch näher, flüsterte er, blitzartig von einem fremdartigen Einfall durchzuckt, und reckte die Hand nach dem Regenrohr, das von lilafarbenen Faltern bevölkert war.

Er schloss die Augen und tat unsäglich erleichterten Herzens einen Schritt ins Leere.

Aus dem Rumänischen von Georg Aescht

IRINA GEORGESCU GROZA, wurde 1973 in Onești (in der rumänischen Region Moldau) geboren und lebt heute in Bukarest. Ihr literarisches Debüt feierte sie im Jahr 2016 mit dem Kurzgeschichtenband *Dincolo de ferestre* (Jenseits der Fenster). Neben Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturmagazinen erschien 2018 ihr Prosaband *Noaptea dintre lumi* (Die Nacht zwischen den Welten), der für den Sofia Nădejde Literaturpreis im Jahr 2019 nominiert war.

Treppenmusik

Von Maria Mykyzei

Sie wachten fast im selben Moment auf. Der Mann und der Hund. Der Mann lauschte: Töne schwappten heran, eine Melodie. Abrupt setzte er sich auf: Musik? Hier?

Die Töne kamen vom Treppenhaus. Der Mann schnellte zur Tür. Statt sie aufzuklinken, trat er mit dem Fuß dagegen. Die Scharniere gaben nach, die Tür flog gegen die Wand. Der Hund folgte ihm, das Fell gesträubt, die Mundfalten zitterten sacht. Er bleckte die Zähne und knurrte dumpf. Der Mann bemerkte ihn nicht. Er stand wie angewurzelt auf der Schwelle.

»Ich träume«, dachte er. Unwillkürlich rieb er sich die Augen – eine überflüssige Geste, die ihn unter anderen Umständen das Leben kosten würde …

Auf den staubigen Stufen saß ein Mädchen in hellem Kleid und spielte Geige. Ihr blondes Haar fiel in Wellen über die schmalen Schultern. Die Geige lag in ihrer schmalen Hand, gehalten von noch schmaleren Fingern. Behutsam strich sie über die Saiten. Ihre Kniee waren nackt, die Absätze der Schuhe abgewetzt. Sie saß halb von ihm abgewandt, so dass er das Gesicht, hinter einer Haarsträhne versteckt, nicht sehen konnte.

Sie spielte, als würde sie nicht hören, wie der Mann die Tür aus den Angeln trat und der Hund knurrte. Sie spielte, als würde sie die beiden nicht sehen. Vielleicht hatte sie die Augen geschlossen. Sie saß zwischen den bröckelnden Wänden, wo wegen der Detonationen nur noch Löcher, keine Fenster mehr waren. Sie saß in dem kaputten Haus, durch das Wind und Tod pfiffen. Als stünde sie auf einer Bühne im Scheinwerferlicht, als seien hunderte Augen eines erlesenen Publikums auf sie gerichtet. Wie eine kleine Pusteblume auf einer Waldwiese streckte sie sich der Sonne entgegen, vergnügt von der Musik, lockte Vögel und Schmetterlinge, rief nach Leben und Liebe.

Ihre Erscheinung war so klar, dass der Mann sich dem Anblick hingab: Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, die Finger der rechten Hand lösten sich ein wenig vom Pistolengriff … Aus einem Traum wäre er längst aufgewacht. Verlor er jetzt den Verstand? Der Tod konnte es nicht sein, dachte er traurig.

Also die hässlichste der drei Varianten! Um sich mit Würde in den neuen Zustand einzufinden, wollte er sich vergewissern: zu dem Mädchen gehen, sich für das wundervolle Spiel bedanken – er kam nicht darauf , wie das Stück hieß –, es nach seinem

Namen fragen und für wen es spiele – sicher nicht für ihn –, wie es hierherkam und wo seine Eltern waren … Der Mann machte einen Schritt. Das Licht, woher auch immer es kam, nahm zu. Noch ein Schritt, noch mehr Licht … Je näher er dem Mädchen kam, umso stärker schien es. Fast berührte er es, doch nun war es gleißend hell, und er konnte es nicht mehr sehen. Eine Wand aus Licht, nur die Melodie war noch zu hören. Der Mann streckte die Hand aus, sah, wie das Mädchen langsam ins Licht eintauchte und darin verschwand: Fingerkuppen, Handgelenk, Ellenbogen, er schaute diesem Verschwinden zu und bemerkte kaum, dass mit ihm langsam auch die Musik verstummte …

Er lag auf dem OP-Tisch … sie amputierten ihm den rechten Arm. Er war auf dem Heimweg von einem Konzert gewesen, als die Artilleriegeschosse einschlugen. Die Stadt wurde von einer russischen Kampfbrigade angegriffen. Er hatte Glück, nur eine Gehirnerschütterung und der verlorene Arm … Noch bevor die Sanitäter eintrafen, zog ein Hund ihn aus dem Auto. Ein Leonberger …

Aus dem Ukrainischen von Kati Brunner

MARIA MYKYZEJ, 1962 in Iwano-Frankiwsk geboren, ist Schriftstellerin und gehört zu dem sogenannten Stanislauer Phänomen der ukrainischen Literatur. Sie ist Autorin des Romans *Трофей на довгу пам'ять* (Eine Trophäe zur langen Erinnerung), der mit dem Literaturpreis der Stadt Iwano-Frankiwsk ausgezeichnet wurde. Sie veröffentlichte die Kindererzählung *Будинок, який умів розмовляти* (Ein sprechendes Haus) sowie die Gedichtbände *Salamander*, *Im Schatten der Krokusse*, *Infra*, zuletzt *Dolce vita* (2019). Maria Mykyzej nahm an vielen internationalen Literaturfestivals und Lesungen teil. Gedichte von ihr sind ins Russische, Deutsche, Englische und Polnische übersetzt. Zuletzt sind ihre Gedichte im polnischen *Almanach Fraza* (der Universität Rzeszów) in der Übersetzung von Bohdan Zadura erschienen.

Salzkaramell

Von Katharina Hopp

Was ist das schon, das Leben, sagt Anna. Anna schafft es immer alles kompliziert zu machen. Sie ist wie ein Kleinkind, das nach jeder Antwort wieder fragt: Aber warum, wofür, was ist das? Er kann das ertragen. Mit Anna kann er alles gerade eben ertragen. Worte, sagt er, Worte und Sprache und Gespräche. Er weiß nicht, ob sie zufrieden ist, mit seiner Antwort. Sie pfeift nicht, sie holt nicht nach Luft, nur ihre Augen bewegen sich, von links nach rechts oben, eine Diagonale. Er wartet ab, ohne dass er auf etwas wartet. Auf Anna darf man nicht warten, das hat er sein ganzes Leben getan. Sein ganzes Leben und noch ein paar Jahre mehr.

Anna ist alt wie Gebirge. Tausend Schichten Erde, tausend Schichten Schnee, hundert Stein. Ob er auch so alt aussieht? Er kippt ihr noch ein wenig Tee nach.

Wenn er bei ihr ist, dann fühlt er sich wie ein Enkel. Sie hat so viel mehr erlebt, sie ist die, die Geschichten erzählen kann und es manchmal auch tut. Geschichten, die eher Fragen werden. Geschichten mit Distanz zu sich selbst.

Die Teetasse vor den Lippen, den Dampf zwischen den Wimpern: Wie entscheidet man, wer überlebt? Auf diese Frage kann er schnell und angemessen antworten: mit Liebe oder Hass.

In ihrem Fall war es beides gewesen. Die Mutter hatte Anna an ihren Cousin gegeben, der in Amerika lebte. Die Mutter wurde einem Mann übergeben, der sie überlebte. Anna streckt das Knie: ob sie erschossen wurde oder vergast oder zu Tode gearbeitet? Sie streckt das zweite Knie: oder verhungert, angesteckt, verprügelt? Er nickt. So oder so, sie war tot. Sie haben oft zusammen darüber geredet, über ihre Kindheit, in der sie kein Kind war. Und nur einmal hat sie die linke Hand über ihre Augen gelegt. Gleich danach hat Anna ihm ein Gedicht vorgelesen. Und er musste dann mit Daumen und Mittelfinger zwischen seine eigenen Augen fassen. Seitdem konnte er keine Milch mehr trinken.

Das tut Anna oft, Gedichte lesen, immer für sich selbst, aber mit Lippen, die den Worten folgen, und er wünscht sich, sie verstehen zu können. Noch mehr wünscht er sich, dass sie ihm vorliest, wie dieses eine Mal. Ihre Stimme ändert sich dann, wird tief und geschwungen, unkontrolliert. Anna nimmt ein Bonbon, gesalzener Karamell, versucht das Plastik zu lösen, ungelenk. Es springt ihr aus den Händen, und sie haut mit der Faust darauf, leise. Das ist es, was er denkt, wenn er sie ansieht: leise.

Anna trägt eine leise Traurigkeit bei sich, die einen nicht anspringt, die man viel eher feststellen muss, wie ein Arzt eine Krankheit feststellen muss.

Endlich hat sie das knisternde Plastik abgelöst und schiebt das Bonbon über die Lippen. Er kann hören, wie es von innen an ihre Zähne klackt. Er mag das Geräusch, es ist beruhigend, einschläfernd. Anna schluckt das Bonbon runter, er sieht es ihren Hals hinunterreisen: Warum machst du das?

Und sie sieht ihn an, als wäre er jung und dumm, und sagt mit Augen voller Erinnerungen: Weil manchmal alles zu viel ist.

KATHARINA HOPP ist 2001 geboren, mehrere Texte von ihr wurden bereits mit Preisen ausgezeichnet und in Anthologien veröffentlicht. Unter anderem gewann sie den Schreibwettbewerb CARE in der Gruppe für 14–18-Jährige und war Zweite beim Wettbewerb der Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft in den Jahren 2017 und 2018.

2 Minuten

Von Ștefan Bolea

Ich heiße Mohammad. Ich kehre von daheim an die Universität Toronto zurück, wo ich Medizin studiere, und von diesem Augenblick an habe ich noch zwei Minuten zu leben. Es ist dunkel in Teheran, aber ich ahne den ersten Morgenschimmer. Ich habe lange im Korridor gestanden, bis der internationale Flug 752 die Einstiegsgenehmigung erhielt. Ich starre in die dichte Finsternis mit zagen violetten Tönen vor dem Flugzeugfenster. Wir sind gerade gestartet: Ich lege mir einen Krimi für den Flug zurecht. In drei Stunden sind wir in Kiew, wo wir in den Flieger nach Kanada umsteigen. Ich beobachte, wie die brünette Stewardess uns feierlich die Sicherheitsvorkehrungen erklärt. Ich heiße Kateryna. Seit vier Jahren bin ich Flugbegleiterin. Ich habe den Erdball mehrfach umrundet und alles gesehen, was man auf der Welt sehen kann: Melbourne – Flughafen – Hotel – Bangkok – Flughafen – Hotel – Frankfurt – Flughafen – Hotel. Bald bekomme ich Urlaub und will ihn mit meinen Eltern an der Küste verbringen, in Odessa. Ich spiele den Fluggästen die obligatorischen Sicherheitsmaßnahmen vor, die uns zum gegebenen Zeitpunkt das Leben retten könnten, jetzt aber habe ich noch zwei Minuten zu leben. Ich heiße Dorina. Ich sitze neben meiner Mutter und meiner älteren Schwester. Ich bin gerade vor ein paar Tagen, Anfang Januar, neun Jahre alt geworden und habe mit meinen Großeltern im Iran Geburtstag gefeiert. Wir fliegen heim nach Edmonton, und ich kann kaum erwarten, dass die Starteinschränkungen aufgehoben werden, dann will ich Mutter um das Tablet bitten. Sie sieht etwas müde aus, diese brünette Stewardess. Sowohl sie als auch ich haben kaum noch zwei Minuten zu leben. Ich heiße Arash. Ich heiße Pouneh. Wir haben beide das Studium der Informatik an der Universität Alberta abgeschlossen und gerade in Teheran geheiratet. Es war eine kleine Hochzeit. Nirgends ist es wie zu Hause, heißt es. »Von Auge zu Aug' zieht die Wolke wie Sodom nach Babel.« Nirgends zu Hause, vielleicht. Wir wollen an der Universität Alberta promovieren. Wer weiß, wann wir noch einmal in den Iran zurückkehren. Ich fürchte mich ein bisschen vor dem Flug und möchte einen Brandy bestellen. Sowohl ich als auch Arash haben kaum noch zwei Minuten zu leben. Ich heiße Amir und studiere Bioingenieurswesen an der Universität Manitoba. Ich heiße Saeed und promoviere am Imperial College in London. Ich heiße Masomeh und kehre mit meiner Schwester an die Universität Dalhousie zurück. Ich heiße Sam. Ich heiße Valerija. Ich heiße Denys. Ich heiße Astrid. Ich heiße Ihor.

Ich heiße Ludwig. Ich heiße Yulija. Ich heiße Mohammad. Ich schaue mich um. Weder ich noch du haben länger als zwei Minuten zu leben.

Aus dem Rumänischen von Georg Aescht

Ștefan Bolea, 1980 in Baia Mare geboren, ist Chefredakteur des E-Magazins *EgoPHobia* und Lehrbeauftragter an der Philosophischen Fakultät der Babeş-Bolyai-Universität Cluj-Napoca/ Klausenburg. Neben wissenschaftlichen Publikationen hat er mehrere Lyrik- und Prosabände veröffentlicht sowie regelmäßig in Zeitschriften und Anthologien publiziert und wurde mehrfach mit rumänischen Literaturpreisen ausgezeichnet.

Schiff der Träume

Von Mykola Iwanow

Er widersetzte sich dem Willen Gottes und ward wie Jona in die wütende See gestoßen. Zwei Tage wohnte er im Bauch eines Wales. Am dritten Tag ward er, geläutert, wieder ausgespien. Er entkam Leviathans Bauch, um zu singen und zu preisen.

»Aufwachen, Gerhard!«

Ein Kardinal oder blasser Geist in rotem Dunst?

– Oremus et pro perfidis Judæis.* Lasset uns auch beten für die treulosen Juden: Dass Gott der Herr wegnehme den Schleier von ihren Herzen; dass auch sie erkennen unsern Herrn Jesus Christus!

Seine Tante erzählte, dass sie auf dem Weg nach Gomel ihrem verstorbenen Mann begegnet sei. Aber es war ein Dibbuk.

– Salve Regina.** Zu dir rufen wir verbannte Kinder Evas; zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tal der Tränen.

Wie hieß gleich jener italienische Priester, der in der ersten Nacht des neuen Jahrhunderts einen neuen Planeten entdeckte?

»Gerhard, aufwachen!«

Nordlichter tanzten über Indien: Zornnattern tranken Milch von wilden Ziegen, Löwen heulten den Mond an. Die Zelte der Kolonisatoren flatterten im Wind. Inmitten von Pfauen und Sarazenischem Barock bereitete der Maharadscha seine Abdankung vor. Die englische Artillerie hatte seine Leibgarde zerschlagen wie ein Porzellanservice.

»Aufwachen!«

Er hatte sein bestes Buch geschrieben. Wie Semele, die Zeus in seinem Glanz zu sehen begehrte und durch ihn vernichtet wurde, so verbrannte auch er jetzt an seinem Ruhm.

»Es ist Zeit!«

Wer ist er: Prospero, der seiner Kunst entsagte, als all seine Träume wahr wurden, oder Kafka, der darum bat, all seine Bücher zu verbrennen, als seine Träume nicht wahr wurden?

»Aufwachen!«

Sarah ging hinaus. Gerhard schlief in der Kajüte eines Transatlantikliners. Mit ihm schliefen alle wunderlichen Steckenpferde des Poeten: die Albigenser-Kreuz-

züge, das Tulpenfieber in Holland, der große Brand von London und das Erdbeben in Lissabon.

Plötzlich verstummte das Hämmern der Motoren, und es herrschte Stille. Gerhard wachte auf, blieb aber noch eine Weile liegen: Die unruhigen Träume verpufften in der kalten Luft. Aus der Nachbarkabine war der spirituose Tenor seines Verlegers zu hören.

Nach einer halben Stunde zog er sich an und ging auf Deck, wie immer mit Ideen jonglierend: In Gedanken verknüpfte er Baudelaire mit dem Gnostizismus und das Elisabethanische Theater mit antiker Pantomime.

Der Himmel war klar und ruhig, wie ein Kind, das sich ausgeweint hat. Ein einsamer Stern leuchtete am Horizont, so wie in der Morgendämmerung der Reichskristallnacht oder der Bartholomäusnacht (was macht es letztendlich für einen Unterschied?); die Menschheitsgeschichte nahm ihren Anfang unter dem Kainsstern.

Derweil verließ das Schiff die Götterdämmerung und schwamm der Neuen Welt entgegen. Die goldenen Schalmeien des anbrechenden Tages übertönten die stumme Geisterstimme aus Stille. Das Deck füllte sich mit Leuten: Die Zeit begann von vorn. An die Stelle von muffigen Pelzen trat luftiges Nylon.

An Deck trifft er seinen Verleger.

»Gerhard, gut, dass Sie da sind! Ich ließ Sie wecken. Gleich kommt New York in Sicht. Das wird ein wichtiges Treffen, wir müssen entgegenkommend und voll gerüstet sein. Ich hoffe, Sie tauschen Ihr Erstgeburtsrecht nicht gegen Linsen ein?«

»Mein Volk hat Riesen besiegt und mit Engeln gekämpft, ich bin immer voll gerüstet. Nur was tun mit meiner jüdischen Trauer?«

»Am besten unter einer byzantinischen verstecken …«

Anmerkungen

* »Lasset uns auch beten für die treulosen Juden« – *heißt es in der katholischen Karfreitagsfürbitte für die Juden, die ursprünglich missionarischen Zielen diente. Erst nach dem Holocaust wurde Kritik dagegen laut und der Text schrittweise zur Normalfassung von 1970 verändert. 1959 wurde unter Papst Johannes XXIII. das Wort »perfidis« gestrichen.*

** Salve Regina! – *ist eine marianische Antiphon in der katholischen Liturgie.*

Aus dem Ukrainischen von Kati Brunner

MYKOLA IWANOW, 1991 geboren, studierte am Institut für Journalistik der Nationalen Taras Schewtschenko Universität Kyiv/Kiew. Zurzeit promoviert er am selben Institut und ist freischaffender Journalist. Zu seinen Interessenschwerpunkten gehören vergleichende Literaturwissenschaft, die ukrainisch-jüdischen kulturellen Beziehungen sowie englischsprachige Literatur.

Der ultimative Beweis

Von Kristiane Kondrat

Die Stadt ist in feuchte Watte eingepackt, die tief in alle Ritzen und Poren einzieht. Bis ins Rückenmark der Stadt. Das Gerichtsgebäude mit blinden Fenstern. Die Marmorsäulen im Treppenhaus geben nur vor, aus Marmor zu sein, als Matthias Gellhorn hochsteigt.

Im Saal 125, den man nicht als *Saal* bezeichnen kann, weil er viel zu klein ist, sitzt derselbe sichtbar angekratzte Richter, der sich jetzt mit den Fingern durchs Haar fährt und laut seufzt: »Jetzt muss ich mir alle diese elf Zeugen anhören!« Ursprünglich sind es zwölf gewesen, der eine ist nicht erschienen. Aber diese elf muss sich der Richter anhören.

Matthias sitzt neben seinem Anwalt. Dieser lehnt sich zurück und schlägt die Arme über Kreuz. Matthias hört zu oder es sieht so aus, als hörte er zu. Für einen Außenstehenden sieht es so aus, für sich selbst aber hört Matthias nur nach innen. Sein weiteres Schicksal, er nennt es jetzt einmal *Schicksal*, weil ihm nichts Besseres einfällt, hängt von den Aussagen der elf Zeugen ab, und er weiß, was sie sagen werden. So oder ähnlich denkt Matthias jetzt, mit seinem Kopf in den Handflächen, auf die Ellenbogen gestützt. Der Anwalt flüstert ihm zu: »Die werden Ihnen nicht viel helfen.« Damit meint er die Zeugen. In Matthias' Kopf aber setzt sich währenddessen ein Satz fest: »Ich werde das Foto vorlegen müssen, den ultimativen Beweis.« Eine nächste Verhandlung soll anberaumt, der zwölfte Zeuge vernommen werden. Der Erkrankte. »Wer ist nochmal der zwölfte Zeuge?«, fragt der Anwalt. »Ludwig Hofer«, antwortet Matthias.

Zu Hause sieht sich Matthias das Foto noch einmal genau an: zwei Männer und eine Frau. Er selbst, eine Frau, die Matthias einmal gekannt haben muss, deren Name ihm aber inzwischen abhandengekommen ist, der zweite Mann ist der Verschollene. Matthias hat lange Zeit gehofft, dass es nicht notwendig werde, das Foto als Beweismittel einzusetzen. Nicht wegen des sich die Haare raufenden Richters, der dafür bezahlt wird, zuzuhören, nein, nicht seinetwegen.

Matthias wird das Foto dem Gericht zusenden. Ein letzter Versuch, seine Unschuld zu beweisen. Auf dem Foto lebt Gerhard noch. Vielleicht lebt er auch noch: auf einer anderen Insel, außerhalb des Fotos. Man hat keine Leiche gefunden.

Schon während der Verhandlung hatte er seinem Anwalt zugeraunt: »Vielleicht legen wir das Foto dem Richter doch auf den Tisch.« Der Anwalt antwortete: »Lieber nicht.«

Was für ein Spiel spielt sein Anwalt? Warum immer wieder: »Nein, nicht, keinesfalls«. Ist es noch »sein« Anwalt? Wenn nicht sein Anwalt, wessen Anwalt ist er dann?

Matthias ruft am nächsten Tag den Anwalt an und teilt ihm mit, dass er das Foto postalisch ans Gericht senden werde. »Das ist vielleicht der Anwalt eines anderen Mandanten. Das sowieso, aber meiner nicht«, denkt Matthias, während er telefoniert, dem Anwalt aber zischt er in den Hörer: »Das ist mein letzter Trumpf.« »Der letzte«, entgegnet der Anwalt und legt auf.

Nach dem Telefongespräch mit dem Anwalt schaut sich Matthias noch einmal die drei Gestalten auf dem Foto an: Sich selbst, ganz links im Bild, viel jünger als heute, rechts im Bild Gerhard, der Vermisste, in der Mitte die Frau, deren Name Matthias abhandengekommen ist. Er dreht das Foto um: Es steht kein Datum auf der Rückseite. Kein Beweis ohne Datum. Mit einer Frau, deren Namen er vergessen hat. Auf dem Foto kein Hinweis, welches Jahr, welche Jahreszeit, wo. Nur, dass es an jenem Tag windig war. Die braunen Haare der Frau sind vom Wind aufgewirbelt, der Wind zieht von der linken Seite des Bildes in die rechte. Die rechte Gesichtsseite der Frau ist von ihrem Haar bedeckt, im Bild ist es die linke. Ohne Namen und nur mit einem halben Gesicht.

Matthias hat nur den Beweis, dass er zusammen mit Gerhard und einer Frau mit braunem Haar und einem halben Gesicht an einem windigen Tag von einem Unbekannten irgendwo geknipst worden ist. Die Landschaft im Bild wird nur angedeutet: mit etwas Grün im Hintergrund und einem blauen Himmel im oberen Bildfeld. Nur der Beweis, dass es ihn, Gerhard und die namenlose Frau an einem windigen Tag am gleichen Platz gegeben hat.

Im Wohnzimmer auf dem Boden liegt vor dem Schrank ein Zwanzig-Euro-Schein. Er muss den blauen Schein mit dem Foto aus der Mappe herausgezogen haben, kann sich aber nicht daran erinnern, irgendwann einen Geldschein in die Mappe gelegt zu haben. Warum sollte er das tun? Das hat Matthias nie getan. Er hat nie Geldscheine in eine Mappe oder zwischen Unterlagen gelegt. Es hat jedoch keinen Sinn darüber nachzugrübeln, er wird durch das Grübeln zu keinem Schluss kommen und auch nie feststellen können, ob, wenn ja, wann und warum er den Geldschein zusammen mit dem Foto in die Mappe gelegt haben soll.

Matthias legt das Foto mit einem Begleitschreiben in einen Umschlag und schreibt die Adresse des Gerichts als Empfänger. Er wird den Brief persönlich zur Post bringen, ganz bewusst jeden Schritt tun, bewusst mit der Straßenbahn ins Zentrum fahren und den Brief am Schalter abgeben, nicht in den Postkasten werfen. Am Schalter abgeben, dann geht er heute noch weg.

Als er endlich an der Reihe ist und vor dem Schalter steht, streckt Matthias mit einem langen Arm, der immer länger wird, den Brief dem Postbeamten entgegen, so lange, bis dieser ihn zu fassen kriegt, und sagt ganz leise aber für sich selbst vernehmlich: »Ich gebe dem Postbeamten den Brief in die Hand. Er nimmt meinen Brief und stempelt ihn.« »Ich gehe zur Straßenbahn-Haltestelle«, sagt Matthias jetzt etwas lauter, während er zur Straßenbahn-Haltestelle geht. Er sagt das, was er tut, ganz bewusst, damit keine Missverständnisse entstehen zwischen sich selbst und dem, was er tut.

In der Straßenbahn hört er hinter sich eine weibliche Stimme, die ab und zu ein ihm unverständliches Wort fallen lässt, dazwischen vielstimmiges Gemurmel, plötzlich unterbrochen von einem spitzen »Hi-hi!« Von unten nach oben. Knickt ein. Ein vielstimmiges Grölen und Gejohle bricht aus und übertönt das Bimmeln der Straßenbahn, die Geräusche und Stimmen der Fahrgäste, den Straßenlärm draußen.

Matthias dreht sich um: Inmitten einer Gruppe junger Mädchen steht eine und zeigt den anderen Fotos auf ihrem Smartphone.

Charlotte, seine große Liebe, hatte nie gegrölt oder spitz *hi-hi* gelacht, sie war »ein Mädchen aus gutem Hause«. Sagten die einen anerkennend, die anderen spöttisch. Auch Gerhard, sein damaliger bester Freud, hatte sich in sie vernarrt. Charlotte war blond. Charlotte mochte nie im Wind stehen. Und sie trug das Haar immer kurz geschnitten. Die Frau auf dem Foto, das er gerade zur Post gebracht hat, kann nicht Charlotte gewesen sein. An Charlotte kann sich Matthias genau erinnern. Obwohl er nicht weiß, wo sie jetzt sein könnte.

Der nächste Tag ist ein windiger. So windig, wie auf dem Foto, fast so windig wie sein Anwalt, der auch der Anwalt eines anderen sein könnte, gewiss ist er auch Anwalt anderer Mandanten. Der Arbeitstag ist durchwachsen gewesen. Nach Büroschluss muss er wieder an Charlotte und an das Foto denken. Obwohl nicht Charlotte die Frau auf dem Foto ist.

So windig ist es heute draußen, dass er, zu Hause angekommen, lange mit aufgestelltem Mantelkragen im Flur steht. Dann hängt Matthias den Mantel auf einen Bügel. Mit dem Mantel am Bügel und dem Bügel in der Hand steht er da, als es an der Tür klingelt. Er öffnet die Tür, ohne vorher durch den Spion geguckt zu haben, hat nur schnell den Mantel aufgehängt. Matthias ist in den letzten Tagen nachlässig geworden. Früher war er viel vorsichtiger, stellte seinen Mantelkragen hoch, auch wenn kein Wind ging. Rein vorsorglich. Es ist aber nur der Postbote, ein harmloser Postbote, der ihm einen Brief aushändigt. Sie kennen sich schon lange, er und der Postbote, dieser ist seit Jahren immer derselbe und hat sich kaum verändert.

Der Brief ist für ihn, da steht sein Name als Empfänger. Jedoch ohne Absender. Matthias öffnet den Brief und zieht etwas heraus, das härter als Papier ist. Ein Foto. DAS Foto. Das Foto, das er gestern Nachmittag am Schalter bei der Post im Zentrum der Stadt dem Postbeamten in die Hand gegeben hat. Nur das Foto ist im Umschlag, kein Schreiben. Das Foto, das er gestern… nein, das kann nicht sein. Er hatte das Foto bewusst gesandt, er hatte gesagt, was er tat, es war nachhaltig getan. Es ist offensichtlich das gleiche Foto aber nicht dasselbe. Aber derselbe windige Tag und dieselbe Frau mit dem halben Gesicht, die aber nicht Charlotte ist. Matthias sieht zum Fenster hinaus. Der Postbote aber ist nicht mehr zu sehen. Wie war der Postbote gekleidet? Matthias weiß es nicht mehr. Vielleicht war es gar kein richtiger Postbote, und er sah auch nur dem Postboten ähnlich, der seit Jahren in diesem Haus und in der ganzen Straße die Post austrägt.

Matthias versucht sich zu erinnern, wer außer ihm, der Frau auf dem Foto und Gerhard noch einen Abzug haben könnte. Man kann aber auch ein Foto fotografieren, die Fotokopie des Bildes jedoch müsste etwas blasser sein. Was er jetzt in der Hand hält ist frisch und scharf gestochen. Vielleicht aber ist das hier ein überarbeitetes Foto. Ein geschickter Fälscher kann ein Foto so manipulieren, dass es echter aussieht als das ursprüngliche. Aber wer sollte ihm ein gefälschtes Foto mit der Post zusenden und warum? Heute müsste auch sein Foto beim Gericht ankommen, das ursprüngliche, das Originalfoto.

Er ruft seinen Anwalt an und fragt ihn nach seiner Meinung. »Wissen Sie«, sagt der Anwalt, »dass man auf einem Foto nicht alles sehen kann? Nur mit speziellen chemischen Mitteln wird alles sichtbar, das Wesentliche.« Nein, wie der Prozess ausgehen werde, wisse er nicht, antwortete er noch auf Matthias' Frage. Er werde sich demnächst melden.

Matthias überlegt, wer alles in der damaligen Clique dabei war, er hat deren Spur verloren, die sind alle über das ganze Land verteilt. Einige von ihnen haben auch für Charlotte geschwärmt. Oder ist da irgendwo etwas mehr gewesen? Charlotte aber ist nicht die Frau auf dem Foto. Diese hat braunes Haar, so viel braunes Haar, dass ihre eine Gesichtshälfte verschwindet, wenn der Wind weht.

Nach einer Woche hat sich der Anwalt noch nicht gemeldet. Matthias hat nun einen Entschluss gefasst. Er wird nach seinen ehemaligen Freunden suchen, irgendeine Spur wird sich ergeben, er muss herausfinden, wer die Frau mit dem braunen Haar und dem halben Gesicht auf dem Foto ist.

Zuerst aber möchte er noch einmal das Foto genau betrachten, vielleicht fällt ihm etwas auf, das er bisher übersehen hat. Er kann aber das Foto nicht finden. Bis spät in die Nacht sucht er danach. Er hat schon alle Schubladen und Fächer in seiner Wohnung durchsucht, alle Mappen und Ordner, auch die alten Fotoalben, die Bücherregale. Dabei ist er sich ganz sicher, dass er das Foto vor einigen Tagen noch in der Hand gehalten hat, dass ein Postbote an seiner Tür geklingelt und ihm den Umschlag ausgehändigt hat, in dem das Foto war. Das Foto ist spurlos verschwunden.

Als Matthias am nächsten Tag aus dem Büro heimkommt, will er sich, wie immer, einen Kaffee machen. Er bereitet alles vor, schaltet das Gerät ein und wartet, dass die Kaffeemaschine mit ihrem Brabbeln anfängt und der Kaffee dann bald durch ist. Noch während die Kaffeemaschine brabbelt, auf Teufel komm raus brodelt und schnaubt, und diese Kundgebungen zusammen mit dem Duft frischen Kaffees nicht nur die Küche, sondern die ganze Wohnung in Beschlag nehmen, noch bevor das Gerät gluckst und dann zur Ruhe kommt, übertönt schrill das Telefon diese Geräusche. Klingeltöne wie die Sirene der Feuerwehr.

Er eilt ans Telefon. Es ist sein Anwalt.

»Es gibt Neuigkeiten«, sagt dieser, »man hat Gerhard Herzog gefunden. Seine Leiche. Gefunden. Suizid. Mit Abschiedsbrief. Brief. Das Verfahren wird eingestellt. Eingestellt.«

Hat mein Telefongerät ein Echo? Wenn ja, wer hat es eingebaut und wann, fragt sich Matthias. Er legt auf. Auf.

KRISTIANE KONDRAT, geboren 1938 in Reschitz/Reșița im Banater Bergland, studierte Germanistik und Rumänistik in Temeswar/Timișoara und arbeitete anschließend als Kulturredakteurin. Seit 1973 lebt sie in Deutschland und war als freie Journalistin tätig. Ihre literarischen Veröffentlichungen finden sich unter anderem in Anthologien, Literaturzeitschriften und Feuilletons. Kristiane Kondrats erster Gedichtband *Regenbogen* erschien 1968 im Jugendverlag Bukarest, ihr bislang letzter 2019 unter dem Titel *Abstufung dreier Nuancen von Grau* in zweiter Auflage beim danube books Verlag in Ulm. Zu ihren Auszeichnungen gehören der Förderpreis für Lyrik 2011 der Cité der Friedenskulturen (Lugano) sowie der Spiegelungen-Preis für Lyrik (Publikumspreis) im Jahr 2017. Im Mai 2021 erscheint beim danube books Verlag die leicht überarbeitete zweite Auflage der *Vogelkirschen* unter dem Titel *Bild mit Sprung*.

Josef Balazs

Eine Hommage an Paul Celan

trink aus meiner hand

trink aus meiner hand
trink aus mir
das getropfte aus meinem auge
blind und wund
mein mund
mittwochsverliebt

der stein dein du

der stein dein du
harter kern
gemeißelt in einsamkeit
des reibens
um wieder zu fliegen
im küssenden himmel

gedankenlos schweben, zeitlos denken

ich halte
den sand aus den uhren
deinen sand
in meinen offenen händen
offenen hirn
ich lese weiter und
ich schließe
die augen auch
und will die zeit aufhalten:
steht sie?

ich öffne die hände
ich öffne die augen
sie sind leer
alles leer
die zeit?
sie fließt wie der sand
wie das wasser
aus den augen
aus den händen

unsichtbar
ich höre aber die uhr ticken
und sehe die zeiger

im schatten des wortes

im schatten des wortes
verkriechst du dich
jahraus
zuflucht für viele
dennoch
augenweide für eingeweihte der silben
nur
letzte ewigkeit
ein wort noch

versteckt im zauber

versteckt im zauber
gewechselter urworte
in geborgenheit
bis zum meridian
in der neigung des verstummenden gedichts
als fließend bach gesprudelt

als mann stillgestanden
verzweifelt
keine delikatessen
mehr als konsonanten

ihr teil, ihr teil
es soll nicht verloren gehen
ist gesichert
versteckt in uns

JOSEF BALAZS studierte Germanistik und Romanistik an der Universität in Hermannstadt/Sibiu. Er ist u. a. Mitherausgeber des Fotobandes *Der befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen* (2018). Seine Beiträge erschienen in *MATRIX*, *Humanität*, *TAU*, der *Siebenbürgischen Zeitung* sowie in der *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien*.

Katharina Eismann

Bärenhunger
In der Zipserei

über Bänke und Tische
poltern Dialekte

raue Blumen
grinsende Kippen

Bácsis zipsern:
der Berg trug einen waldigen Hut
sein Talar reichte ins Wassertal

der Blauäugige
schwenkt die Kamera
verschwindet
mit der Linse im Sack
im Karpatenwind

der Jakobsweg ruft

Gold und Staub und Durst

Banaterra

auf dem Hosenboden
der donauschwäbischen Autobahn
nach Schanderhoos ins Schwabenhaus
die Marille auf dem Rücksitz bereits Schnaps

Dillkronen schwelen
Feldseele im Graben
durchs Wärterhäuschen zieht
ein verstaubtes Lied

keine Sonntagsmesse
kein Paprikasch
kein Messdiener im verlotterten Kleid
Kirchspitze goldnudelgelb

Kotzbrocken zum Empfang
Uhren hämmern im Dachboden
weiß der Kuckuck warum
in Nee-Omas Bett gekrochen
ohne Atlasdecke
am Banater Sturm knackst der Wurm

guten Morgenflüche anstatt Kaffee
die Managerin schiefgewachsen
wie die Sinfonie der Strommasten

ein Büschel Strohhexen ist aufgeflogen
letzte Nacht

Vom Jazzberg

Barockkirche in Valiug/Franzdorf/Banater Bergland

Bänke krächzen
bepackt mit Jazzanbetern
Emigrant, Kind und Kegel
auf der Flucht vor
Bergstraßenfolklore

erwartungsvolles Klicken
kein Funkloch vor dem Altar
im Weihrauch jammt die Orgel Jahresringe
die Himmelsleiter zu den böhmischen Dörfern steht noch da
der Teppich aus den Fünfzigern rolltundrolltundrollt

nur leider, die Band hat sich verspätet

durch die Bank geht ein Nicken
sie sind da!
jauchzen die Dielen
schrammen die Bässe

unausgeschlafen und ungeduscht

cam așa

rumänisch: so, ungefähr

KATHARINA EISMANN, 1964 in Temeswar/Timișoara geboren, ist Schriftstellerin, Dichterin und Übersetzerin. Zu ihrem künstlerischen Repertoire gehören ebenso Text-Klang-Experimente mit Welt- und Jazzmusikern, Auftritte auf Kleinkunstbühnen oder Ausstellungen. Neben Veröffentlichungen in Anthologien legte sie 2017 den Gedichtband *Reise durch die Heimat – Von Offenbach nach Temeswar* vor. Im September 2020 ist der Kurzroman *Das Paprikaraumschiff* bei Danube books erschienen.

Horst Samson

FILMOGRAPHIE

Leben, in Folgen –
Himmel und Sonne,
Erde und Asche.
Der Frühling ist so
Lange her und der
Sommer in einer Wolke
Von Staub
Verschwunden. Der Winter
Muss sehr kalt sein,
Wenn der Herbst das Herz
Schon frieren lässt
Und alle Feuer
Löscht. Im Dunkeln geht das
Ich auf Reisen. Es wird
Eine lange Nacht. Und ob
Es wirklich die größte Reise ist,
Zu lieben, zu leben
Himmelwärts?

(2019)

MONOLOG ÜBER DIE ERDE

Die Sprache gibt nicht nach,
Sie mischt sich ein, kämpft sich durch
Galaxien in das Innere

Auge, überschreitet
Grenzen im Gedächtnis, es gibt viel zu
Durchdenken,
Staub regiert im Chaos, das Gras

Erinnert sich,
Die schöne Landschaft war schon lange
Hoffnungslos

Vernarrt in Sonne, Mond, Gestirne.
Wir lebten mit ihnen
Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht,

Ohne um Erlaubnis zu fragen
Im Ungebundenen, suchten wir im Gehen noch
Unerwünschte

Wege in verlassenen Alleen voller
Gefallener
Blätter. In den Ostwind

Hängte ich zensierte Druckfahnen
Aus herbstlich vergilbtem Papier – Gedichte,
Zeichen und Zeugnis.

(1986, Neufassung 2019)

CHORAL IN f-MOLL

Liebe wurzelt in Gallensteinen,
Wenn das Herz schläft,

Das Hirn und die Sprache
Zu feige ist, die Wasserrechnung

Zu bezahlen, den Sauer
Stoff, aus dem die Tragödien

Ihre Tragik beziehen,
Diktat-Uhren, und weil der Chor

Sich beugt mit der Zeit, verführt
Bis die Partitur, entgleist

Auf allen fünf Linien
Sich nicht mehr glaubwürdig anhört.

(2019)

WIDERSCHEIN

Für Adrian Apolzan

Es gab Tage, da gingen wir
Tief in die Dunkelheit hinein,
Mit verlorenem

Glauben. Wir kreuzten Grenzen,
Verließen im Glück

Das Sterben, den Himmel so dunkel,
Die Finsternis. Sie folgte uns
Auf dem Fuß, begleitete

Uns als Schutzengel im Freien.
Von dort blickten wir

In Tiefen, in Fernen – entdeckten
Im Endlichen die Unendlichkeit
Als Widerspruch und Ort.

(2019)

FEBRUARIUS

Das Feld ist endlos weiß, der Tod
Begleitet mich und den Schnee,
Der sich seit Stunden
Auf meine Schultern gelegt hat,
Er ist ein Freund aus fernen Tagen,
Als Schnee und Crivatz
Um meine Kindheit strichen,
Sie bewachten, wie Schäferhunde
In der weiten Einsamkeit der Steppe
Wölfe fern hielten
Von unserer Hütte im Baragan und
Vom Leben. Ich glaube

Mich zu erinnern, an lange
Vergessenes
Licht in den Augen
Von Mutter und Vater, an schwarzes Brot,
Die glühende Herdplatte,
So groß wie der Mond über mir,
Während ich fremd über dieses
Sich in die Dunkelheit schiebende
Feld gehe, den Kopf voller Bilder, alleine
Mit der Sprache, mit der Stille,
Frierend immer noch
In einem verlassenen Land.

(2019)

REVOLTE DES MOTIVS

für Milan Richter

Felsen, ich
Höre die Flammen knistern,

Prometheus
Schreien, das Licht
Ist aus
Der Engel
Ordnungen, unbeschreiblich

Ruft Rilke, er ist
Irgendwo immer
In der Nähe – er
Lebt, dieser Felsen
Bebt in meinem
Hirn – heute
Ist Gott tief in mir

Versteinert. Zu Ehren
Und zur Trauer
Des Tages, des Feuers
Gibt es Freikarten
Für Adler aller Spezies
Und himmlisch frische Leber
Sonnengegrillt. Ich

Muss nichts mehr tun,
Ich hab's getan.

(2./3. Oktober 2019)

DIE FÜNFTE

Für Beethoven, der schwieg!

Ein Gewitter klopft im Kopf,
Schicksal
Im Zweivierteltakt, ausgelöst
Von Achtelnoten, drei Stück auf G,
Die sich in der halben Note E ausleben,
Niederlage und Triumph,
Leid und Erlösung! Wofür, warum?
Wer will es genau
Wissen, und warum angezettelt

In fünf Takten?
Das erste Thema, unterwegs
Durch allerlei Gefahren
Mit dem Motiv
In den Ohrknöchelchen,
Aus der Paukenhöhle
In Gedanken noch

Zwischen Hammer und Amboss
Imaginär
Ins Licht wandern die
Töne, bevor der Weg sich auflöst
Zu fünf Geraden, zu Strichen
Des Schicksals
Zerfließt, verkauft und am Ende
Dem Fürsten Lobkowitz.

Vier Sätze prägen
Die Welt und seither kein Wort
Des Meisters dazu. Vier Töne
Demolieren die Ruhe, rhythmisch,
Hammerschlägen gleich, gefangen im
Vollendeten

Motiv. Achtelfiguren
Erschüttern Jahrhunderte, hört man
Noch das Röcheln,
Spekulativ den Zusammenbruch
Von irgendwem vor dem
Einbruch der Töne mit
Brutaler Gewalt – Taubheit, Dissonanz
Des Hörens
Unkundig geworden, verzweifelt flüchtend
Im Zorn mit einem

Furiosen Dreiklang in Moll
In die Pause, und atemlos ausholend
Den Pausen hinterher klingen, schwingend
Ins Andante, hin

Zum Scherzo und den Bässen
Zu den hohen Streichern und den
Aufgewühlten
Fanfaren, um allegro im Gespräch
Zwischen Fagott und Horn
Auszusteigen, in sieben Viertelschlägen
Und ganz langen
Pausen, völlig gebrochen auszuhauchen
Den letzten
Atem im Zug des Schicksals.

(2019)

HORST SAMSON wurde 1954 im rumänischen Weiler Salcâmi in der Bărăgansteppe geboren, wohin seine Eltern aus dem Banater Dorf Albrechtsflor/Teremia Mică/Teremi) deportiert worden waren. Samson war Redakteur der Zeitschrift *Neue Literatur* in Bukarest und gab sein literarisches Debüt 1976. Im Jahr 1987 siedelte er in die Bundesrepublik Deutschland aus und lebt heute in der Nähe von Frankfurt am Main. Er ist Mitglied im internationalen Exil-P.E.N. und im Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen gehören *Heimat als Versuchung. Das nackte Leben* (2018) und der Gedichtband *Das Meer im Rausch* (2019). Seine Gedichte wurden ins Englische, Französische, Russische, Rumänische, Schwedische, Serbokroatische und Ungarische übersetzt. Neben weiteren Auszeichnungen erhielt er 2019 den Preis des Rumänischen Schriftstellerverbands Temeswar/Timișoara.

Hellmut Seiler

Flüchtigkeit

Für Hans Bergel zum 95.

I.
Flüchtigkeit ist eine dimensionslose Kennzahl,
die die Verdunstung einer Lösung beschreibt;
und Hoffnung ist in hohem Maße relativ, beides
lässt sich wunderbar als Frühstück genießen.

Die Flüchtigkeit eines Hoffnungsschimmers treibt Blüten,
die dir, bereits verwelkt, jetzt vor die Füße fallen.
Heb sie auf, für später. Ein Ausweis auch, fällt dir ein,
ist dir kürzlich vor die Füße gefallen; du hobst ihn auf
und wusstest sofort, wer genau
du niemals sein wolltest. Die verlangsamte Frequenz
deiner Einträge ins Telefonbuch ist zu spüren,
die ratternde Abfolge deiner *likes* und
der erhöhte Pulsschlag deines Mobiltelefonanbiederers.

Das Leben geht weiter. Als es erlaubt ist. –
Ein Schlemmen zwischen satten Zitaten stellt dich
wieder her, auf den Kopf. Der aufgehobene Ausweis
weist dich als Täter aus, der genau das verübt,
was ihm zustößt; als den, der du nie sein wolltest.
Während der Abend noch seinen Platz sucht
bei Tisch, stehst du vor leergeräumten Konten
und damit vor den Scherben deiner vermessenen
Anwesenheit; und deiner frühen Fremdheit darin.

Flüchtigkeit aber ist eine dimensionslose Kennzahl,
ohne die du nicht zurückfindest zu dir.
Und die Hoffnung? Als Abendbrot absolut!
Ungenießbar! Sie taugt auch als Ruhekissen
schon lange keinen Deut; und du kommst drauf,
dass Ruhe auf die Dauer keine Lösung ist.

II.
Ruhe beglückt mich nicht, unbedenklich
bedenkenlos wie viele Zeitgenossen sicher
einher zu taumeln bleibt mir verwehrt.

In den leeren Hauseingängen lauert
eine flackernde Sicherheit, trügerisch,
vielleicht aber tastet das Dunkel nur
sich vorwärts, wir halten uns fest

an den Rändern. Die Lichter springen
an, und die robust Selbstsicheren wuseln
in fliegendem Wechsel vor dem Eingang,
als finge die Zeitrechnung mit ihnen an.

Der Zweifel nimmt mich mit, führt mich
in Versuchung, sät nur keine Zwietracht.
Wir aber tasten uns die Wände entlang
und erkennen uns jeder in der Dunkelheit.

III.
In der Stunde gelöschter Zeichen bleibt uns
erhalten nur noch die Sprache. Der Neuweise
zieht nachts kometenhaft gewaltig seine Spur,
und Ströme müssen den Pfad sich suchen,
an den Dächern blüht Rauch, *und es girren*
Verloren in der Luft die Lerchen. Wer
wollte die Fährten alle deuten, ohne Fehl?

Ein einziges *Zeichen sind wir, deutungslos,*
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren.

** Bis auf jene in Teil I stammen die Zitate von Friedrich Hölderlin*

HELLMUT SEILER, geboren 1953 im siebenbürgischen Reps/Rupea, arbeitete zunächst als Lehrer. Erste schriftstellerische Arbeiten entstanden in den frühen 1970er-Jahren (Gedichte, Aphorismen, Satiren, Kurzprosa, Literaturkritiken u. a.). 1984 erhielt er den Adam-Müller-Guttenbrunn-Preis. Von 1985 bis zu seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland 1988 hatte er Berufs- und Publikationsverbot. Für seine literarischen Werke wurde Seiler mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Preis der Künstlergilde Esslingen (1998 und 1999) und dem Würth-Preis der Tübinger Poetik-Dozentur (2000). Seit 2014 ist er Generalsekretär des Exil-P.E.N.-Clubs.

Theaterzeiten

Ein Bericht über meine Erfahrung als Schriftstellerin, Co-Autorin und Performerin von *Ein Land voller Helden*

Angst hat mein Leben als Kind beherrscht. Angst und Mut. Alles gleichzeitig. Ich bin Risiken eingegangen, obwohl ich große Angst hatte. Es war eine Art Getrieben-Sein, eine Art Hartnäckigkeit, etwas, was mir nicht erlauben wollte, klein beizugeben. Eines konnte ich aber nicht: meine Schüchternheit überwinden.

Mein Vater, eine charismatische Person, glänzte in der Kunst der freien Rede und nutzte dies in seinem Beruf als Politiker. Mit meiner Schüchternheit konnte er nichts anfangen und verstärkte sie nur noch durch seine missachtende Haltung. Das ging so weit, dass er mir einredete, ich solle niemanden belästigen mit meinem Gesang, ich hätte nun mal keine gute Stimme. Und das einzige Mal, dass meine Schule ihn zu Gesicht bekam, war, als er den Musiklehrer überredete, mich vom Singen zu befreien. Einmal, als ich vielleicht etwa acht Jahre alt war, wollte ich dem Urteil meines Vaters trotzen und wagte es, im städtischen *Haus der Pioniere* an einem Gesangswettbewerb teilzunehmen. Ich trat vor das Publikum, und als ich singen wollte, kam kein einziger Ton heraus. Ich blieb auf der Bühne wie angewurzelt stehen, bis ich vom schonungslosen Publikum, von Kindern in meinem Alter und ihren Eltern weggescheucht wurde. Das tiefe Entsetzen und die vernichtende Scham haben mich Jahrzehnte lang begleitet und meine Schüchternheit verstärkt. Der Frontalunterricht in der Schule wurde zum Alptraum. Ich war plötzlich verunsichert. Mein Gesicht wurde feuerrot, ich zitterte und verschluckte meine Wörter. Mein Kopf schien entleert von jedem Gedanken. Die Schule selbst wurde mir verhasst. Trotzdem liebte ich es, weiter Neues zu lernen, Dinge zu erfahren, Bücher zu verschlingen. Und für mich fing der große Lern- und Entdeckungsspaß erst in den Ferien an. Ich war die meiste Zeit allein, meine Eltern waren beschäftigt, manchmal fehlten sie sogar mehrere Tage, und während ich in der Schulzeit streng kontrolliert im Internat aufwuchs, blieb ich besonders während der langen, dreimonatigen Sommerferien mehr oder weniger mir selbst überlassen.

Solang ich mich erinnern kann, waren Auftritte in der Öffentlichkeit mit übergroßer Anstrengung verbunden. Nicht selten brachten sie mich an den Rand des seelischen und körperlichen Zusammenbruchs. Noch zu Beginn meiner Zeit in Deutschland, als es kaum Kurse für kreatives Schreiben gab, habe ich meinen eigenen Kurs kreiert. Das an sich war nicht schwer. Aber die Kurse zu halten, schien mir fast unmöglich. Und doch wollte ich es tun. Während meines ersten Kurses landete ich

Carmen Francesca Banciu und Meda Gheorghiu-Banciu. © Alex Brenner

mit Hyperventilation im nächsten Krankenhaus. Trotz alledem habe ich diese Kurse dreizehn Jahre gehalten, mit eisernem Willen, so als würde man ein Auto mit angezogener Bremse zum Fahren zwingen.

Mit Sicherheit habe ich einen angeborenen Trotz. Eine starke rebellische Ader, die mich letztendlich dann doch dazu zwingt, das, was mir in meinem Leben nicht gefällt, zu ändern.

Ich habe mich im Laufe der Zeit in vielen Dingen umerzogen. Was meine Schüchternheit betrifft, glaubte ich aber lange, sie sei angeboren. Ich dachte, ich könne sie nur mit Mut bekämpfen. Mit Mut und viel Anstrengung, die mich dann auslaugten. Ich dachte, Schüchternheit ist Schicksal, und hatte mich schon damit abgefunden. Bis ich irgendwann, das ist erst etwa drei Jahre her, mit dem Gedanken aufwachte: Schüchternheit ist kurierbar.

Das Leben kommt mir immer entgegen, wenn ich wichtige Entscheidungen treffe. Wenn ich mit tiefster Überzeugung und ohne Rücksicht auf Verluste etwas anpacken möchte, bietet sich mir die Möglichkeit an, es zu tun.

Neben der Heilung meiner Schüchternheit hatte ich vor, ein Theaterstück zu schreiben, sobald ich meine Trilogie zu Ende gebracht hätte. Das kam nicht aus heiterem Himmel. Mein Schreiben entwickelte sich immer mehr in Richtung Poesie und Drama. Das Bedürfnis, ein Theaterstück zu schreiben, war somit eine natürliche Folge.

Ich schrieb noch an meinem Roman *Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten!*, dem dritten Teil der *Trilogie der Optimisten*, als Dr. Sara Jones, Professorin am Department of Modern Languages, School of Languages, Cultures, Art History and Music an der Universität in Birmingham (GB), Gründerin des transnationalen Netzwerks Culture and its Uses as Testimony und des Projekts Testimony in Practice, mich zu ihrem

Netzwerk und zur Teilnahme am Projekt einlud. Meine stark autobiografisch geprägten Romane waren Grund der Einladung, und im Anschluss regte sie an, ich sollte ein Dokumentarstück schreiben, basierend auf meinen Büchern und meiner Biografie. Ich sollte mich selbst und auch Maria-Maria, die Hauptfigur meiner Romane spielen. Meine Tochter Meda Gheorghiu-Banciu, ausgebildete Schauspielerin, sollte mich als junge Frau spielen. Wie das konkret aussehen könnte, wusste ich nicht. Learning by doing ist sowieso meine Devise. Neues auszuprobieren, berauscht mich regelrecht. Also nahm ich alle an mich gestellten Herausforderungen wie Lebensprüfungen an, ohne mit den Wimpern zu zucken. Angst und Mut, meine alten Begleiter meldeten sich abwechselnd – oder gleichzeitig.

Als ich Saras Vorschlag annahm, war mir noch nicht klar, wie viele Grenzen ich zu überwinden hatte. Es stellte sich heraus, Schüchternheit war nur eine davon. Ich hatte bisher neben Romanen, Kurzgeschichten und Gedichten oder publizistischen Beiträgen nur Hörstücke geschrieben. Aber die Arbeit für den Rundfunk legt das Gewicht nicht auf das Sehen, sondern auf das Hören.

Die Angst fing an, sich graduell einzuschleichen, bereits ein Jahr bevor sich die konkrete Bühnenarbeit näherte. Ich wurde krank, und auch wenn ich mich sehr auf das Stück freute, hatte ich im Verborgenen auch die Hoffnung, es würde nicht stattfinden. Mein Plan zur Überwindung der Schüchternheit beinhaltete auch das große Wagnis, auf der Bühne zu singen.

Im Januar 2019 traf ich Sara und die Mitwirkenden von La Conquesta in Bukarest. Mit Kamera, Notizbuch und Aufnahmegerät sind wir auf den Spuren meiner Vergangenheit über mehrere Tage durch die Stadt gelaufen. Eine Immersion in die Vergangenheit, die sich für mich gelegentlich anfühlte, als wäre ich in einen Zeittunnel eingetreten und könnte dort für immer alleine gefangen bleiben.

Manche meiner Romane wurden von einem Teil der Presse als »bühnenreife Texte« angesehen, ganz besonders mein letzter Roman *Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten!*

Auch wenn ich meine Texte bei Lesungen vorgetragen und daraus oft eine Art Performance kreiert habe, war nicht ich als Person im Vordergrund, sondern meine Texte. Im Theater, besonders wenn es sich um ein Dokumentarstück handelt, geht es auch um den Schauspieler, der die Figur und das Erzählte verkörpert. In diesem Stück ging es, neben dem vielschichtigen Inhalt, nicht nur um mich und meine Arbeit, sondern um die Gratwanderung zwischen Realität und Fiktion, um die Verkörperung meiner Figur Maria-Maria und die Inszenierung des Selbst auf der Bühne. Um die Identifikation *mit*, oder eventuell das Gegenteil, die Distanzierung *von* der Figur, die man selbst geschaffen hat.

Als Schriftstellerin arbeitete ich immer allein an meinem Werk, traf auch alle Entscheidungen in Bezug auf die Struktur, die Schreibweise und das Thema selbstverständlich allein. Ich trug auch die ganze Verantwortung für das, was ich einem Verlag präsentierte.

Wenn Texte dramatisiert und inszeniert werden, ist das meistens eine Zusammenarbeit, in der man nur einen Teil der Verantwortung, der Urheberschaft, aber auch der Entscheidungsgewalt behält. Wenn man zusätzlich mitspielt – und sich selbst spielt, verkomplizieren sich die Dinge, da jemand anderes, der Regisseur in diesem Fall, seine eigene Vision über die Figuren aus dem Werk, aber auch über die Autorin hat. Sich selbst zu spielen, ohne mit dem Regisseur in Konflikt zu kommen, und sich auch selbst nicht zu verraten, war die nächste Herausforderung. Meine Figur Maria-

Maria und ich – wir sind fast identisch, deswegen ist es nicht einfach, zwischen Regisseur, Autorin, Protagonistin und den anderen Beteiligten einen Konsens zu finden. Es hat lange gedauert, bis sich für uns alle herauskristallisierte, welche Themen und welche Aspekte meiner Biografie und meines Werkes im Vordergrund stehen werden. Ich würde sagen, dass dies eine der größten Herausforderungen war. Bis zum letzten Tag vor der Premiere waren die Dinge noch offen, und das Ende des Stücks schrieb ich am vorletzten Tag. Wir hatten zwei Vorschläge, die unterschiedliche Aspekte betonten: meine Identifizierung mit Berlin, Berlin als Stadt der Freiheit und des Neuanfangs, so wie es auch in meinem Buch *Berlin ist mein Paris* zum Ausdruck kam. Berlin als Synthese der Wende und des Neuanfangs. Berlin als Ort, an dem ich meinen Platz im großen Wandel der Zeit und des eigenen Werdens suche. Meine Ankunft in der Stadt, die ich als Metapher für das Entstehen einer neuen Welt, geboren aus den gegensätzlichen Erfahrungen in zwei politischen Systemen betrachte. Der andere mögliche Schluss des Stücks kreiste um die Entdeckung der eigenen Freiheit nach der Revolution. Mir ging es aber um die persönliche und die kollektive Erfahrung und Entwicklung, um das kollektive Schicksal. Am Ende hat sich meine Vorstellung durchgesetzt, die auch dem Geiste meiner Bücher entsprach.

Interessant und vorteilhaft für das Stück waren die Einflüsse der Schauspielerin und gleichzeitig Tochter der Schriftstellerin, also meiner Tochter Meda Gheorghiu-Banciu. Vom ursprünglich rein Darstellerischen hat sich ihr Beitrag weiterentwickelt, und sie hat sich selbst als Tochter, Migrantin, und Exponentin der Post-Revolutionären und Post-Wende-Zeit-Generation ohne feste Ziele und erklärten Gegner dargestellt. Meda wurde mit Aspekten unserer gesellschaftlich relevanten Familienvergangenheit konfrontiert, wie etwa der Verfolgung durch die Securitate, mit meinem Werk und mit der neueren rumänischen Geschichte, die sie nicht kannte, da sie als kleines Kind nach Berlin gekommen war. Sie hat versucht, alles aus ihrer heutigen Perspektive zu verstehen, und in eigenen Monologen thematisiert.

Carles Giua, dem Regisseur des Stücks, bin ich dankbar für die Dramatisierung und die Co-Autorschaft bei der Anpassung mancher Fragmente aus meinen Büchern und für den Rahmen, in den das Stück eingebettet wurde. Nämlich die Reise von Carles und Eugenio, den beiden Gründern des Theaterprojekts La Conquesta del Pol Sud, die sich auf meinen Spuren und die Spuren meiner Figur Maria-Maria begeben und dabei den Osten und die Grenzen Europas damals und heute entdecken. Themen, die sich mit Identität und Freiheit beschäftigen und die stark in meinen Texten repräsentiert sind sowie Fragen, wer ist wer, was ist Realität und wo fängt die Fiktion an, was ist Autobiografie und wo fängt die Kunst an – sie alle sind im Stück impliziert. Carles hat mit mir gearbeitet und mich dabei unterstützt: Die Selektion des mehr als umfangreich vorhandenen Materials wurde teilweise mit mir gemeinsam, manchmal von ihm allein gemacht. Er hat sich in meine Bücher eingearbeitet. Wir waren über mehrere Monate wöchentlich miteinander über Skype in Kontakt. Die Gespräche kreisten um mein Leben als Kind von überzeugten Parteifunktionären, um die Konfrontation mit dem System, die Zeit der Verhöre durch die Securitate, um den Inhalt und die Intention meiner Bücher, Empfindungen, Gefühle, die Sicht auf die Vergangenheit, den Neuanfang in Berlin, den Wechsel der Sprache und seine Bedeutung für mich und meine Bücher, Familienbande und Erziehung im Kommunismus, um die Vergebung, Versöhnung und vieles, vieles mehr. Die Gespräche wurden während der Bühnenarbeit fortgesetzt. Ich habe erzählt oder seine Fragen beantwortet, ihm auch über die noch nicht übersetzten Bücher und verschiedene Texte berichtet. Er schlug

Carmen Francesca Banciu. © Alex Brenner

auch vor, eine zusätzliche Perspektive in der Begräbnisszene des Vaters von Maria-Maria einzufügen, um das Ideal des Vaters, der bis zu seinem Tod ein überzeugter Kommunist blieb, zu verdeutlichen. Das erklärt auch den nicht zu überwindenden Graben zwischen Vater und Tochter. In dieser Szene wird das Spiel mit Realität und Fiktion am deutlichsten. Der Vater, der als der Rabe Metatron an seinem eigenen Begräbnis teilnimmt, war in meinem Roman nicht selbst zu Wort gekommen. Im Stück setzt er sich mit mir, seiner Tochter, aber auch mit Maria-Maria auseinander, verteidigt sein Ideal des Kommunismus und macht deutlich, warum er sein Leben lang daran festgehalten hat.

Die Arbeit mit der Schauspielerin, die zusätzlich meine eigene Tochter ist, wurde zu einem großen Geschenk. Als die Jüngste meiner drei Kinder musste sie in der Familie immer kämpfen, um ihren gerechten und manchmal nicht so gerechten Platz einnehmen zu können, und sie hatte nicht selten einiges einzustecken. Medas Ideen, Beiträge, ihre Meinungen, Vorschläge sowie ihr schauspielerisches Können wurden von uns allen geschätzt und begrüßt.

In unserem Arbeitsverhältnis sind wir uns gleichzeitig als Kolleginnen, wie auch als Mutter und Tochter begegnet. Ich habe eine starke, vielschichtige und schöne Persönlichkeit entdeckt – oder besser gesagt bestätigt bekommen. Wir haben während der Zusammenarbeit sehr viel Zeit zusammen verbracht und nach den offiziellen Proben, in Cafés, Kneipen und Restaurants weiter geprobt, damit die Szenen bis zum nächsten Tag saßen. Sie gab mir Ratschläge zum schauspielerischen Handwerk, zur Arbeit mit der Stimme, Angstbewältigung und vielem mehr. Ich erlebte eine Tochter, die Autorität und liebevolles Entgegenkommen vereinte. Wir haben unserem Mutter-Tochter-Verhältnis eine Ebene der tiefen Freundschaft zugefügt. Ich erklärte ihr politische und historische Hintergründe, die mit dem Leben im Kommunismus, mit meinem Leben und meinen Büchern sowie mit unserer Familie verflochten waren.

Wir haben viel voneinander gelernt, zusammen viel gelacht und uns in unerwartet seltenen Fällen gestritten.

Die eigenen Erfahrungen, Ideen und Themen auf der Bühne mitzugestalten, war inspirierend. Zusammenarbeit und tägliches Zusammensein in einer Gruppe rund um die Uhr, wenn man gewöhnt ist, tagelang niemanden wirklich zu sehen oder zu sprechen, selbst wenn man, so wie ich, oft in Cafés schreibt, war sehr anstrengend, aber zugleich schön und bereichernd.

Das Stück *Ein Land voller Helden* trägt den Titel eines meiner Romane und ist zudem eine Zusammenfassung von all dem, was ich verkörpere und auch dem Publikum vermitteln möchte.

Das Stück *Ein Land voller Helden* trägt den Titel eines meiner Romane und ist zudem eine Zusammenfassung von all dem, was ich verkörpere und auch dem Publikum vermitteln möchte. Das Publikum zu erreichen in einer direkten Art, erlebe ich auch bei den Lesungen. Doch dieses Stück stellte mich als Mensch, als Autorin, Performerin und als Mutter zur Schau. Die Gratwanderung zwischen persönlicher und kollektiver Erfahrung, zwischen dokumentarischer, künstlerischer beziehungsweise fiktionaler Herangehensweise, die Gefahr, ins Private, Bedeutungslose zu rutschen, machte mich besonders verwundbar. Darüber war ich mir vom Anfang an bewusst, und das auszuhalten, oder besser gesagt dies zu meistern, hatte ich mir vorgenommen.

Sprachen haben immer eine Rolle in meinem Schreiben gespielt. – Eine andere Herausforderung war also, mit einer internationalen Truppe zu arbeiten, die größtenteils weder Rumänisch noch Deutsch sprach und dabei trotzdem meiner Art entgegenkam, zwischen Sprachen und Kulturen zu leben. Das Stück und die ganze Zusammenarbeit fanden auf Englisch statt. Wir kamen aus unterschiedlichen Kulturen, aus Deutschland, Italien, Spanien, England, Argentinien, Rumänien, und die verbindende Arbeitssprache war Englisch. Es war erfrischend zu sehen, dass, wenn alle an einem Strang ziehen, eine harmonische und wertvolle Zusammenarbeit entstehen kann. Ich habe bereits früher die Erfahrung gemacht, in einer neuen Sprache zu schreiben, als ich vom Rumänischen ins Deutsche gewechselt hatte. Jetzt hat sich mein Wirkungskreis erweitert, und ich fühle mich berechtigt und ermutigt, in Zukunft weitere Texte auf Englisch zu schreiben. Ich bin mit mehreren Sprachen aufgewachsen. In unserer multikulturellen Gegend, die immer noch die Spuren der k. u. k. Monarchie an sich trug und bis heute noch trägt, haben wir oft in einem Satz mehrere Sprachen verwendet.

Sprachen haben immer eine Rolle in meinem Schreiben gespielt.

Das Wechseln von einer Sprache in eine andere ist mir also schon aus meiner Kindheit bekannt. Manchmal kommt das auch in meinen literarischen Texten vor, weil mir ein Wort manchmal in der einen oder in der anderen Sprache ausdrucksvoller erschien – oder einfach in der Sprache schneller einfiel.

Erst nachdem ich angefangen hatte, auf Deutsch zu schreiben, wurde mir klar, was es bedeutet, eine Sprache wirklich zu beherrschen, und wie unzählig viele Stufen es in dem Erwerb einer Sprache gibt.

Diese Herausforderung betraf die ganze Truppe, mich als Schriftstellerin hatte es aber besonders beschäftigt. Als ich Rumänien verlassen habe, sprach ich bereits viele Sprachen. Aber erst nachdem ich angefangen hatte, auf Deutsch zu schreiben, wurde mir klar, was es bedeutet, eine Sprache wirklich zu beherrschen, und wie unzählig viele

Stufen es in dem Erwerb einer Sprache gibt. Deswegen war meine Sorge um die Klarheit meines Englischen am stärksten, denn ich war die einzige, die sich davor ausschließlich auf das Wort und die Sprache verlassen hatte.

Die Zusammenarbeit mit einer Theatergruppe war für mich eine neue Erfahrung, ebenso die Interaktion von Licht, Sound, Choreografie, Dramaturgie. Das Stück ist gewachsen und ist vielfältig geworden mit dem Beitrag der Beteiligten. Ich bin jedem dankbar für diese Erfahrung. Trotz der stellenweise unterschiedlichen Ansichten haben Carles und nicht weniger Eugenio mit unser aller Unterstützung, dazu beigetragen, dass das Ziel nicht aus den Augen verloren wurde. Ich hatte das Glück, meine erste Theatererfahrung mit einem Regisseur zu machen, der viel Takt und Geduld aufbrachte und der in einer unauffälligen und entgegenkommenden Weise alle Stränge in der Hand hielt. Carles hatte auch die Idee im Rahmen des Stücks, mich von Meda als Journalistin interviewen zu lassen und somit einiges aus unseren telefonischen Gesprächen dem Publikum zu vermitteln. Da sich die Fragen von Aufführung zu Aufführung teilweise ändern, bleibt die Spontaneität erhalten. Ich hatte nicht vom Anfang an die Wichtigkeit dieses Kunstgriffs erkannt. Das Publikum hat es aber sehr begrüßt, und wir haben in Berlin, aber besonders in Birmingham in direkten Gesprächen nach der Premiere sehr positive Rückmeldungen bekommen.

Das Stück war als *Testimony in Practice* gedacht – mit Hilfe von Dokumentation. Kunst als Transformation, Selbstheilung und Befreiung, aber auch als Bewältigung von persönlichen und kollektiven Erfahrungen und Traumata.

Das Stück war als *Testimony in Practice* gedacht – mit Hilfe von Dokumentation. Kunst als Transformation, Selbstheilung und Befreiung, aber auch als Bewältigung von persönlichen und kollektiven Erfahrungen und Traumata.

Eugenio hat ein inspiriertes Bühnenbild entworfen, welches die Darstellung von Fiktion und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart auf der Bühne fast gleichzeitig ermöglichte. Luis hat mit Licht das Bühnenbild und die Architektur des Stücks mitgestaltet. Tamara hatte versucht, das Stück in seinem Werden mitzuverfolgen und parallel Impulse für Medas choreografische Momente zu geben. Santiago war für den Sound zuständig, Duli hatte zwischen den Sprachen manchmal vermitteln müssen, und Lucila kümmerte sich um unser Wohl und das Organisatorische.

Meine Erfahrung auf der Bühne war eine wichtige Lehre. Nach der ersten Open Session, als wir dem Publikum den Anfang des Stücks im Theaterhaus Mitte in Berlin zeigten, merkte ich, dass mein Wille stärker war als die Macht der Angst, so war jede Probe und jede weitere Open Session eine Herausforderung.

Während der Premiere haben sich die Dinge radikal verändert. Und nach der anfänglichen Aufregung hatte ich das erste Mal Freude am Spiel auf der Bühne. Dem Vertrauen von Carles, Meda und allen anderen aus der Theatergruppe sowie dem Schauspieler Stephan Weigelin verdanke ich einen Teil der Furchtlosigkeit auf der Bühne.

Wir sind im Repertory Theater Birmingham während des 10. International BE Festivals als letzter Beitrag aufgetreten. Unser Stück wie auch unser Auftritt, die Regie und das Bühnenbild wurden von ein paar englischen Fachzeitschriften in höchsten Tönen gelobt. Manche meinten sogar, es sei das beste Stück des Festivals gewesen. Extraordinary play. Starke Bühnenpräsenz. Triumph. Und so weiter. Das hat mir Freude bereitet. Aber die überwältigende Freude für mich persönlich war,

dass ich auf der Bühne präsent geblieben bin. Nicht verstummt bin, sondern im Gegenteil – sogar daran Spaß gefunden habe. Und ja, ich habe, wenn auch nicht allein, sondern zusammen mit meiner Tochter, ein rumänisches Lied auf der Bühne gesungen.

Carmen-Francesca Banciu

***Carmen-Francesca Banciu**, geboren 1955 im rumänischen Lipova (dt. Lippa), ist freie Schriftstellerin und lebt seit 1992 in Berlin. Seit 1996 schreibt sie auf Deutsch; der 1998 veröffentlichte Roman* Vaterflucht *war ihre erste deutschsprachige Publikation. Zuletzt erschienen* Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten! *(2018) sowie* Ein Land voller Helden *in überarbeiteter Fassung (2019). Banciu ist Mitherausgeberin und stellvertretende Direktorin des transnationalen, interdisziplinären und mehrsprachigen E-Magazins* Levure Littéraire. *Sie erhielt zahlreiche Preise, war 2018 für den Deutschen Buchpreis nominiert (Longlist), und ihre Texte wurden in mehrere Sprachen übertragen.*

»Mit Kopf und Herz ein Eremit geblieben«

Die Pressburger Autorin Therese Schröer (1804–1885) und ihre Briefe an Karl von Holtei

Es gestaltete sich äußerst langwierig, dieser Frau das Einverständnis zur Buchausgabe ihrer Briefe abzuringen, damit letztendlich auch wir in den Genuss ihrer lebensfrischen Zeilen aus dem Pressburg (sk. Prešporok/Bratislava, ung. Pozsony) des 19. Jahrhunderts gelangen können. Das Verdienst gebührt dem Schlesier Karl von Holtei (1798–1880), der, wie es einmal hieß, durch sein südliches Temperament das vergleichbar Zugewandte, zuweilen Impulsive dieser Schreiberin erkannt und geschätzt habe.

Im Vorwort des Bandes *Briefe und Blätter von Frau Therese* wird ausführlich die Entstehungsgeschichte dargeboten; schon im Titel bleibt dabei die Autorin anonym, in der Erstausgabe von 1868 nutzt sie sogar das Pseudonym ihres Mannes und erscheint als Therese Oeser – immerhin zeigte sie sich damit als zu ihm gehörig.

Und eben über diesen Gatten, Tobias Gottfried Schröer (1791–1850), lernten sich die späteren Briefpartner kennen. Es war ein publizistisches Anliegen, das Schröer an den Schlesier schreiben ließ, weshalb sich eine erste Korrespondenz zwischen den beiden Männern entspann. Holtei war eine bekannte künstlerische Persönlichkeit seiner Zeit, schrieb in diversen Genres, schauspielerte, rezitierte und war vor allem stets unterwegs. Als intimer Freund von Goethes Sohn August (1789–1830) kam er sogar in den Dunstkreis des Weimarer Genies, was ihn zum Beispiel für den sich in der deutschen »Diaspora« wähnenden Pressburger besonders attraktiv machte. Als nun Holtei zu einem mehrtägigen Gastspiel am städtischen Theater in Pressburg weilte, gelang Schröer der persönliche Kontakt sowie eine Einladung an das Ehepaar Holtei in die Nonnenbahn (sk. Panenská) 11 zu Familie Schröer. Diese wenigen Stunden am 11. September 1836 genügten, um einen jahrelangen, heiß ersehnten Briefwechsel zu begründen – je gesondert mit den Ehegatten.

Nun endlich auch Therese in den Blick nehmend, ist festzuhalten, dass wir vor allem aus der Biografie ihres Mannes über sie erfahren. Als geborene Langwieser hatte sie mit ihrer Mutter und ihrer Großmutter zwei selbstständige Frauen zum Vor-

bild, die nach dem frühen Tod ihrer überschuldeten Männer für den Unterhalt sorgen mussten und dabei eine Geschäftstätigkeit im Fleischhauergewerbe aufbauten. Dennoch legte man Wert auf Bildung; Therese erwies Talent für die Musik und wurde zu einer bewunderten Altstimme ausgebildet. Als Privatlehrer hauptsächlich für deutsche Literatur und Geschichte engagierte man den 13 Jahre älteren Tobias Gottfried Schröer. Wenige Jahre später heirateten sie, bekamen fünf Kinder, wobei sie eines im Kindesalter verloren. Schröer wurde allmählich eine stadtbekannte Größe, er stieg zum »Professor« am ruhmreichen Evangelischen Lyzeum auf, übernahm auch Posten in der Kirchengemeinde und versuchte, seine eigene schriftstellerische Tätigkeit voranzubringen.

Therese verzichtete auf eine professionelle Karriere als Opernsängerin, widmete sich ganz der Familie und den mit der Stellung ihres Mannes verbundenen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Entscheidend in ihrem Leben war wohl der unabdingbare Gegenpol: geistige sowie konkrete Freiräume – sie verfügte über ein eigenes Zimmer. Beträchtlicher innerer Reichtum lässt sich aus den Briefen und Blättern ermessen, auch wenn sie wohl nur einen kleinen Ausschnitt abbilden, da sie selbst vieles während einer Lebenskrise vernichtete.

Als Holtei um die Abdruckgenehmigung ersuchte, war sie bereits zum heimlichen Star seiner Autorenlesungen aufgestiegen. In seiner achtbändigen Autobiografie *Vierzig Jahre*[1] hatte er einige von Thereses Briefen zitiert, und die Zuhörer hungerten danach, mehr aus ihrer Feder zu lesen. In den Debatten um die Herausgabe – auch der Verleger musste intervenieren – ziert sie sich zwar bescheiden, aber wohlüberlegt:

> Wissen Sie denn nicht, bester Freund, dass ich gar nicht erzogen wurde; noch weniger unterrichtet, oder von Außen gebildet? Habe mich zwar entwickelt, bin aber mit Kopf und Herz ein Eremit geblieben und in keiner innerlichen Verbindung mit der Welt, noch mit ihren Zuständen. Alle meine Begriffe, dahinstreifend, sind ideal – sagt mein Mann; nur im rein Menschlichen wäre ich auf der richtigen Spur!
> Wo aber fände sich ein Verleger fürs rein Menschliche?
> […] Ich hatte einst viel von einer inneren Tätigkeit zu leiden. Was den Tag über mich anregte; was ich schweigend mit anhörte, indem ich, scheinbar teilnahmslos, in meinem Zimmer auf und ab ging, musste ich verarbeiten, bestätigen oder widerlegen. Und dies geschah meist bei Nacht. Versteht sich, schriftlich. So hatte ich eine Menge kleiner Aufsätze, Verschiedenartigstes besprechend, bis vor einem Jahre gesammelt.
> Vor einem Jahre aber habe ich zu sterben vermeint und da hab' ich diese Papiere (sowie Ihre Briefe, meinem Worte getreu) verbrannt. Hätte ich das Vernichtete noch, ich würde Ihnen – nicht der Welt gegenüber – der Eitelkeit kaum widerstehen können, Einiges rein schreiben zu lassen, um es Ihnen zuzustellen. So aber ist alles Asche geworden. Asche! Bis wir es auch bald sind.[2]

Die ersten beiden Auflagen im Verlag Richter in Hamburg waren schließlich auf etwa 300 Seiten angewachsen, enthielten auch andere Notate. Eine Neuausgabe von 1928 im Orient-Occident-Verlag, Stuttgart, konzentrierte sich dann in einem schmalen Bändchen mehr oder weniger auf die Briefe der Jahre 1836 bis 1847. Was erfahren wir daraus? Sie enthüllen uns eine weibliche Persönlichkeit, die über die eigenen, reflektierten Befindlichkeiten hinaus in wohlmeinender Lakonie Einblick gibt in das bürgerliche Leben einer mitteleuropäischen Stadt, die von Dreisprachigkeit sowie durch die Nähe des imperialen Wien eher provinziell geprägt war.

1 Karl von Holtei: Vierzig Jahre. Band 1–8. Berlin 1843–1850.
2 Karl von Holtei (Hg.): Briefe und Blätter von Frau Therese. Zweite Auflage. Hamburg 1874, S. VI.

Therese Schröers Briefe enthüllen uns eine weibliche Persönlichkeit, die über die eigenen, reflektierten Befindlichkeiten hinaus in wohlmeinender Lakonie Einblick gibt in das bürgerliche Leben einer mitteleuropäischen Stadt, die von Dreisprachigkeit sowie durch die Nähe des imperialen Wien eher provinziell geprägt war.

Naturgemäß spielen bei einer bürgerlichen Frau dieser Zeit ohne eigene Berufsausübung Alltag und Haushalt eine zentrale Rolle. So wird zuweilen detailliert, aber nicht ausschweifend davon berichtet – über die Belange mit der Köchin und dem Abwaschweib, aus denen sie ihre klugen Schlüsse zieht, den Mühen mit dem leidenden Ehemann; Tobias Gottfried wurde zunehmend von heftigsten Kopfschmerzen geplagt, und da empfing sie dann seine Besucher und gibt davon schon mal szenisch Zeugnis. In solchen Fällen bedient sie sich durchaus auch einer mundartlichen Wiedergabe, ansonsten behält der Verlagsdruck nur eine immer wieder einfließende mündliche Diktion bei, was zur Unmittelbarkeit trefflich beiträgt.

Zum Häuslichen zählen die Geselligkeiten, die sie weder auswärts noch bei sich zu Hause allzu sehr schätzt. Verständlich, dass sie bei einer Familie mit bis zu sieben Mitgliedern die Einsamkeit als »holde Göttin« herbeisehnt. Doch die erscheint höchstens an Feiertagen und vornehmlich nachts. Ihre Schilderung über pflichtgemäße Besuche – man achte auf den Einschub des Ehemanns –, die sie von ihren Interessen abhalten, können dann harsch, aber immer auch humorvoll, ausfallen:

> Abends wollt' ich den Brief beenden, morgen ihn auf die Post geben. Nun werden wir zu B. geladen, und so schließe ich jetzt. Da werde ich wieder eine klägliche Rolle spielen. Karten und Karten! Und wenn ich sie nun in meinem gerechten Unwillen unter den Tisch würfe … das gäbe ein Aufhebens!
> So halte ich sie denn, wie der Priester das Allerheiligste und schaue hinein, – drüber, – drunter, bis es 11 Uhr wird. Dann danke ich für den vergnügten Abend (das bläut mir mein Mann immer schon auf dem Wege ein), flüchte in mein Zimmer, rase noch ein paarmal über das Klavier, bis sich mein Verdruß völlig gelegt hat, um dann, versöhnten Herzens, Gott für die Nacht um Ruhe bitten zu können. Ich werde nur sehen, wie lange er sich noch will bitten lassen, um Ruhe für Tag und Nacht!? Ist das denn so viel verlangt?[3]

Die wichtigsten Sujets der introvertierten Frau mit dem reizvollen Ausdrucksvermögen sind geistige Themen, die mit geistlichen verschmelzen.

Die wichtigsten Sujets der introvertierten Frau mit dem reizvollen Ausdrucksvermögen sind jedoch geistige Themen, die mit geistlichen verschmelzen. Religiöses Fühlen und Denken, auch mit der Frage des Todes, wird gern eingeflochten, wobei sie zu Letzterem ein unerschrockenes, natürliches Verhältnis pflegt und Ersteres nicht streng nach den Konfessionen getrennt handhabt. Da bleibt sie geschmeidig wie ihre Sprache, aber unerschütterlich in einem großherzigen christlich fundierten Humanismus.

Dem Schriftsteller Holtei gegenüber ist selbstverständlich vor allem von Literatur die Rede. Daraus lässt sich eine beachtliche Liste an Autoren erstellen, zu deren Lektüre sie griff. Neben den unangefochtenen Meistern Goethe und Schiller las sie Theodor Körner, Jean Paul (erhielt von Holtei eine Gesamtausgabe), Ernst Moritz Arndt, Christian Fürchtegott Gellert, die Romane von James Fenimore Cooper, Lord

3 Therese Schröer: Aus Briefen und Blättern. Nachdruck. Stuttgart, Den Haag, London 1928, S. 38f.

Byron (»bin überfüllt von Herrlichkeit und […] zittre oft im Lesen vor Freude«[4]), die Briefe Rahel Varnhagens sowie natürlich Gedichte und Stücke Holteis, über die sie ihm auch ihre Einsichten mitteilt. In den Tagebuchnotaten finden sich weitere Schriftsteller und Werke.

Trotz des vorgeblichen Ungebildetseins haben wir es mit einer passionierten Leserin von Weltliteratur zu tun, die sich so ihren Stoff zur eigenen Vervollkommnung zusammenholte. Berührend ihr nahezu persönliches, liebevolles Verhältnis zu geschätzten Druckwerken:

> Meine Lieblingsbücher sind voller Einbüge und Zeichen; das sind die geweihten Stellen, die mir nimmer fremd werden dürfen; und da schlage ich denn nach in Stunden der irdischen Not; für jede Stimmung; für jedes Gefühl, welches zu mächtig mich beugen will, hole ich den Gedanken mir, der groß genug ist, mir Stütze zu werden.[5]

Von einer durchschnittlichen Bürgersfrau, die gern Briefe schrieb, kann bei der Pressburger Eremitin keineswegs die Rede sein. Der Mangel an Studiermöglichkeiten für Frauen damals bescherte ihr womöglich den Vorteil unverbildeter Auffassung und Sprache, was heute als Modernität ausgelegt werden kann. Diese lässt sie im Gegensatz zu vielen Männern ihrer Epoche, die aktiv am poetologischen Diskurs teilhaben durften, heute lesenswerter erscheinen als jene, die wir – sofern nicht erstklassig – als konventionell abtun.

Von einer durchschnittlichen Bürgersfrau, die gern Briefe schrieb, kann bei der Pressburger Eremitin keineswegs die Rede sein.

Renata SakoHoess

***Renata SakoHoess**, 1961 in Bratislava geboren, wanderte im Herbst 1968 mit ihren Eltern nach Deutschland aus und lebt in München. Als Autorin ist sie nicht allein eine Mittlerin der Slowakei hierzulande, sondern zunehmend allgemein an Fragen der kulturellen Interferenz interessiert.*

Melancholie über Österreichs einstigem Kriegshafen Pula/Pola

Seearsenal und Schiffsbauwerft Uljanik sind bankrott

Ende September 2019: Noch immer drängt sich eine dichte Schar von Touristen durch die Ulica Sergijevaca, die Flaniermeile der istrischen Hauptstadt Pula (it., dt. Pola, sl. Pulj). Sie kommt vom grandiosen Amphitheater und macht gern auf dem Kapitolsplatz mit seinen vielen Gaststätten halt. Das geräumige Areal, einst das römische Forum, wird vom eleganten Augustus-Tempel mit seinen schlanken korinthischen Säulen dominiert, in den Bau des angrenzenden Rathauses wurde im 13. Jahrhundert die Rückwand eines Diana-Tempels integriert. Von dort gelangt man geradewegs zum Triumphbogen der Sergier (30 v. Chr.). Im Haus daneben unterrichtete James Joyce 1904/05 mit wenig Begeisterung in der Berlitz-School die k. u. k.

4 Ebenda, S. 60.
5 Ebenda, S. 101.

Marineoffiziere in Englisch (darunter angeblich auch Miklós Horthy, später Admiral und ungarischer »Reichsverweser«, der sein Land an der Seite Hitlers in den Zweiten Weltkrieg führte). Und während die Touristen neben der Bronze-Statue von Joyce im Café Ulysses gut gelaunt ihren Cappuccino schlürfen, ist den Einheimischen weniger heiter zumute. Schon bei der Fahrt vom Flughafen zu meinem Quartier, vorbei am Hafen und an der Werft, erzählt mir mein freundlicher Chauffeur in ausgezeichnetem Italienisch, was ich, wenn auch nicht im Detail, schon wusste und was alle bewegt: Über die Schiffsbauer-Gruppe Uljanik, tragendes Element der Wirtschaft von Pola und der ganzen Gespanschaft Istrien, ist nach einer vielmonatigen »Agonie« das Konkursverfahren eröffnet worden. Tausende von Mitarbeitern wurden ausgezahlt und entlassen, nachdem sie seit Monaten keine Löhne bekommen hatten. Manche von ihnen – hochqualifiziertes Fachpersonal – haben im Ausland Arbeitsplätze gefunden, so etwa im italienischen Monfalcone bei den Fincantieri, die zu den Weltmarktführern im Segment Kreuzfahrtschiffe gehören. In der Werft, so erzählt mir Božo beim Weiterfahren angesichts der in den Himmel ragenden Kräne, liegen noch zwei unvollendete Schiffe: ein Livestock Carrier, für eine kuwaitische Gruppe bestimmt, und ein Spezialbaggerschiff für die belgische Jan de Nul Group. Das vielbeachtete Hochsee-Expeditionsschiff »Scenic Eclipse« mit der höchsten Eisklasse Super 1A und luxuriösen All-Veranda-Suiten (bis 232 Quadratmeter), von einem australischen Veranstalter als Discovery Yacht vermarktet, konnte vor der Pleite gerade noch fertiggestellt werden. Das wird die Arbeitslosen – die offizielle Zahl konnte ich nicht eruieren – wenig trösten. Streiks und Demonstrationen, ein von der EU genehmigtes 96-Millionen-Euro-Staatsdarlehen, der Besuch des beliebten Premiers Andrej Plenković, Verhandlungen mit allen möglichen Investoren, darunter die Fincantieri, die Damen Shipyards Group und zuletzt die China Shipbuilding Industry Corporation (CSIC) haben ihnen nichts genützt. Dabei schien sich die bedrohte Lage der Uljanik vor einigen Jahren, als die Großwerft »3. Mai« von Rijeka (it. Fiume) in die Dachgesellschaft Uljanik A. G. integriert wurde, zum Besseren zu wenden: »Wir haben den ›3. Mai‹ um eine symbolische Kuna gekauft«, stellten meine Freunde aus Pola damals zufrieden fest. Mittlerweile ist auch die »3. Mai« insolvenzverdächtig. Nach Schätzung der kroatischen Handelskammer wird die Wirtschaft die Folgen des Uljanik-Zusammenbruchs erst gegen Jahresende so richtig zu spüren bekommen, wenn die Einkünfte aus dem Tourismus zurückgegangen sein werden. Hört man sich um, bekommt man die verschiedensten Erklärungen: Eine von langer Hand vorbereitete Vernichtungsaktion sei dies gewesen, man wolle die Wirtschaft ganz auf den Tourismus umstellen; die Gewerkschaften geben dem Staat die Schuld an der Pleite dieses hochtechnologischen Industriebetriebs, viel zu lange seien dessen Probleme vernachlässigt worden.

Tatsache ist, dass mit der Stilllegung der Werft eine Stadt ihren Charakter verliert, die nicht nur nostalgischen Österreichern am Herzen liegen muss. Die uralte Ansiedlung an der Südspitze Istriens, nach einer glorreichen römischen Vergangenheit als Colonia Pietas Julia Pola wechselnden Herren untertan, die ihren idealen Naturhafen zu nutzen wussten, war Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem 1000-Seelen-Fischerstädtchen heruntergekommen. Pola verdankt ihren rasanten Aufstieg und einen Gutteil ihres beeindruckenden Stadtbilds dem Ausbau zum Hauptkriegshafen und zur Flottenbasis der

Tatsache ist, dass mit der Stilllegung der Werft eine Stadt ihren Charakter verliert, die nicht nur nostalgischen Österreichern am Herzen liegen muss.

Pola verdankt ihren rasanten Aufstieg und einen Gutteil ihres beeindruckenden Stadtbilds dem Ausbau zum Hauptkriegshafen und zur Flottenbasis der Habsburgermonarchie.

Habsburgermonarchie.[1] 1856 legte Kaiser Franz Joseph den Grundstein zum Bau des Seearsenals und damit auch der heutigen Uljanik-Werft. Uljanik (oder Scoglio Olivi oder Oliveninsel) ist der Name der kleinen Insel mit der Anlage der Bauwerft, während sich das Arsenal mit seinen Lagerhallen, Werkstätten und Verwaltungsgebäuden, mit einer eisernen Brücke verbunden, auf dem Festland befindet. Einen angeblich immer noch Früchte tragenden Olivenbaum hat man auf der Insel bewahrt. An der Grundsteinlegung des Seearsenals nahm auch der seit je an der Seefahrt interessiertere Bruder des österreichischen Kaisers teil: Erzherzog Ferdinand Max, besser bekannt als nachmaliger Kaiser Maximilian von Mexiko. Als Vizeadmiral und Kommandeur der k. u. k. Kriegsmarine schuf er in jenen Jahren die Grundlage für eine moderne Flotte, bis er 1864 an Bord der berühmten Fregatte »Novara« zu seinem – wie bekannt – letalen Abenteuer in die Neue Welt aufbrach. Der entdeckungslustige Maximilian hatte die »Novara« in Pola für die wissenschaftlich äußerst ergiebige Weltumseglung der k. u. k. Marine (1857–1859) eigens umbauen lassen; sie verfügte sogar über Mannschaftsduschen und eine Bibliothek. 1867 kam der vielerprobten Fregatte der traurigste all ihrer Einsätze zu: Admiral Wilhelm von Tegetthoff holte den Leichnam seines in Querétaro von den Republikanern erschossenen Förderers Maximilian heim.

Das erste in der Uljanik-Werft gebaute (Linien-)Schiff »Kaiser« lief 1858 vom Stapel und machte 1866 die Seeschlacht von Lissa mit, allerdings mit Eisenbahnschienen und Ankerketten provisorisch gepanzert. Vor Lissa brachte – wie ebenfalls bekannt – der geniale, mit drei Divisionen aus Pola herbeigeeilte Tegetthoff den Italienern eine schmerzliche, folgenreiche Niederlage bei.[2] Dem »Kaiser« sollten 56 Schiffe und Kriegsschiffe mit einem totalen DWT von 53.588 Tonnen (so die Homepage der Uljanik[3]) für die k. u. k. Flotte folgen. Lang ist die Reihe der kaiserlichen Prinzen und der Erzherzöge, die in Pola als Marinekommandanten oder Admiräle aus und ein gingen, bis hin zum letzten, Großadmiral Karl Franz Joseph, der dann als Karl I. auch der letzte österreichische Kaiser war. Er musste nach der bitteren Niederlage der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg die gesamte in Pola stationierte k. u. k. Kriegsflotte an den eben gebildeten Nationalrat der Serben, Kroaten und Slowenen übergeben. Am 31. Oktober 1918 nahm Konteradmiral Horthy den Flaggenwechsel vor: Statt der rot-weiß-roten wurde die rot-weiß-blaue des neuen SHS-Staates gehisst, südslawische Marineoffiziere übernahmen das Kommando. Am Tag darauf wurde der Stolz der Flotte, das Schlachtschiff S.M.S. »Viribus Unitis«, von zwei italienischen Kampf-

1 Vgl. Rolf Wörsdörfer: Krisenherd Adria 1915–1955. Paderborn 2004.

2 Einen, oder den dramatischen Moment aus diesem Seegefecht hat Anton Romako (1832–1889) auf einem absolut ungewöhnlichen, die künstlerischen Konventionen von damals sprengenden Gemälde festgehalten, das im Wiener Belvedere zu sehen ist: Es zeigt den in höchstkonzentrierter Ruhe breitbeinig zwischen Offizieren auf der Kommandobrücke seiner Panzerfregatte Ferdinand Max stehenden Tegetthoff, während sie dabei ist, das Flaggschiff Re d'Italia mit einem Rammstoß zu versenken. Der gegnerische Befehlshaber Graf Persano hatte (aus Sicherheitsgründen) die Re d'Italia verlassen, um auf das neue Panzerschiff Affondatore überzuwechseln, womit er Verwirrung anrichtete. Wegen dieser und anderer Verfehlungen vor Gericht gestellt verlor Persano Rang, Dekorationen und Pension. Die Niederlage von Lissa wurde als Vehikel des italienischen adriatischen Revanchismus weidlich ausgereizt: man lese etwa Gabriele D'Annunzios „A una torpediniera nell'Adriatico" aus den Odi navali (1893).

3 Uljanik Group: History, <https://www.uljanik.hr/index.php/en/about-us/history>, 3.10.2019.

schwimmern versenkt, die mittels eines umgebauten Torpedos Sprengsätze am Rumpf verteilt hatten. Während dieser wirren und widersprüchlichen Tragödie starben über 400 Seeleute, darunter auch der alte/neue Kommandant des Schiffes, Janko Vuković, dem an der Kapelle des k. u. k. Marinefriedhofs in Pola eine Gedenktafel gewidmet ist. Die vom technisch erfinderischen Major Rossetti durchgeführte Aktion trägt alle Züge jener italienischen »Heldenstücke« à la Gabriele D'Annunzio, die unglaubliche Waghalsigkeit und Kaltblütigkeit erforderten, an deren ethischer Berechtigung man aber zweifeln darf. Den Anker der »Viribus Unitis« kann man jedenfalls heute vor dem Marineministerium in Rom bewundern.

Nach dem Waffenstillstand vom 3. November 1918 wurde Pola von italienischen Truppen besetzt, die die Flotte übernahmen, und kam 1919 durch den Vertrag von Saint-Germain-en-Laye und weitere Friedensverträge ebenso wie ganz Istrien zu Italien. Hatte man auf der Oliveninsel zur Zeit der Habsburgermonarchie alle Typen von Kriegsschiffen gebaut, so diente sie unter italienischer Herrschaft zur Reparatur von alten Schiffen, als Andockstation und zum Bau von Unterseeboten. Während des Zweiten Weltkriegs avancierte der Hafen zum drittgrößten italienischen Marinestützpunkt. Nach der Entmachtung Mussolinis und dem Waffenstillstand der Regierung Badoglio mit den Westalliierten im September 1943 wurde Pola wie andere Städte Nordostitaliens von der Wehrmacht besetzt und der sogenannten Operationszone Adriatisches Küstenland eingegliedert, die Uljanik-Werft wurde ein deutscher Marinestützpunkt. Dementsprechend schwere Schäden richteten die alliierten Bombardements vom Januar 1944 bis zum März 1945 besonders in den Wohngebieten in der Nähe des Kriegshafens an. Die zwischen die Fronten geratene Stadt wurde im Mai 1945 kurzfristig von Titos Truppen besetzt, dann aber zu einer Enklave der von den Angloamerikanern verwalteten Zone A des Freien Territoriums von Triest erklärt, um nach einer Periode quälender Ungewissheit und teils mörderischen Terrors (das Attentat am Strand von Vergarolla kostete 70 Tote und viele Dutzende von Verletzten) im Pariser Friedensvertrag von 1947 schließlich doch der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien zugesprochen zu werden. Wer sich über das Drama jener Jahre informieren will, der lese die Polesaner Schriftstellerin Nelida Milani, insbesondere das Kultbuch *Bora*,[4] oder auch Claudio Ugussis Familienroman *La città divisa* [Die geteilte Stadt],[5] der schon im Titel auf das Dilemma der italienischen Mehrheitsbevölkerung hinweist: Exodus oder Verbleiben im kommunistischen Staat des Marschalls Tito.

Inmitten des großen Exodus der italienischen Istrianer, der bis 1954, bis zum Londoner Memorandum,[6] andauerte, spielte sich eine spezifische Tragödie ab: der sogenannte Gegen-Exodus. Etwa 2.500 italienische Arbeiter und Techniker, vor allem aus den Werften von Monfalcone und Triest, wanderten, meist mit ihren Familien, in die Gegenrichtung aus, um ihre Fertigkeiten im Schiffsbau von Pola und Fiume einzusetzen. Es waren Kommunisten, die in Stalin immer noch den Führer der proletarischen Weltrevolution und in Titos Jugoslawien den Inkubationsort einer freien und gerechten Gesellschaft sahen. Der Bruch Titos mit Moskau von 1948 und die darauf folgende Repressionswelle leitete für diese stalingläubigen Zuwanderer eine ideologische Kata-

4 Nelida Milani, Annamaria Mori: Bora. Piacenza 1998 (zuletzt: Venezia 2018).
5 Claudio Ugussi: La città divisa [Die geteilte Stadt]. Pasian di Prato 1988.
6 Damit ging die Zone B von der jugoslawischen Militärverwaltung in die der jugoslawischen Staatsregierung über.

strophe ein, die sie in Lebensgefahr brachte. Manche von ihnen landeten als »Volksfeinde« im Gulag auf der Insel Goli Otok oder in Internierungslagern im Hinterland. Wem es hingegen gelang, nach Italien nachzurückzukehren, der fand Haus und Arbeitsplatz oft von Istrianern besetzt, die seinerzeit vor dem Kommunismus geflüchtet waren.[7] Ihr Schicksal wurde in Schweigen erstickt: Sowohl der moskautreue Partito Comunista Italiano (P.C.I.) Palmiro Togliattis als auch die Titoisten auf ihrem jugoslawischen Sonderweg hatten jedes Interesse an der Geheimhaltung. Ein neapolitanischer Intellektueller, Giacomo Scotti, der mit denselben Illusionen nach Jugoslawien ausgewandert war wie Tausende um ihre Ideale betrogene Arbeiter, schrieb 1991 die erste umfassende Studie über jenes Drama: *Goli Otok. Italiener in Titos Gulag*.[8]

1951 hatte sich die schwer beschädigte Werft von Pola so weit erholt, dass mit der Lieferung des Schleppers »Neptun« eine neue Ära beginnen konnte. Seither hat Uljanik in den verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung alle Typen von Schiffen für Auftraggeber in aller Welt gebaut: Massengutfrachter, Öl- und Chemikalientanker, Containerschiffe, Autotransporter, Fähren, RoRo-Schiffe, Dredger, Kreuzfahrtschiffe – von diesen zuletzt die erwähnte, luxuriöse Polarversion »Scenic Eclipse«. Sogar während des Kroatienkrieges von 1991–1995 gelang es der Werft, 14 Schiffe fertigzustellen, nun aber scheint die Produktion endgültig gestoppt, wenn sich auch da und dort noch schwache Hoffnungsschimmer zeigen.

Mein Spaziergang zwischen den Steinen im milden Spätsommerlicht ist eine Lektion in Vielfalt und Untergang Mitteleuropas: Hier sind Deutsche, Österreicher, Slawen und Italiener begraben.

Nicht weit entfernt von der Uljanik liegt im Stadtteil Stoja der k. u. k. Marinefriedhof, ein wunderschönes, wohlgepflegtes Gelände, wo die Toten unter Palmen und Zypressen ruhen. Der Friedhof wurde 1862 vom k. u. k. Marineministerium eingerichtet, ein Jahrhundert später von der Gemeinde Pula zum historischen Denkmal erklärt und wird seit 1990 dank der Mittel der Kriegsgräberfürsorge des Österreichischen Schwarzen Kreuzes bestens instandgehalten. Mein Spaziergang zwischen den Steinen im milden Spätsommerlicht ist eine Lektion in Vielfalt und Untergang Mitteleuropas: Hier sind Deutsche, Österreicher, Slawen und Italiener begraben, nicht nur die Matrosen der »Viribus Unitis«, auch die der modernsten Dreadnought der Kriegsmarine, S.M.S. »Szent István«, die im Juni 1918 beim zweiten (vergeblichen) Versuch Admiral Horthys, die gigantische Sperre von Otranto zu durchbrechen, versenkt wurde. Bilanz: 89 Tote. Der Versenker war der schneidige Korvettenkapitän Luigi Rizzo, vorher (Februar 1918) D'Annunzios Gefährte bei der »Fopperei von Buccari«, einem atemberaubenden Raid auf eine als uneinnehmbar geltende Bucht im Kvarner-Archipel, nachher (1919) bei der zwischen Farce und Staatstragödie pendelnden Besetzung Fiumes durch die Freischärler des präfaschistischen Großdichters. Auch viele Opfer eines grauenvollen Seeunglücks, verursacht nicht von italienischen Torpedos, sondern von einer österreichischen Mine, sozusagen eine Eigen-Versenkung, liegen auf dem Marinefriedhof in Pola begraben. Das Passagierschiff »Baron Gautsch« des Österreichischen Lloyd, gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs unterwegs nach Triest mit 240 Fahrgästen – Evakuierte aus den Kriegsgebieten, vor allem Familien österreichisch-

7 Vgl. Andrea Berrini: Noi siamo la classe operaia. I duemila di Monfalcone [Wir sind die Arbeiterklasse. Die Zweitausend aus Monfalcone]. Milano 2004.

8 Vgl. Giacomo Scotti: Goli Otok. Italiani nel Gulag di Tito [Goli Otok. Italiener in Titos Gulag]. Trieste 1991 (zuletzt: 2006).

Das ehemalige k. u. k. Marineoffizierskasino in Pula/Pola.
© Angela Ilić/IKGS

ungarischer Militärangehöriger, und Sommerurlauber –, geriet durch eine Reihe von sträflichen Fehlhandlungen der Besatzung in den zur Verteidigung Polas angelegten Minengürtel, explodierte und kenterte in kürzester Zeit. Nach zeitgenössischen Berichten soll sich die Besatzung ohne Rücksicht auf die Passagiere (darunter viele Frauen und Kinder) in Sicherheit gebracht haben. Von den insgesamt 306 Personen an Bord überlebten nur 159, darunter der Kapitän und der Erste Offizier. Die »Aufarbeitung« dieser Katastrophe ist von Kriegszensur, sukzessivem Verschwinden der Prozessakten in der Zwischenkriegszeit und Vergessen überschattet. Das Wrack ist längst aufgefunden und von Verwertbarem ausgeräumt. 1995 wurde es von der Republik Kroatien als Kriegsgrab zum Kulturdenkmal erklärt und mit einem Tauchverbot belegt. Doch in der Folge scheint sich der Geist des Kapitalismus (Diver Sport Center) durchgesetzt zu haben: Heute gehört das Wrack zu den beliebtesten Zielen von Sporttauchern in der Adria. Die Schreiberin dieser Zeilen kann nur schwer nachvollziehen, was jemanden dazu veranlasst, die zerfallenden Reste des Unglücksschiffs sportlich zu »betauchen«, sie müsste dabei stets an die verzweifelten Menschen denken, denen das aus den geborstenen Tanks fließende und dann in Brand geratene Schweröl Mund und Nase verklebte, so dass sie sich auch schwimmend nicht mehr retten konnten, erstickten oder verbrannten.

Doch wollen wir Pola nicht mit so düsteren Gedanken verlassen: Begeben wir uns lieber zum ehemaligen Marineoffizierskasino. Das imposante und harmonische Gebäude, in der Ulica Leharova 1 gelegen – ja, der Komponist der »Lustigen Witwe« war hier Militärkapellmeister –, entstand kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Nach dem Abgang der Österreicher war es italienisches Verwaltungszentrum, dann Heim der jugoslawischen Volksarmee und schließlich der kroatischen Kriegsveteranen. Als ich es vor Jahren mit der Italianistin Elis Deghenghi von der Universität Pola besuchte, war es zwar geöffnet, aber seltsam menschenleer; wir streiften ungehindert durch die von dicken roten Fenstervorhängen verdüsterten Räume auf der Suche nach dem riesigen Spiegelsaal, wo der Dichter Eligio Zanini in seinem zeithistorischen Roman *Martin Muma* zwei Kulturen aufeinanderstoßen lässt: Während der desillusionierte junge Kommunist Martin davon träumt, mit der schönen Armida aus Stoja leichtfüßig einen zärtlichen Strauss-Walzer aufs Parkett zu legen wie einst die »galanten Offiziere der Kaiserlichen Österreichisch-ungarischen Marine mit ihren entzückenden Damen«, stürmen Titos Leute in den Saal, »Kolo, kolo!« brüllend, und beginnen den kollektiven Rundtanz:

> Der Kreis wurde immer größer, bis er sich durch den Saal wand wie eine Riesenschlange, die sich selbst in den Schwanz beißt. Und aus dem wüsten Spektakel schrien sie heraus: »Druže Tito, joj, Druže Tito, mi ti se kunemo […] Žiri kolo, žiri veče, glavno da se okreće […]« [Genosse Tito, joj, Genosse Tito, wir schwören auf dich … Weiter und weiter, drehen und drehen soll sich der Kolo …].[9]

Von Düsternis kann heute nicht mehr die Rede sein. Das Casino ist in glänzend renoviertem Zustand und beherbergt außer der zur Universität gehörigen k. u. k. Marinebibliothek mehrere andere nichtmilitärische Institutionen. Vorbei am Café Mozart betritt man die lange Halle mit ihren gewaltigen, bis zur Glasdecke reichenden dorischen Säulen, an ihrem Ende der prächtige Festsaal, glitzernd von Glas und leuchtend von besonders schön gestalteten Wandlampen. Hier läuft gerade ein Vortrag über gesunde Ernährung, ich weiche in einen Nebensaal aus, wo eine Ausstellung des örtlichen Vereins »Viribus Unitis« zu sehen ist. Unter den Porträts vieler Admiräle auch das des legendären Tegetthoff. Im Gartenrestaurant des Casinos trägt die aufkommende Bora die Servietten davon, und während ich fotografiere, schaue ich hinüber in Richtung Werft und wünsche der Uljanik und der Stadt, vielleicht doch noch einen weißen Ritter zu finden.

Nachwort zur aktuellen Lage

Diesen Text schrieb ich im Oktober 2019 mit einer gewissen Traurigkeit im Herzen über den Konkurs eines ebenso ehrwürdigen wie hochtechnologischen Unternehmens, das nicht nur in der Geschichte Zentraleuropas eine bedeutende Rolle gespielt, sondern auch vielen meiner italienisch-kroatischen Freunde viele Jahre Brot und Arbeit gegeben hatte. Natürlich wusste ich auch als Philologin ohne weitere technisch-ökonomische Expertise, dass sich der Schiffsbau in aller Welt in einer Krise befindet. Aber dass das charakteristische Schwergewicht einer Stadt untergehen und vom Tourismus überwachsen werden sollte, stimmte mich mehr als bedenklich.

Nun schreiben wir Mai 2020: Auf die von mir berichtete Anmeldung des Konkurses folgte im Jänner dieses Jahres die Liquidierung der Dachgesellschaft Ujlanik A. G. Laut Industriemagazin (10.5.2020) stehen den Schulden von 650 Millionen Euro 240 Millionen Euro Vermögen gegenüber. Die Werft »3. Mai« in Fiume soll nicht insolvent sein. Bei der Abwicklung der Holding hat man vorerst auf eine Veräußerung des Vermögens (Inventars) verzichtet, das eine Fortsetzung des Schiffsbaus in Pola ermöglichen würde. Die Entscheidung darüber hängt nach Medienberichten von der kroatischen Regierung ab, die der größte Gläubiger der Uljanik ist.[10]

Renate Lunzer

***Renate Lunzer**, geboren in Wien, ist Dozentin für italienische Literaturwissenschaft und Translatorik an der Universität Wien. Sie hat zahlreiche Publikationen zur neueren italienischen Literatur, zu den österreichisch-italienischen (Kultur-)Beziehungen, zum adriatischen Irredentismus, zur Kriegs- und Exilliteratur sowie zur Kulturtransferforschung veröffentlicht.*

9 Eligio Zanini: Martin Muma. In: La Battana. Rivista trimestrale di cultura [Das Paddelboot. Vierteljährliche Kulturzeitschrift] 95–96 (1990), S. 20f.

10 Uljanik. Zukunft des Schiffbaus im kroatischen Pula ist offen, <https://industriemagazin.at/a/uljanik-zukunft-des-schiffbaus-im-kroatischen-pula-ist-offen>, 10.5.2020.

Fokus: Rijeka – Europäische Kulturhauptstadt 2020–2021

Arthur Steinacker, Bankier und Fabrikant aus Rijeka/Fiume

Das Leben Arthur Steinackers (1844–1915) ähnelt wegen seines ungewöhnlichen und spannenden Lebens einem Roman. Er war ein bekannter Bankier, Fabrikant und eine einflussreiche Person, die zum Ausbau der Stadt Rijeka (it., ung. Fiume; ehem. dt. Sankt Veit am Flaum) einen großen Beitrag leistete. Heute ist Arthur Steinacker aus mehrfacher Sicht bedeutend, vor allem aber hinsichtlich der Kulturgeschichte Kroatiens, Ungarns, Österreichs, Italiens, der Slowakei und Deutschlands. Eine komplexe Identität zeichnet diesen Menschen aus. Seine Neigung zur ungarischen, aber auch deutschsprachigen Kultur ist ihm und seiner Familie eigen. Man kann in der Tat über eine echte Familiensage sprechen, da jedes Familienmitglied ein interessantes und vielfältiges Leben führte.

Arthur Steinacker entstammt einer deutsch-evangelischen (lutherischen) Pastorenfamilie. Er kam am 21. Oktober 1844 in der Stadt Göllnitz (sk. Gelnica, ung. Gölnicbánya) auf die Welt – in der Region Unterzips, unweit von Kaschau (sk. Košice, ung. Kassa) in der heutigen Ostslowakei. Steinacker wurde als drittes Kind der Familie geboren. Sein Vater, Gustav Wilhelm Steinacker (1809–1877), war eine interessante, literarisch talentierte und seinerzeit einflussreiche Persönlichkeit: Er war Theologe, Pastor, Dichter, Prosaist, Übersetzer und enger Freund von Friedrich Fröbel (1782–1852) und Franz Liszt (1811–1886). Die Familie entstammt Quedlinburg im Harz, dem heutigen Bundesland Sachsen-Anhalt. Diachron und im Rahmen von zehn Familiengenerationen betrachtet, bezog und verzweigte sich die Familie auch auf andere Gebiete Deutschlands – bis in das benachbarte Österreich und Ungarn. Gustav Steinacker wurde als einziger Sohn des Kaufmanns Christian Friedrich Wilhelm Steinacker und seiner Frau Katarina in Wien geboren. Als Kind kam er nach Ungarn, weil seine Eltern im Jahre 1822 nach Pest übersiedelten. Eine wichtige Rolle dabei spielte sein Onkel, Christian Josef Malvieux, der als Bankier und Großhändler dort lebte. Er spielte unbestreitbar auch eine wichtige Rolle im Leben seines jungen Neffen. Gustav besuchte die Volksschule, danach die Mittelschule, und anschließend besuchte er das evangelische Lyzeum in Preßburg (sk. Bratislava, ung. Pozsony) und das Gymnasium in Rosenau (sk. Rožňava, ung. Rozsnyó), nicht weit von Kaschau entfernt. Diese Region war im Mittelalter ein an Gold-, Silber- und Eisenminen reiches Bergbauzentrum gewesen.

Gustav Steinacker wuchs zweisprachig auf: Er sprach sowohl Deutsch als auch Ungarisch gleich gut. Nach dem Abitur beschloss er, in seiner Heimatstadt Wien das evangelische Theologiestudium aufzunehmen. Es gelang ihm sogar, eine gewisse Zeit an der Universität in Halle zu studieren, da er als Lehrling des bekannten Buchhändlers Otto Wigand (1795–1870), die Grenze ohne Reisepass überqueren konnte. Nach dem Abschluss seiner universitären Ausbildung kehrte Gustav Steinacker nach Pest zurück, wo er eine erfolgreiche Karriere im Bereich Theologie, Pädagogik, Translation und Publizistik begann.

Nachdem der Vater 1846 zum evangelischen Pastor in Triest (it. Trieste, kr., sl. Trst) benannt worden war, zog die Familie Steinacker aus Ungarn in diese nordadriatische Hafenstadt. Zwischen den Jahren 1854 und 1857 lebte Arthur Steinacker mit seiner Familie in Weimar. Diese an Kultur reiche Stadt war der einstige Sitz des Herzogs von Sachsen-Weimar. Gustav Steinacker war damals Leiter der evangelischen Mädchenschule und hatte dort einen großen Freundeskreis. Zu den Familienfreunden zählten unter vielen anderen beispielsweise der berühmte Pianist Franz Liszt und der Pädagoge Friedrich Fröbel. Aufgrund seiner offenen, liberalen Lebensansicht war es für ihn unmöglich, nach Ungarn zurückzukehren, das in der Zwischenzeit dem dunklen Absolutismus Bachs verfiel. Gustav Steinacker und seine Ehefrau Amalia, ansonsten Liebhaber von Kammermusik, wurden ihrer Geselligkeit wegen enge Freunde des Komponisten Franz Liszt und seines engen Freundeskreises. Die Familie Steinacker wohnte eine gewisse Zeit auf dem Grundstück Goethes: Sie bewohnte das Gartenhaus im Park an der Ilm. Hervorzuheben sei an dieser Stelle, dass die Familie, zu Zeiten, als sie in Weimar lebte, auch zu engen Bekannten der Familie von Goethe wurde. Dank des Großherzogs erhielt Gustav Steinacker Ende des Jahres 1857 eine feste Anstellung als evangelischer Pastor in Buttelstedt, einer nahe Weimar gelegenen Kleinstadt. Zwanzig Jahre lebte und arbeitete er bis zu seinem Lebensende in dieser Kleinstadt als Pastor.

Arthur Steinackers Ausbildung erfolgte bis zum 17. Lebensjahr erst in Triest und danach in Weimar. Schon sehr früh entschloss er sich für eine Bankkarriere. Zunächst arbeitete er in der Bank Benedict in Stuttgart als Banklehrling, um einige Jahre später Stuttgart zu verlassen und nach England zu reisen. Dort setzte er seine Berufsausbildung fort und nahm die Arbeit in einem Londoner Bankhaus als Angestellter auf. Er verließ in der Folge England und verbrachte, bevor er nach Rijeka kam und in dieser Stadt sesshaft wurde, einige Jahre in Indien, Triest und Budapest. Ende Juli, im Jahre 1880, zog Arthur Steinacker als britischer Vizekonsul von Budapest nach Rijeka – ein Amt, das er bis 1914 ausübte. Kurz bevor er nach Rijeka reiste, wurde er auch zum belgischen Vizekonsul in Budapest ernannt. Ende April 1880 gründete er eine Zweigstelle der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank aus Budapest in Rijeka. Steinacker wurde zu einem der Vorsitzenden dieser Bank ernannt.

Im Jahre 1881 wurde in Rijeka eine Reisschälfabrik (Pilatura di Riso), deren Ko-Direktor Steinacker war, und eine Stärkefabrik gegründet. Diese waren die größten Fabriken dieser Art in ganz Österreich-Ungarn. Danach folgte – unter Steinackers Beteiligung – die Gründung einer Erdölraffinerie in Rijeka und einer Zellulosefabrik in Kronstadt (rum. Brașov), Rumänien.

Arthur Steinacker gehörte zum elitären Bürgerkreis der vornehmen ungarisch-deutschen Gesellschaft in Rijeka, wo Mitarbeiter des Gouverneurs wie hochrangige Beamte und ihre Familien, wohlhabende Großbesitzer, Vermieter, Kreditoren und Fabrikanten zusammentrafen. Viele waren überwiegend ausländischer Herkunft. Dieses hatte seine Vor- und Nachteile. Steinacker war ein Mann mit guten Beziehungen und Empfehlungen. Er galt für die ungarische Verwaltungsbürokratie als Person des Vertrauens, denn er kannte einflussreiche und mächtige Akteure aus Budapest, Wien, Triest und aus anderen Städten. Im Jahre 1883 wurde Steinacker als aktives und sehr geschäftstüchtiges Ratsmitglied in die Fiumaner Handelskammer aufgenommen. Er war ein genialer Finanzier und Gründer (auch Förderer) der größten Industrieunternehmen, Fabriken als auch Gründer von öffentlichen Einrichtungen für Kultur und Sport. Zwischen den Jahren 1896 und 1897 wurde er zum Vizepräsidenten der Handelskammer ernannt, zuständig für den Handelsbereich.

1895 wurde auf Betreiben und mit Hilfe des Kapitals der Kreditbank Rijeka beziehungsweise der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank in Rijeka die Ziegel- und Keramikfliesenfabrik GmbH (Fabbrica di mattoni a vapore ed oggetti ceramici s. a.) gegründet. Die Gründung erfolgte, weil die erwähnte Bank erkannte, dass jedes Jahr vierhundert Zentner Ziegeln aus Italien über den Hafen von Rijeka importiert wurden. Es wurde festgestellt, dass sich die Produktion von Ziegeln auch in Rijeka auszahlen würde. Diese Fabrik war ungefähr zwanzig Jahre lang im Betrieb. 1896 wurde in den Stadteilen Rijekas, zwischen Turnić und Zamet, die Fiumaner Kakao- und Schokoladenfabrik gegründet. Diese wurde ebenfalls seitens der Fiumaner Kreditbank finanziert. Es ist bezeichnend, dass diese Fabrik sowie die Ziegel- und Keramikfliesenfabrik und das Dock-Unternehmen ihren Hauptsitz in der Via Albergo Vecchio 2 beziehungsweise an der offiziellen Adresse der Fiumaner Kreditbank hatten. Als eine von wenigen Privatpersonen in Rijeka hatte Steinacker schon damals, um das Jahr 1895, eine eigene Telefonverbindung.

Arthur Steinacker war langjähriges Mitglied der Stadtverwaltung Rijekas, Vorstand der Reisschäl- und Reisstärkefabrik, Vorstand der Handelsbörse, Vorstandsmitglied der Kaffee- und Schokoladenfabrik, Begründer und langjähriger Präsident des Arbeitgeberverbands, Vorstand der Aktiengesellschaft Rijeka, Gründer des Docks in Rijeka, Vorstand der Handelsgesellschaft Fluminense, Leiter der Kreditbank, Präsident des Handels-Casinos Fiumaner Lloyd, Finanzberater des Sailors Home, Mitglied des naturwissenschaftlichen Klubs, Unterstützer und Förderer von See- und U-Boot-Dampferkonstruktionen, Präsident des Freundschaftskreises für Jugend, Vorstandsmitglied des Reiterklubs und Sponsor von Wohltätigkeitsorganisationen. Zusammen mit dem Anwalt Dr. Stanko/Stanislao Dall'Asta und dem Großhändler Armin Neuberger (ca. 1847–1911) unterstützte er die Entwicklung und Gründung von Kinderferienkolonien.

Steinacker war sowohl Hauptkurator (Vorsitzender) der evangelischen Kirchengemeinde in Rijeka als auch venerabilis der Freimaurerloge Sirius. Als Mitglied einer kleinen evangelischen Gemeinde, zu deren Presbyterium einflussreiche Geschäftsleute, Intellektuelle, Beamte und Privatpersonen gehörten, hob er sich in erheblichem Maße auch von der örtlichen Gemeinde ab. Die in der Regel wirtschaftlich einflussreichen Lutheraner formten gemeinsam mit der zahlenmäßig größeren Gruppe der Calvinisten eine unierte evangelische Kirchengemeinde, die sich – von Jakob Schmidt (geb. 1857), dem evangelischen Pfarrer deutscher Herkunft geleitet – im Jahr 1887 von der Triester Gemeinde trennte und sich an den Innersomogyer Kirchenbezirk des Kirchensprengels der reformierten Kirche in Ungarn jenseits der Donau anschloss.

Am 9. März 1901 wurde die Freimaurerloge Sirius auf Dolac (in Torpedofabrikdirektor Robert Whiteheads Haus) in Rijeka formal gegründet. Dieses geschah in Anwesenheit von fünfzehn Gründungsmitgliedern unter der Schirmherrschaft ihres Hauptquartiers, der Großloge von Ungarn in Budapest mit Sitz in der Podmaniczky Straße. Arthur Steinacker wurde zum Großmeister der Loge Sirius ernannt. Steinacker war ein Kunstliebhaber und Kunst- und Kulturmäzen sowie Präsident der Konzertgesellschaft. Er bewohnte die Villa Belveder (in der Via del Pomerio), wo er oft Konzerte organisierte.

Steinacker und seine Schwester Irma (1847–1895) traten bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung, die den Erdbebenopfern von Zagreb zugedacht war, beim Grafen Géza Szápáry (1828–1898), dem Gouverneur von Rijeka, in den Räumlichkeiten des alten

Gouverneurspalastes und in der Nähe des Elisabethplatzes (it. Piazza Elisabetta) auf. Irma Steinacker war zu der Zeit bereits renommierte Pianistin und Musikpädagogin. Arthurs ältester Bruder, Edmund/Ödön Steinacker (1839–1929) zeichnete sich als bekannter deutsch-ungarischer Politiker, Publizist und Journalist aus – und war Vertreter der deutschen Minderheit im ungarischen Parlament in Budapest.[1]

Mit der Transsibirischen Eisenbahn unternahm Arthur Steinacker 1903 eine viermonatige Reise nach China, über Moskau, Irkutsk und Wladiwostok, um Handelsoptionen mit Ungarn zu erkunden. Als einer der einflussreichsten Bankiers, Finanziers und Großindustriellen in Rijeka verstarb er 1917 dort, wo er seine Karriere einst begonnen hatte: in Stuttgart.

Eine angenehme Atmosphäre führte Steinacker als großen Musikliebhaber dazu, in die Stadt und das kulturelle Leben von Rijeka zu investieren, es auszubauen und zu verbessern. Rijeka bildete einen Raum, in dem es möglich war, zu Gunsten aller kreativ zu handeln. Steinacker mochte den toleranten und angenehmen Umgang der Gesellschaft. So schloss er viele neue Freundschaften, die zu einer offenen Zusammenarbeit führten und einen großen Beitrag zum Gemeinwohl der Stadt leisteten. Anregende Gespräche, die Steinacker im Freundeskreis führte, bewirkten Fortschritt, Geselligkeit und die Gründung zahlreicher Institutionen, die in diesem Beitrag bereits erwähnt wurden. Hervorzuheben sei dennoch die Konzertgesellschaft, eine Institution, die als Ergebnis seiner regen öffentlichen Tätigkeit im kulturellen Bereich zu sehen ist und die einst eine entscheidende Rolle im Kulturbereich der Stadt spielte.

Irvin Lukežić

Aus dem Kroatischen von Petra Žagar-Šoštarić

***IRVIN LUKEŽIĆ** ist Professor in der Abteilung für Kroatistik an der Universität in Rijeka (it., ung. Fiume). Er ist zudem Autor zahlreicher Monografien und Aufsätze über die Geschichte Rijekas.*

1 Vgl. den Beitrag zu den Karpatendeutschen von Tobias Weger im vorliegenden Heft, in dem Edmund Steinacker erwähnt wird.

Hans Dama zum Geburtstag

Dr. Hans Dama, der am 30. Juni 1944 in Großsanktnikolaus (rum. Sânnicolau Mare) geboren ist und seit 1974 in Wien lebt, ist nicht nur ein österreichischer Schriftsteller mit Banater Wurzeln, sondern auch Obmann des Vereins der Banater Schwaben Österreichs. Anlässlich seines 75. Geburtstages, den er bereits letzten Sommer begangen hat, wünschen ihm seine Freunde alles Gute, viel Glück, Freude, Gesundheit sowie noch zahlreiche weitere Jahre!

Als Gratulanten freuen wir uns, ihm auf diesem Wege unsere Glückwünsche entgegenbringen zu können.

Hans Dama ist mein Landsmann und guter Freund, Banater Schwabe durch und durch. Wir kennen uns schon seit vier Jahrzehnten: Beide aus dem Nordwesten des

Banats stammend, 20 Kilometer voneinander entfernt – er in Großsanktnikolaus, ich in Bogarosch (rum. Bulgăruș) – in der »heilen« Welt der Nachkriegszeit in donauschwäbischen Familien aufgewachsen, zogen wir Anfang der 1970er-Jahre Richtung Westen – er nach Wien, ich nach Budapest. Wir schlugen neue Wurzeln, machten eine akademische Karriere und schufen deutschsprachige Literatur mit Themen aus unserer alten Heimat.

Hans Dama hat sich in Wien zeitlebens für die Belange der Banater Schwaben eingesetzt: als Obmann des Vereins der Banater Schwaben Österreichs, durch die Herausgabe der Jubiläumsschrift *100 Jahre Banater Schwaben in Österreich* (2007), durch mehr als 20 Bücher mit Banat-Bezug, durch zahlreiche Übersetzungen/Nachdichtungen aus der rumänischen Literatur oder mittels seiner publizistischen Tätigkeit in Österreich, Deutschland, Ungarn und Rumänien.

Unvergesslich bleiben seine unzähligen Lesereisen in diesen Ländern, vor allem bei Vereinen der Banater Schwaben und der Donauschwaben. Von großer Bedeutung waren auch seine alljährlichen wissenschaftlichen und literarischen Tagungen mit banatschwäbischer Thematik in Wien.

Unserem Jubilar gebührt hohe Anerkennung für sein mannigfaltiges Lebenswerk und seinen steten Einsatz rund um die Themenwelten der Banater Schwaben. Er ist ein erfolgreicher Dichter, anerkannter Wissenschaftler und vor allem ein großartiger Mensch.

Ad multos annos!

Nelu Bradean-Ebinger (Budapest)

Es war die XVII. Auflage der »Deutschen Literaturtage in Reschitza«, die in der Zeitspanne vom 4. bis 6. Mai 2007 stattfand, als der in Großsanktnikolaus geborene und seit vielen Jahren in Wien lebende Hochschullehrer und Schriftsteller, Heimatliebende und Kulturförderer Hans Dama zum ersten Mal diese bedeutende und auf Deutsch gehaltene Literaturveranstaltung in Rumänien besuchte. Und in diesem Kontext begann eine Freundschaft, die bis zum heutigen Tag besteht, eine Brücke, die verbindet und verpflichtet!

Hans Dama. © Josef Szarvas

Seinen Einsatz zugunsten seiner Geburts-Heimat, des geliebten Banats, dazu die Verbundenheit zur heutigen Heimat, »Tu felix Austria«, wie er es so schön auf einem Titelblatt eines seiner Bücher verewigte, sind beispielhaft für so manche Bewohner Mittel- und Südosteuropas!

Wir freuen uns seiner Freundschaft und wünschen uns, sie noch viele Jahre fortzusetzen und zu erweitern. Zum gegebenen Anlass bringen wir unsere besondere Ankerkennung, Lob und Dank zum Aus-

druck! Ad multos annos, lieber Hans, oder wie man in Rumänien sagt: »La mulți ani, dragă prietene!«

Erwin Josef Țigla (Reșița/Reschitza, Rumänien)

Seit meiner Tätigkeit an der West-Universität Temeswar (rum. Timișoara) vor knapp zwei Jahrzehnten ist mir das Banat vertraut – so sehr, dass mich die Banater Schwaben schon als Wahl-Banater adoptierten. Ich habe das Banat einmal als das Bayern Rumäniens bezeichnet. In der Tat unterscheidet sich diese westliche Region Rumäniens von anderen vor allem auch durch ihre enge Verbundenheit mit Wien.

Doch erst durch Hans Dama wurden mir die vielfältigen historischen und lebensweltlichen Bezüge des Banats zu Österreich im weiteren Sinne eröffnet; von ihm habe ich mehr über seine Heimat erfahren, als in vielen Vorträgen und Aufsätzen zum Ausdruck kommen kann – und im Vortrag seiner Gedichte mehr über ihn, als er je in seinen trefflichen Anekdoten zu erzählen vermag.

So verbindet mich mit Hans Dama weit mehr als die ausgezeichnete Zusammenarbeit der Österreichisch-Rumänischen Gesellschaft mit den Banater Schwaben Österreichs, die wir verlässlich in gemeinsamen Projekten und Veranstaltungen pflegen: Es ist eine respektvolle Freundschaft, getragen von der 75-jährigen Lebenserfahrung des Jubilars, die Österreich mit Rumänien im Herzen des Banats verbindet.

In dieser Verbundenheit – ad multos annos!

Lukas Marcel Vosicky (Wien)

Hans Dama lernte ich zuerst als umsichtigen Obmann der Banater Schwaben kennen und erst in Laufe der Zeit als großen Literaten, der sich für die Sprachen seiner Ursprungsheimat Banat in überzeugender Art einsetzt. Mit seinen literarischen Werken ist er vor allem ein Brückenbauer und vereint dadurch Menschen. Mit Hans Dama lebt das rumänische Banat in den Herzen der Menschen und in allen Ländern dieser Welt. Mit seinem noch nicht veröffentlichten Band *Durch Länder, Zeiten und Kulturen* verbindet er Menschen über Ethnien und kulturelle Grenzen hinweg.

So manche Lesung hat mich schon beglückt. Und als Vereinsobmann der Banater Schwaben ist Hans ein umsichtiger Lenker und ein guter Unterstützer unserer Sache. Durch ihn lebt der Verein, und mit seinem Tun erfährt eine interessierte Öffentlichkeit vieles über die Geschichte, die Kultur und das Leben im Banat.

Dafür gebührt ihm unser und mein besonderer Dank! Ich freue mich, ihn als Freund und Weggefährten in unserem Verein zu wissen. Und so ist es mir eine Ehre, diese Worte anlässlich seines Geburtstages zu schreiben. Lieber Hans, alles Gute, viel Gesundheit und noch viele Jahre an Schaffenskraft für Deine Gemeinschaft! Jede Begegnung mit Dir ist eine Freude.

Norbert K. Kapeller (Wien)

Hans Dama stammt aus Großsanktnikolaus, einem Städtchen mit Angehörigen verschiedener Ethnien, Kulturen und Religionen. Diese Zeit im Banat hat ihn geprägt und zu einem Mittler zwischen Kulturen werden lassen. Dafür brachte er eine große Neugier mit, eine gediegene Bildung und eine große Empathie für seine Mitmen-

schen. Früh hat er innerhalb unserer Gemeinschaft, des Vereines der Banater Schwaben in Österreich, Verantwortung übernommen. Sein Augenmerk liegt dabei auf der Kultur und auf der Literatur – wahrlich die besten Botschafter unserer Gemeinschaft. Mögen sie Hans Dama noch lange Heimat bieten!

Peter-Dietmar Leber (München)

Hans Dama stammt aus einer banat-schwäbischen Familie. Er ist in Großsanktnikolaus, im rumänischen Teil des Banats, geboren. Seine Interessen sind vielfältig: In Temeswar, Bukarest und Wien hat er Germanistik, Rumänistik, Pädagogik, Geografie und Wirtschaftswissenschaften studiert. 1974 ist er nach Wien umgezogen, wo er auch mit einer Arbeit über die Mundart seines Heimatortes promovierte. In weiterer Folge unterrichtete er am Romanistik-Institut der Universität Wien. Seine Forschungsschwerpunkte waren interkulturelle Beziehungen und Banater Literatur. Viele Gedichte – vor allem von Lucian Blaga, George Bacovia, Nichita Stănescu und Anghel Dumbrăveanu – hat er aus dem Rumänischen ins Deutsche übertragen. Als Mittler zwischen den Kulturen setzt er sich unermüdlich für die Verbreitung der rumänischen und rumäniendeutschen Literatur im deutschsprachigen Raum ein.

Hans Dama ist nicht nur ein erfahrener Kultur- und Literaturvermittler, sondern selbst auch ein vielseitiger und produktiver Schriftsteller: Zahlreiche Gedichte, Reiseberichte, Essays und Kurzprosa-Texte stammen aus seiner Feder und wurden/werden in deutschen, österreichischen, ungarischen, rumänischen, spanischen und mexikanischen Zeitschriften veröffentlicht. In den USA wurden zwei seiner Gedichte vertont.

Seit 2000/2001 leitet Hans Dama den Verein der Banater Schwaben Österreichs, dem er schon seit 1975 mit Rat und Tat beisteht. In dieser Funktion leistete er – und leistet auch weiterhin – unschätzbare Dienste in der Bekanntmachung künstlerischer Persönlichkeiten seiner alten Heimat. Rastlos organisiert er literarisch-künstlerische Veranstaltungen oder nimmt länderübergreifend an solchen Veranstaltungen teil, immer im Bestreben, die Leistungen der Banat-Deutschen zu popularisieren. Symposien über Nikolaus Lenau, Adam Müller-Guttenbrunn, Stefan Jäger, Peter Jung oder Rudolf Hollinger seien hier stellvertretend genannt.

Wir, der Vorstand des Vereins der Banater Schwaben Österreichs, wünschen Dir, lieber Hans, alles Gute und freuen uns auf die nächsten Jahre mit Dir!

Andrea Kolbus (Wien)
und der Vorstand des Vereins der Banater Schwaben Österreichs

Ein kritischer Denker und Vermittler

Zum Tod von Prof. Dr. Andreas Oplatka

Der Journalist, Historiker und Übersetzer Andreas Oplatka, den das IKGS-Publikum bei einigen Veranstaltungen der letzten Jahre auch näher kennenlernen durfte, ist am 27. Mai 2020 in Zollikon bei Zürich verstorben.

Andreas Oplatka im Oktober 2019.
© Hans Peter Schuster/IKGS

»Du wirst viele Ratschläge bekommen, ich gebe Dir keine. Höre sie Dir nur alle an und tu, was Du für gut hältst« – sagte mir Andreas auf seine elegante, ironisch-zurückhaltende Art in einer für mich ganz neuen Lebenssituation. Das Lessing'sche »Tu, was Du nicht lassen kannst« hörte ich von ihm früher, als ich vor einer schwerwiegenden Entscheidung stand. Noch als Studentin durfte ich erleben, wie er es als Professor und Gesprächspartner verstand, den beruflichen Werdegang seiner »Schützlinge« zu unterstützen (er und seine Frau, Helen, die ihm stets zur Seite stand und seine Pläne tatkräftig unterstützte, förderten durch einen Verein Studierende der Andrássy Gyula Deutschsprachigen Universität Budapest [AUB]), ohne jemals belehrend zu wirken. Sein Vertrauen ersetzte auch den fehlenden Mut mancher Studierender, ihren Träumen nachzugehen.

Andreas Oplatka, der 1942 in Budapest geboren wurde und 1956 Ungarn verließ, studierte Germanistik und Geschichte, promovierte über Franz Grillparzers Dramen und war 36 Jahre lang Auslandsredakteur und Korrespondent bei der *Neuen Zürcher Zeitung*, die er als seine geistige Heimat betrachtete. Nach der journalistischen Karriere und frühen Pensionierung 2004 habilitierte er sich an der Universität Wien über den Grafen Stephan Széchenyi. Ab 2005 war er Professor für neuere Geschichte an der AUB, wies jedoch auf seine bescheidene Art bei Gelegenheit gerne darauf hin, dass er sich als Journalist verstehe. Vor allem war er ein kritischer Denker, der für die Leserschaft der *Neuen Zürcher Zeitung* die europäische Politik kommentierte, dann den Studierenden an der AUB die Geschichte Ost- und Mitteleuropas vermittelte. Ob er in Stockholm, Paris, Moskau, Zürich oder Budapest die Politik analysierte, über den Begriff »Mitteleuropa« dozierte oder zu einem breiteren Publikum sprach, er war stets ein Vermittler und wusste, wie man komplexe Themenfelder darstellt und »erklärt«. Er schrieb nicht nur über den »Brückenbauer« Széchenyi, sondern war selbst einer zwischen Sprachen, Kulturen und Ländern, nicht zuletzt zwischen Disziplinen. Als Schweizer, der Ungarn nie aus dem Blick verlor, bewahrte er stets den notwendigen kritischen Abstand zu beiden Ländern. Ich bewunderte seine besonnene Betrachtungsweise, die einzelne Ereignisse immer als Teil eines längeren Prozesses sah, und seinen zurückhaltenden Optimismus, der mangels

positiver Aussichten im Notfall darauf basierte, dass alle historischen Epochen oder Regime einmal enden.

Neben der europäischen Geschichte und Politik galt Andreas' Leidenschaft (nach seiner Familie und seinen Enkelkindern) der deutschen und der ungarischen Literatur sowie der Welt der Musik. So erstaunte er seine Freunde mit stets passenden Zitaten aus literarischen Werken oder Opern. Seiner Passion für Literatur verdanken wir Übersetzungen von ungarischen Klassikern wie Mór Jókai, Kálmán Mikszáth oder Frigyes Karinthy. Zudem übertrug er die Siebenbürgen-Trilogie von Miklós Bánffy ins Deutsche. Sein letztes Buch, das die Biografie seines engen Freundes, des weltberühmten Dirigenten Adam Fischer, im zeithistorischen Kontext präsentiert, zeugt von seinem musikalischen Interesse.

Seine klare Haltung, sein kritischer Blick, seine stets gut fundierte Argumentation und seine Offenheit sind und bleiben Maßstäbe wie seine Bücher – ob Übersetzungen, historische Biografien wie *Graf Stephan Széchenyi. Der Mann, der Ungarn schuf* (2004) oder Analysen wie *Der erste Riss in der Mauer – September 1989, Ungarn öffnet die Grenze* (2009). 2014 wurde er externes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, und 2016 erhielt er den Prima-Primissima-Preis für seine journalistische Tätigkeit sowie den schweizerischen Röpke-Preis für Zivilgesellschaft. Es war bezeichnend, dass er das Prima-Primissima-Preisgeld zwei Vereinen zukommen ließ, die benachteiligte Kinder in Siebenbürgen und Ostungarn unterstützen.

Andreas soll laut seinem Verleger einen Plan für eine biografisch geprägte Geschichte gehabt haben; die Zeit das Buch zu schreiben, ließ ihm die schwere Krankheit, die er mit Würde ertragen hat, leider nicht mehr. Unsere Gespräche, auch wenn sie oft nur telefonisch oder streckenweise viel zu selten stattfanden, vermisse ich bereits jetzt sehr.

Enikő Dácz

Balthasar Waitz zum 70. Geburtstag

Am 26. August beging der Temeswarer Schriftsteller, Übersetzer und Journalist Balthasar Waitz seinen 70. Geburtstag. Das IKGS und Balthasar Waitz verbindet seit vielen Jahre eine freundschaftliche Zusammenarbeit. Zuletzt war er im November 2017 in den Räumlichkeiten des Instituts in München zu Gast und las aus seinem Roman *Das Rote Akkordeon*. Wir gratulieren herzlich und freuen uns auf zahlreiche weitere Jahre! Eine ausführliche Würdigung folgt im nächsten Heft der *Spiegelungen*.

Besprechungen

Visualisierung der Abwesenheit: Das Foto-Artefakt Kirchenburg
Jürgen van Buer, Josef Balazs (Hgg.): Der befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen. Berlin: LOGOS-Verlag 2018. 320 S.

Ein Fotograf ist immer ein Suchender und ein Wanderer. Der Fotograf Jürgen van Buer, bis 2016 Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschaftspädagogik an der Humboldt-Universität Berlin, kam dreimal – 2014, 2015 und 2017 – in das ländliche Siebenbürgen. 260 seiner künstlerisch höchst beachtenswerten Schwarz-Weiß-Aufnahmen der Kirchenburgen, die dabei entstanden, enthält der vorliegende Band, den er zusammen mit dem Autor und Ausstellungskurator Josef Balazs herausgegeben hat.

Das monumentale Werk setzt sich aus drei Abschnitten zusammen: »Nach-Spüren«, »Nach-Schauen« und »Nach-Denken«. Der erste Teil »Nach-Spüren« beginnt mit einem Beitrag von Josef Balazs, der einem vergessenen Kapitel aus der Vergangenheit Siebenbürgens, aus der Zeit vor der Entstehung der modernen Historiografie nachgeht: der mythischen Erzählung von historischen Zusammenhängen. Es ist die Legende vom Rattenfänger von Hameln mit ihrem »Transsilvania-Zusatz« (S. 11), der die Abstammung der Siebenbürger Sachsen auf die Hamelner Kinder zurückführte. Im darauf folgenden Beitrag ordnet Konrad Gündisch die sächsischen Kirchenburgen in den Kontext ihrer Entstehungszeit ein und zeigt dabei, wie weit ihre Geschichte von der außenpolitischen Entwicklung Siebenbürgens, insbesondere von den Kriegen gegen die tatarischen Khanate und das Osmanische Reich, geprägt wurde. Den Hauptteil mit dem Titel »Nach-Schauen« ergeben die Bilder, die in zwölf Episoden zusammengefasst sind, denen je ein Text von Jürgen van Buer vorangestellt ist. Im dritten und letzten Teil »Nach-Denken« setzen sich Andreas Kohring, Thomas Düllo und van Buer aus kultur- und fotografietheoretischer Perspektive mit der Fotografie als visueller Konstruktion der Wirklichkeit und ihrer Objektivität auseinander. Ein sorgfältig erstelltes Register der Fotografien ergänzt den Band.

Van Buer und Balazs bieten mit ihrem Buchprojekt weder eine vollständige Geschichte der Kirchenburgen noch wollen sie kollektive Mythen, Gemeinschafts- und Geschichtskonzepte bedienen oder einen Beitrag zur Kunstgeschichte der Kirchenburgen leisten und schon gar nicht nostalgische Gefühle wecken. Stattdessen wagen sie einen Blick auf das architektonische Erbe der Siebenbürger Sachsen, der bewusst fragmentarisch bleiben und Episoden exemplarisch ins Auge fassen soll. Dabei wird erstmals der Versuch unternommen, über die Kirchenburgen in der Sprache der aktuellen

Fotografie und der Historiografie, der Kunst- und der Fotogeschichte zu sprechen. Herausgekommen ist eine Diskursgeschichte, eine Dokumentation, die das Sprechen über die Kirchenburgen, die verschiedenen Erzähl- und Interpretationsweisen über sie zusammenführt, wobei sie die »subjektive« Sicht des Fotografen mit der »objektiven« Sicht des Historikers konfrontiert. Sowohl die Fotografien als auch die Begleittexte schärfen die Einsicht, dass die Kirchenburgen – wie die Geschichte der Siebenbürger Sachsen insgesamt – unterschiedlich beschrieben und präsentiert werden können. Darin liegt die besondere Faszination dieses Vorhabens, die sich aus dem Zusammenspiel von Distanz und Nähe zum historischen und ästhetischen Objekt ergibt und es gestattet, dessen Vielseitigkeit und Mehrdeutigkeit sichtbar zu machen. Um dabei einmal mehr zu demonstrieren: Jedes geschichtliche Erzählen und visuelles Zeigen bleibt fragil und fraglich.

Die die Bilder begleitenden Texte sind Teil des Diskurses. Sie bemühen sich, die Fotografien – mal auf eine narrativ-performative, mal auf eine fachhistorische Art – in ihren geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Kontext einzuordnen; werfen ihren eigenen Blick auf die Kirchenburgen und ihre Geschichte; und argumentieren zugleich gegen deren Indienstnahme in Vergangenheit und Gegenwart. So zeichnet Balazs nach, wie eine mythische Sage in Anbetracht der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft ihren historischen Erklärungswert verlor. Gündisch setzt sich mit dem Kirchenburg-Mythos als Teil einer heroischen Erinnerungskultur der Siebenbürger Sachsen auseinander und hält der geschichtlichen Mythenbildung entgegen: Was von den Kirchenburgen als schützende Festungen blieb, »wenn größere und organisierte osmanische Truppenverbände anrückten« (S. 24), zeigt, dass sie seit Beginn des 18. Jahrhunderts jede Schutzfunktion verloren, jedoch als Denkmal und als ein »sichtbarstes ›Symbol sächsischer Existenz‹ in Siebenbürgen« (S. 24) die Zeit überdauerten.

Eine eigene Annäherungsweise an die Kirchenburgen findet man in den Aufnahmen von Jürgen van Buer, in erster Linie in seinen Architekturfotografien. Die Kirchenburgen interessieren ihn weniger als historische und kirchliche Objekte, sehr viel mehr als ästhetische Phänomene, die zum Gegenstand seiner fotografischen Artefakte werden. Van Buer ist kein Erzähler im herkömmlichen Sinne, dem es um die Vermittlung eines bestimmten Bildes der Realität, um ihre »objektive« Abbildung geht. Seine Bilder schaffen eine eigene ästhetische Welt, unabhängig von der Wirklichkeit visualisieren sie lediglich und abstrahieren von ihr zugleich. Die Realität muss und will auf diesen Aufnahmen nicht wiedererkennbar sein. Auch eine »Botschaft« soll durch sie nicht vermittelt werden: Der Betrachter allein soll entscheiden, was er auf dem Bild sieht, was er sehen will, welche Geschichte das Bild ihm »erzählt« oder »erzählen« soll. Dass die sinnproduzierende Leistung der Fotografie nur so gedacht werden kann, verdeutlichen van Buer selbst sowie Kohring und Düllo in ihren Beiträgen im dritten Teil des Bandes »Nach-Denken«. Sie sensibilisieren für das Verständnis dieser Fotografien als eines medialen Raums, in dem ihre Bedeutung aus der situationsabhängigen Betrachtung, aus dem Austausch zwischen dem Urheber und dem Rezipienten, dem Fotografen und dem Betrachter entsteht.

Dieser soll selbst entscheiden, wie er die Bilder sehen will: als naturalistisches Artefakt oder als ein abstraktes Werk. Lässt man sich auf den abstrakten Betrachtungscode ein, so werden die ästhetischen Objekte von ihren »realen« Pendants abgelöst, wird das Bild zum

Spiel seiner Einzelelemente, der Elemente der Burggeometrie. Dem betrachtenden Auge bleibt es verwehrt, zur Wirklichkeit »zurückzuwandern«. Vor allem van Buers Architekturfotografien – die wenigen Portraits sowie die Natur- und Landschaftsaufnahmen sind in dieser Hinsicht eine Ausnahme – sind abstrakte Bild-Konstruktionen. Abstrahiert wird von der Realität und jeglicher Gegenständlichkeit. Im Vordergrund steht das Bemühen um die Vollkommenheit der Form und ihre strikte Organisation. Die fast zwanghafte »Ordnung«, die »Dynamik der Perspektive«, die strenge Struktur der Kirchenburg – darauf kommt es bei diesen Fotografien an, wie auch die Herausgeber in ihrem Vorwort unterstreichen (S. 7). Van Buers Bilder wirken wie perfekte Arrangements, wozu die Leere und die Sterilität der Bildräume zusätzlich beitragen. Die vertikalen, horizontalen und schrägen Linien werden zum tragenden Element dieser abstrakten Konstruktionen.

Ein weiterer wichtiger Begriff ist der der »Grenze«. Den leeren Bildflächen werden durch Linien strenge Grenzen gesetzt. Die Objekte sind eingegrenzt und in ein Gefüge aus Linien und Flächen »eingezwängt«. Durch die Bildkomposition, durch ein Schattenspiel von scharfen Schwarz-Weiß-Kontrastierungen und gebrochene Linienführung entsteht eine monumentale Bildgeometrie. Die Dynamik der Linie richtet sich gegen die Statik und die gewaltige Wucht des archaischen Gesteins, verläuft sich in den verwinkelten Ecken dieser Kolossalobjekte und zerschellt an ihrer Unverrückbarkeit und manifesten Präsenz. Dieses vom aufnehmenden Auge bewusst oder zufällig erzeugte Zusammenspiel der Formen verleiht den Fotografien ihre hervorstechende Dramatik. Die gleiche Wirkung kann bereits das Material des Objekts durch die ihm eigene Ausdrucksstärke, durch seine Haptik erzeugen: altes Mauergestein, abbröckelnder Wandstuck, faulendes Holz – durch Groß- und Halbgroßaufnahmen werden sie an den Betrachter herangezoomt. Die Objekte auf den Bildern sind »entgegenständlicht«, ihrer materiellen Substanz beraubt, auf ein visuelles Zeichen reduziert. Es sind auch keine Objekte als Ganzes, sondern Teile, Fragmente, »Reste«, wie van Buer selbst sie nennt (S. 75), unter anderem auf Elemente der alten Ausstattung der Innenräume der Kirchenburgen, der traditionellen Stickereien, auf die Buchstaben alter Kirchenbücher verweisend. Selbst wenn ein »ganzes« Objekt zu sehen ist, so ist seine Präsenz kein Selbstzweck, sondern es ist Teil eines formalen Arrangements. Dabei erscheint das ästhetische Objekt nicht in stilisierter Form, sondern bleibt dem realen Objekt letzten Endes doch verbunden.

Aufgrund der Entgegenständlichung der Objekte und ihres abstrakten Charakters erscheint die Welt der Fotografien von Jürgen van Buer, ob gewollt oder nicht, als eine Welt ohne Dramen, ohne Tragödien, aber auch ohne Lyrik. Visuelle Dynamik und Dramatik scheinen den Fotografen mehr zu interessieren als die Erzeugung von subtilen Stimmungen beim Betrachter. Mit seinen Kirchenburgen kann man sich nur rational auseinandersetzen: Der Fotograf bietet dem Betrachter keine Möglichkeit, sich in die Welt der Kirchenburgen »hineinzufühlen«.

Wenn man Bildern doch einen Narrationscharakter unterstellen, ihre Visualität ins Literarische überführen will, so erzählen sie dem Betrachter die Geschichte einer Abwesenheit. Traditionell bildeten die Kirchenburgen als sakrale Räume und die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft ein Gesamtkunstwerk, meinte Josef Balazs in einem seiner früheren Texte. Heute befindet sich diese Gemeinschaft im Zustand der

Auflösung, sie ist beinahe verschwunden. Doch die Kirchenburgen, ihre Reste und Spuren bleiben – sie werden zu visuellen Metonymien des einstigen Gesamtkunstwerks, die nicht zuletzt durch die Leere auf das einst Vorhandene verweisen, auf Menschen als Teile der religiösen Gemeinschaft, auf Rituale oder Objekte (vgl. S. 306). Das Erzählen über die Kirchenburgen ist dabei auch ein Erzählen über Siebenbürgen. *Lilia Antipow*

Möglichkeiten eines Dialogs

Ilse Hehn: Roms Flair in flagranti. Ludwigsburg: Pop Verlag 2020. 142 S. 64 Fotos.

»Die Stadt ist kompliziert, endlos, strapaziös, antik, genial, barock, selbstbewusst, verrückt, unheimlich, überwältigend. Doch bekommen wir nicht gerade dadurch Lust, sie zu mögen?« (S. 108) – Ilse Hehns Antwort darauf ist das im Pop Verlag erschienene Buch *Roms Flair in flagranti*, dem es gelingt, nicht nur eines neben vielen anderen Rom-Büchern zu sein. Es ist nicht vordergründig darauf aus, Wissenswertes zu wiederholen oder anders auszuleuchten, auf sogenannten Pflichtrouten zu bestehen und dabei griffige Zitate unterzubringen. Ilse Hehn will, wie sie ihrem Buch auf der ersten Seite vorausschickt, »Möglichkeiten eines Dialogs finden« (S. 7), und ein solcher setzt immer ein gewisses Maß an Persönlichkeit voraus, wie auch – wenn es gut sein soll – ein gerüttelt Maß an Vorwissen, dazu bereit, auch das weniger Sensationelle gelten zu lassen, den Alltag neben der Glorie und den Schein neben dem Sein. Rom bietet alles und jedes im Überfluss, und die Römer haben es verinnerlicht, damit ebenso gelassen wie mit Bedacht umzugehen. Ilse Hehn selektiert nicht vordergründig aus der Masse – sie bewahrt sich den Blick aufs Ganze, denn nur alles zusammen ist das »ewige« Rom, wie wir es konservieren und zugleich zerstören. So mutet es weniger programmatisch an, wenn die Autorin an die Kolossalstatue Kaiser Konstantins erinnert (auf das vierte Jahrhundert datiert) und eine Buchseite weiter den Genius Loci nicht übersieht, wie er sich mit einem eher kümmerlichen Pegasus-Fresko auf einer tristen Hausfassade am Tiber ins Blickfeld drängt – »mit poetischer Hand zwischen zwei Fenster gepinselt« (S. 33).

»Visionen sind immer gut« (S. 34), vermerkt Hehn an anderer Stelle. Sie helfen dort weiter, wo Verstand und Wissen versagen, wenn die Antworten auf unsere Fragen ausbleiben und uns aufs schlichtweg Irdische zurückverweisen. Sind es nicht selbst die kleinsten Fragen zur humanen Befindlichkeit auf Erden, die uns, nach der Vertreibung aus dem Paradies, überfordern? »Aber was die Schönheit ist, das weiß ich nit« (S. 126), zitiert Hehn (Schriftstellerin, bildende Künstlerin und Kunstdozentin) den großen Albrecht Dürer ohne jede Anmaßung, ihn ergänzen zu wollen. Ohne Verklärung auch oder als Nachgriff auf Imperiales mit Scheiterhaufen.

Ilse Hehn unterliegt beim Besuch einer Vielzahl römischer Kirchen keiner wie immer gearteten Glaubensfrage. Rom ist durch und durch katholisch, und die Römer selbst haben sich dazu ihren eigenen Standpunkt zurechtgelegt. Die Autorin frömmelt nicht vor den zahllosen Altären in den Kathedralen der großen Baumeister. Für den Petersplatz genügen ihr vier kurze Zeilen. Das dazu gestellte Bild zeigt Bellinis Kolonnaden: »Es regiert der Stein.« (S. 38) Für Michelangelos Wunderwerk in der Sixtinischen Kapelle genügen ihr acht Zeilen. Unter den zahllosen Besuchern »keiner, der lächelt« (S. 42).

Mitteilungsfreudiger zeigt sich die Autorin zur Kirche San Pietro in Vincoli (Sankt Peter in den Ketten), in der – wie überliefert – die eisernen Fesseln zu sehen sind, die Petrus im Kerker angelegt

wurden. Es ist aber Michelangelos kolossaler Moses, der, neben dem Grabmal für Papst Julius den Zweiten, übermächtig ins Bild drängt. Gewaltig, unnahbar, den strengen Blick über den Raum hinaus gerichtet in unerreichbare Weiten, so als wäre er selbst seinem Schöpfer Michelangelo entglitten. »Sprich doch!« (S. 62) soll dieser ihn forsch angefahren und ihm dabei den Meißel aufs Knie geschlagen haben – wo die Kerbe heute noch zu sehen sein soll. Oder auch nicht. Denn so verhält es sich auch mit den Hörnern, mit denen Moses traditionell dargestellt wird – auf eine falsche Lesart der Bibel hin. Das erschüttert allerdings weder die Legende noch das Gottvertrauen – und der römische Moses schweigt weiter. Leichter macht es dem Betrachter der kleine säulentragende Elefant vor der Kirche Santa Maria sopra Minerva, dem es aufgetragen ist, sich zwischen Götter und Kreuz hindurch zu denken: »Es bedarf eines starken Verstandes«, heißt es, »um die gesunde Wahrheit zu ertragen.« (S. 82)

Es sind durchaus nicht allein diese kleinen anekdotischen Einschübe, die Ilse Hehn – mit dem Blick auf die bessere Lesbarkeit ihres sonst sehr kompakten Buches – einzusetzen versteht. Mit Bedacht nimmt sie ihrer prätentiösen Darstellung etwas von der Strenge vorweg, die jeder Gelehrsamkeit anhaftet, wenn sich diese in den Vordergrund drängt. »Il pulcino« – den »Floh« (S. 82) – nennen die Römer Berninis Marmorelefanten, der seinen Platz ausgerechnet im Schatten des Pantheons gefunden hat, wo, wenn auch schon halb im Erdreich versunken, die Größe und Würde des Menschen personifiziert sein will – oder doch das, was zeitweilig dafür betrachtet wird. Die Autorin wird nicht kniefällig in dieser von Legenden und Zeugnissen imperialer wie geistlicher Macht übersäten »ewigen Stadt« am Tiber. Sie staunt, aber erschaudert nicht, sie erlebt Jahrtausende europäischer Kultur mit allen Sinnen und übersieht nicht das Krebsgeschwür der Stadt, spricht von einem historischen Blätterteig und ordnet sich vor Ort die großen Kunstdenkmäler der Antike und Renaissance zu, legt Schicht für Schicht die Kontinuität der Vergänglichkeit bloß und bleibt immer unterwegs zu sich selbst, wach und zunehmend nachdenklich.

»Der Tag versinkt in Ödschaften / unsere handkolorierten Träume / steigen planvoll ins Bild […].« (S. 136) Es sind die Gedanken – in der Metro unterwegs ins Vorstadtquartier –, die sich im Vers gespeichert wiederfinden, um noch einmal poetisch das zusammenzufassen, was sich hinzufügen lässt. Nebenbei und zugleich bleibend.

64 Farbfotos, die meisten ganzseitig den entsprechenden Textstellen gegenübergestellt, ergänzen diese hintergründig und positioniert. Farbaufnahmen von weltbekannten Kunstwerken, historischen Schauplätzen und Monumenten mit Ewigkeitsanspruch wechseln ab mit Brunnen und Kolonnaden oder auch nur mit rotkarierten Tischdecken in der Trattoria nebenan, wo das richtige Leben so vor sich geht – oder auch nur vergeht. Zwischendurch auch Ilse Hehn selbst als befreiende Verfremdung inmitten überquellender Klassik und historischer Überlastung. Auf dem Buchumschlag und dann noch einmal im Inneren des Buches auf Seite 93 die »Bocca della Verità« – der Mund der Wahrheit. Die kreisrunde Marmorscheibe mit dem geöffneten Mund des Tritons gilt im traditionellen Rom als eine Art Lügendetektor, was heute noch mit einem halben Schauder hingenommen und erprobt wird – zumal die Proben jeden Besucher unbelastet entlassen.

Wie schon in ihrer zweibändigen Dokumentation *Heimat zum Anfassen oder: Das Gedächtnis der Dinge* (2013) ist es nicht zuletzt das weniger auffallen-

de Detail, das von Ilse Hehn auch in Rom herausgestellt wird: eine weniger bekannte Brunnenfigur, die Willkür einer Straßenführung, der Schweißrücken eines abgekämpften Athleten, ein Sonnenfleck auf der Wandgliederung des Pantheons, die Kniepartie des Auferstandenen in der Kirche Santa Maria sopra Minerva oder auch nur ein Prunkfenster zwischen schief in den Angeln hängenden Fensterläden. Es ist, in all der großen Fülle Roms, diese Harmonie der überraschenden Unregelmäßigkeiten, »die niemals ins Düstere, Erschreckende oder Romantische und erst recht nicht in etwas süßlich Gekünsteltes, etwas wehmütig Sinnliches abgleitet, sondern sich ihren herben Klang einer echten Vornehmheit bewahrt« (S. 128). Ilse Hehns römische Fotos sind investigative Darstellungen zum Leben und Überleben in einer Stadt, die wie kaum eine zweite in Europa über sich selbst hinaus unser Gedächtnis herausfordert – und auch das Gewissen. *Franz Heinz*

Die kakanische Mutter(erzählung) Südslawiens

Miljenko Jergović: Die unerhörte Geschichte meiner Familie. Frankfurt am Main: Schöffling & Co. 2017. 1144 S.

»Ich bin gewissermassen ein Urenkel der österreichisch-ungarischen Monarchie«, pflegt der heute in Zagreb lebende postjugoslawische Schriftsteller Miljenko Jergović von sich selbst zu sagen (vgl. zum Beispiel Interview mit *Vijesti*, 30.8.2014). Diese Aussage rekurriert auf eine historische Faktenlage. Als Zeuge dafür kann des Schriftstellers Urgroßvater Karlo Stubler aufgerufen werden, welcher, seines Zeichens habsburgischer Banatschwabe und hoher Eisenbahnbeamter, der imperialen Politik Österreich-Ungarns folgend nach mehreren transmonarchischen Versetzungen mit seiner Familie in Sarajevo lebte. Oder Karlos Schwiegersohn Franjo Reic, des Schriftstellers Großvater, dessen Heimat als Koordinator der Eisenbahn-Fahrpläne Bosnien-Herzegowinas »zeitlebens das gesamte Territorium Österreich-Ungarns war« (S. 356). Denn – und deshalb enthält die Urenkel-Aussage auch ein (potentiell nostalgisches) gesellschaftlich-identitätsbezogenes Programm – Großvater Reic war angehalten, seinen bosnisch-herzegowinischen Fahrplan aus streckentechnischen Gründen auch noch nach dem Untergang der Donaumonarchie mit allen ihr ehemals ein- oder angegliederten Zonen abzustimmen, um auf diesem gesamten Streckennetz Unfälle zu verhindern. Jenseits von staatlichen, nationalen oder ethnischen Grenzen fasste Großvater Reic Heimat deshalb als »Heimat seiner menschlichen Verantwortlichkeit« (S. 356) auf.

Die Aussage der kakanischen Familienabstammung trägt bei Jergović indes nicht nur dem weiten geografischen (und kulturellen) Horizont seiner Vorfahren Rechnung. Sie initiiert auch eine spezifische Poetik oder Erzählreflexion, die sich in seinem Buch *Die unerhörte Geschichte meiner Familie* [*Rod*, 2013], in welchem Karlo Stubler und Franjo Reic zwei unter vielen weiteren Figuren darstellen, auf besonders fruchtbare Art und Weise entfaltet.

Nachdem Miljenko Jergović schon einige Bücher zur Geschichte des jugo- bzw. südslawischen Raums vorgelegt und diese im Lichte vieler, oft familienbezogener Erzählungen intensiv ausgeleuchtet hat – zuletzt 2010 im Roman *Vater* [*Otac*] –, mag man sich fragen, ob es dieses Buch mit seinen über 1000 Seiten (1001 im Original, 1137 in der deutschen Übersetzung) noch gebraucht hätte. Diese Frage verfliegt bei der Lektüre sehr schnell. *Die unerhörte Geschichte meiner Familie* handelt nicht nur vornehmlich von der Mutter des Schriftstellers, der Tochter von Franjo Reic, und von ihrer

Familie, es ist gleichsam auch das (bereits als sein Opus Magnum angepriesene) Mutterbuch all seiner Bücher sowie eine Art von Mutter- oder Urerzählung zur Geschichte der letzten 150 Jahre Südosteuropas (beziehungsweise Europas, sofern sich dieses in gewisser Hinsicht auch als posthabsburgische Gemeinschaft betrachten lässt).

Der Titel der Originalausgabe, *Rod*, ist in seiner Kürze und Prägnanz überaus vieldeutig und durchaus programmatisch. *Rod* bedeutet einerseits Familie, Sippe, Verwandtschaft, andererseits auch Heimat, Nation. Es bedeutet sowohl Kategorie, Art, Typ als auch Ernte, Früchte. Und nicht zuletzt wird damit die Gattung, zum Beispiel die literarische, bezeichnet. All diese Bedeutungsebenen erweisen sich als konstitutiv für Jergovićs Buch: die Familiengeschichte als Heimat- oder Nationalgeschichte und umgekehrt die Fruchtbarkeit dieser Perspektive sowie die Typenhaftigkeit, die sich darin – in einem gewichtigen Understatement – versteckt und die das scheinbare Chaos, das jede Familie bedeutet, spielerisch bis unheilvoll verbirgt. Auch der Hinweis auf die literarischen Gattungen, die *rodovi*, ist elementar für Jergovićs *Unerhörte Geschichte*. Die außerordentliche Stil- und Gattungsvielfalt, die der Roman aufweist (das Inhaltsverzeichnis nennt explizit u. a. Vortrag, Roman, Quartette, Reportage, Inventar, Fiction), konstituiert keine Stilübung à la Raymond Queneau. Vielmehr ist es eine grundlegende Aussage zum Modus des Erzählens, wie ihn dieser Vielvölker-Raum hervorbringt, oder mehr noch, wie er ihn – würde man diesen genialen Erzähler *erhören* – verlangen würde: Es ist der Modus der Dispersion, der Variation und der Pluralisierung. Denn gerade diese narrative Reflexion verbindet sich wiederum mit einer gesellschaftlich-identitätsbezogenen: Wir sind, was wir und wie wir es erzählen. Und so gesehen, sind wir unendlich viele Wir. Das ist eine Vision, die sich auch das heutige Europa mit seinen pluralen Grenzen, transnational-regionalen Verflechtungen und fortdauernden Migrationsbewegungen zu Herzen nehmen könnte – gerade bei den gegenwärtig allerorten beharrlich erstarkenden Renationalisierungs- und Monologisierungstendenzen.

Die (eigene) Familie dient Jergović als faktualer und reflexiver Ausgangs- und Fluchtpunkt, indes stets von der Prämisse ihrer prinzipiellen Fiktionalität und narrativen Modularität ausgehend: »Der familiäre Zusammenhalt, das, was uns als Familie konstituierte, gründete wie jede kulturelle, verwandtschaftliche oder häusliche Gemeinschaft auf einer Illusion.« (S. 611) Und diese Illusion gerät jenseits jeglicher Romantisierung ins Getriebe der Narration: »Stolz auf die eigene Familie ist nicht gut, denn von da ist es nur ein Schritt und man ist stolz auf sein Volk – eine schwere, verachtungswürdige und meistens unheilbare Krankheit.« (S. 378) Dennoch oder gerade weil die Familie in all ihren Widersprüchlichkeiten und Unzulänglichkeiten beleuchtet wird, ist der Roman voll emphatischen und respektvollen Interesses an den Figuren, an ihren Fähigkeiten ebenso wie an ihren Schrulligkeiten, die, wie etwa das expansive Bienenzucht-Hobby des wortkargen Franjo Reic, jeweils ebenso viele Buchseiten erhalten wie sie subjektive Wichtigkeit in den jeweiligen Leben besaßen.

»Mein Zuhause gehört der Vergangenheit an, und die Gegenwart ist überwiegend fernes Ausland, egal wo ich mich aufhalte.« (S. 430) Das Interesse Miljenko Jergovićs an der Vergangenheit und der Geschichte, das bei ihm im Sinne des *return of the narrative* eine wenn nicht formale, so zumindest semiotische Gegenposition zu postmodernen Literaturformen andeutet, ist kaum einer Gegenwarts- oder Zukunftsverdrossen-

heit geschuldet. Auch nicht der Sehnsucht nach einer kindlich ungetrübten Welt oder einer verlorenen Heimat. Vielmehr ist es Ausdruck einer durchaus auf die Gegenwart gerichteten gesellschaftskritischen Haltung, wie sie Jergovićs gesamtes Werk prägt und wie er sie in seinem dokumentarischen Roadmovie *Lange Reise durch die Geschichte* [*Dugo putovanje kroz istoriju, historiju i povijest*] von 2010 besonders prägnant artikulierte: »Über die Vergangenheit soll man nicht schweigen, sondern reden, sonst kehrt die Scheiße immer wieder zurück.« Jedoch nicht dass, sondern wie man über sie reden soll, ist hier die entscheidende Frage.

In dieser Hinsicht ist *Die unerhörte Geschichte meiner Familie* Diskursanalyse, Denkmal und Potential zugleich. Statt die Verbrechen und Ungerechtigkeiten zu zählen oder die Leiden der Opfer auszumessen und abzuwägen, untersucht Miljenko Jergović in einem unerhörten erzählerischen Furor und einer fluiden, heterogenen und dennoch gekonnt zusammengehaltenen Multiperspektivik nicht nur all die Weisen, in welchen die Geschichte die Menschen prägt, sondern auch jene, in welchen die Menschen selbst die Geschichte prägen, indem sie sie erzählen, also in Geschichte(n) umwandeln. Und in ihren Erzählungen, die mit einem deutlich zelebrierten literarischen Spieltrieb immer von Neuem Fiktives mit Faktischem vermischen und extra- und intradiegetische Grenzen aufweichen, konstituieren sich die Figuren jeweils in relativer Abhängigkeit zum stets kontingenten (narrativen) Setting; gewissermaßen, wie Niklas Luhmann sagen würde, als Gegenstände im »Horizont möglicher Abwandlungen«. Auf die Identitätsproblematik übertragen klingt das bei Jergović so: »Der Grund also, jedes meiner Wir auf ein Ich zu reduzieren, in der langen Zeit des Hasses die Ausnahme sein zu wollen […], liegt in meiner Identität, die untrennbar auch das enthält, was ich nicht bin.« (S. 17f.) Jergović zelebriert hier keinen Multikulturalismus, wie er häufig in positiven Stereotypisierungen Bosniens prominent figuriert (die er abtut als »Mär vom friedlichen Zusammenleben in Bosnien«, S. 424). Viel eher betont er das unhintergehbare Enthaltensein des Anderen im Eigenen, der Alterität/en in der/den Identität/en. Und das ist eines der inhaltlich und gleichzeitig formal-narrativ leitmotivischen Verfahren, welches dieses Buch vorführt – einer seiner beeindruckendsten Kniffe.

Weit davon entfernt indes, einer narrativen Zirkusvorstellung zu ähneln, entspringt Jergovićs Erzählen gleichzeitig einer tragischen Grundkonstellation. Die Geschichten handeln nicht nur von heterogenen Nachbarschaften, transkulturellen Verliebtheiten und Plurilingualitäten, sondern auch von absurden und (oft dummen) Zufällen geschuldeten Momenten der Wahl von (politischen) Konfliktseiten in dieser an Konflikten nicht armen Historie. Einem solchen dummen Zufall fiel ein Onkel Jergovićs im Zweiten Weltkrieg zum Opfer, als man ihn aufgrund der Annahme höherer Überlebenschancen – fälschlicherweise – zu den Deutschen, also zu den Nazis, statt zu den Partisanen schickte. Sein Tod wird zu einem folgenschweren familiären Trauma. Die Mutter des Onkels, Jergovićs Großmutter, leidet ihr Leben lang an Schuldgefühlen, welche sie insbesondere auf ihr anderes Kind, auf Jergovićs Mutter, überträgt, indem sie es mit Liebesentzug straft. Diesen gibt Jergovićs Mutter an ihr eigenes Kind, an Miljenko, weiter, und die Erfahrung der nichtexistenten Mutterliebe ist eine der dunklen, aber grundlegenden Triebfedern dieses Mutterbuches. »Ich habe sie nicht geliebt. […] Sie nicht lieben ist fürchterlich und allumfassend, wie ein Magnet, der alles anzieht und ringsum Ödnis und Chaos schafft.« (S. 281)

Doch so wie die Mutter, die an Krebs leidend im Sterben liegt, ihrem Sohn, dem Schriftsteller, Scheherazade gleich und dem Tod entgegen Geschichten um Geschichten erzählt – jene Familiengeschichten, die in diesem Buch in unterschiedlichen Gattungen niedergelegt sind –, so postuliert auch der Erzähler: »Glücklich ist, wer vergisst, oder wer die Erinnerung in einen Text gießt, in eine literarische Fiktion …« (S. 226) Wobei nicht nur die Seitenzahl dieses Mutter-Romans deutlich macht, welche Variante für Miljenko Jergović wie auch für seine Leserinnen und Leser die fruchtbarere ist. *Anna Hodel*

Migration, Erinnerung, Gender und Identität

Natalka Sniadanko: Frau Müller hat nicht die Absicht, mehr zu bezahlen. Roman. Aus dem Ukrainischen von Lydia Nagel. Innsbruck: Haymon Verlag 2016. 346 S.

Chrystyna, eine ca. vierzigjährige ukrainische Arbeitsmigrantin aus Lemberg (ukr. L'viv, poln. Lwów, russ. Lvov) und ehemalige Musiklehrerin, steht im Mittelpunkt des Romans, der sich aus einem Cluster von kleinen Erzählungen, teilweise auch bloßen Anekdoten über UkrainerInnnen als marginalisierte Individuen und Gruppen in Deutschland (finanziell und rechtlich), aber auch in der Ukraine (gesellschaftlich und in Gender-Hinsicht) zusammensetzt. Durch diese Geschichten zieht sich wie ein roter Faden die Frage nach individueller und kollektiver Identität in sich wandelnden politischen und gesellschaftlichen Konstellationen. Dabei werden aktuelle Themen aufgegriffen wie die Situation von OsteuropäerInnen resp. UkrainerInnen in der EU und ihre latente Ausbeutung, zurückgelassene Familien, rechtliche Grauzonen und bürokratische Willkür, außerdem werden Gender-Fragen und homosexuelle Partnerschaften und nicht zuletzt auch das kollektive Erinnern an traumatisierende historische Geschehnisse in der Ukraine des 20. Jahrhunderts wie den Stalinismus zur Sprache gebracht.

Die Autorin Natalka Sniadanko, geboren 1973 in Lemberg, ist seit Mitte der 1990er-Jahre als Schriftstellerin, Übersetzerin und Journalistin tätig. Ihr Debütroman *Sammlung der Leidenschaften* von 2001 erschien 2007 auf Deutsch, sie übersetzte unter anderem Elfriede Jelinek, Günter Grass, Herta Müller und Judith Hermann sowie Czesław Miłosz und Zbigniew Herbert ins Ukrainische.

Die Protagonistin des Romans *Frau Müller hat nicht die Absicht, mehr zu bezahlen*, Chrystyna, nimmt sich mit ihrer Freundin Solomija vor, ihr Glück im Schengenraum als Haushaltshilfe zu versuchen, nachdem ihre Lemberger Musikschule in Folge von Immobilienspekulationen schließen musste. Während Chrystyna relativ schnell ein Schengen-Visum erhält, bleibt ihre Freundin Solomija erst einmal in diversen bürokratischen Netzen hängen und kann erst später nachkommen. Inzwischen ist Chrystyna durch einen Glück-im-Unglück-Zufall in Berlin bei der Anwältin Eva untergekommen, die sich für osteuropäische Migrantinnen engagiert und lesbisch ist, was den sexuellen Präferenzen Chrystynas entgegenkommt.

Die Romanhandlung spielt an einem einzigen Tag und beginnt mit einem fulminanten Auftakt, in dem Chrystyna aus der morgendlichen Zeitungslektüre vom Selbstmord ihrer Freundin Solomija erfährt, die zudem eine alte Frau, die sie pflegte, vergiftet haben soll. Am Romanende findet dieser fulminante Auftakt leider eine ziemlich einfallslose Auflösung; ähnlich läppisch wird der eigentlich vielsprechende Romantitel anekdotenhaft und wie nebenbei erwähnt, und weder Frau Müller noch die Bezahlung spielt im Weiteren eine Rolle.

Die erzählte Zeit des Romans umfasst freilich mehr als nur einen Tag und berichtet in Rückblenden von Chrystynas und Solomijas Leben in der Endzeit der Sowjetunion, über die hoffnungsvollen und zugleich chaotischen 1990er- und beginnenden 2000er-Jahre, zudem werden Chrystynas bedrückende Kindheits- und Jugenderinnerungen an ihr Musikerelternhaus, an den labilen Vater und die fürsorgliche Mutter wachgerufen, die von der Schwiegermutter übel tyrannisiert wurde, was die Eltern letztlich entzweite. Außerdem werden die Rückblenden immer wieder mit psychologisierenden Einschüben über ihre Eltern und ihre Kindheit, über Liebe und Sex, mangelndes Selbstbewusstsein und Entscheidungsfreude sowie die Fähigkeit das Leben frei und selbstbestimmt zu gestalten verknüpft. »[…] aber letztendlich war alles nur eine Rationalisierung einer tiefliegenden Angst vor sich selbst, vor der Unerreichbarkeit einer Wahl, der Unberechenbarkeit individueller Freiheit. […] Einer Angst von Menschen, denen die Sicherheit fehlte, sich selbst zu vertrauen. Einer Angst, als Erster zu sagen, dass der Kaiser nackt ist. Einer Angst, die, wie alle mächtigen Ängste, aus der Kindheit stammte.« (S. 121) Hier klingt ein Aspekt an, der sich in verschiedenen Personen- und Handlungskonstellationen durch den ganzen Roman zieht und um die Frage kreist, warum die Protagonistinnen so handeln, denken, fühlen, wie sie handeln, denken, fühlen und wie dies mit ihrer Vergangenheit und der heutigen Erinnerung daran verknüpft ist. Dieses Erinnern als psychologisierender, innerer Monolog setzt sich auf der Gegenwartszeitschiene fort. Hier werden aktuelle Erlebnisse berichtet wie zum Beispiel Chrystynas und Evas Reisen als Liebespaar nach Venedig und Krakau; oder Solomijas Beziehung zu Stefan, einem emigrierten Ukrainer, der Solomija anheuert, um seine gebrechliche Mutter Hanna zu pflegen, die er aus einer westukrainischen Kleinstadt nach Berlin holte. Stefan macht Solomija schließlich ein (Vernunft-) Eheangebot, dem sie nicht abgeneigt ist.

Die alte Hanna findet in Solomija eine aufmerksame Zuhörerin ihrer Lebensgeschichte, die diese auf Wunsch des Sohnes aufzeichnet. Diese Binnenerzählung von Stefans Mutter ist der Höhepunkt des Romans, der inhaltlich überzeugend und sprachlich gelungen ist. »Wenn man alt ist, da hat man's ja ganz gut. Als alter Mensch hat man ja nichts weiter zu tun wie sich zu erinnern, wie das früher mal alles so war.« (S. 191) Dabei wird Erinnern individueller und kollektiver, auch traumatischer Ereignisse ukrainischer Geschichte des 20. Jahrhunderts zur Sprache gebracht in einem von Dialektelementen durchsetzten Redestrom, den die Übersetzerin Lydia Nagel hervorragend ins Deutsche umleitet. Im Erinnerungsstrom tauchen die blutigen polnisch-ukrainischen Auseinandersetzungen in der Westukraine ebenso auf wie der Terror der Bandera-Partisanen, die brutalen Zwangsumsiedlungen unter den Sowjets, und die Säuberung und Repressionen gegen die Landbevölkerung nach der Eingliederung der Westukraine in die UdSSR oder das harte Leben in der Kolchose, der Ehemann und Säufer, der Sohn Stefan und die Enkel. Die Fähigkeit sich zu erinnern ebenso wie zu vergessen ermöglicht die Identitätsbildung des Einzelnen und lässt eine sinnvolle Lebensgeschichte entstehen. Eine solche schließt auch ein Reiferwerden ein, das Selbstsicherheit und die Fähigkeit des Erinnerns traumatisierender Erfahrungen und deren anschließendes Vergessen beinhaltet. Im Roman fasst das die Protagonistin so zusammen: »›Also, ich glaube‹, fing Chrystyna an, […] ›dass es verschiedene Arten von Erwachsensein gibt. Ein physisches, wenn man halt ausgewachsen ist. Ein intellektuelles, wenn

man begreift, dass man die Verantwortung für sein Leben und das Leben anderer übernehmen muss. Und ein emotionales, wenn man lernt, die eigenen Erlebnisse aus der Perspektive der gelebten Zeit und der gewonnenen Erfahrungen zu betrachten.‹« (S. 140)

Chrystyna beobachtet während ihrer Tätigkeit als Haushaltshilfe bei verschiedenen, meist älteren Menschen das spannende Phänomen eines eingebildeten, trügerischen Erinnerns, des false-memory: wenn Menschen eigene Erlebnisse im Rückblick mit aktuellen sozialen Normen und traditionellen weltanschaulichen Werten verknüpfen und auf diese Art ein eigenes Erinnern rekonstruieren, das ihre Identität stützen soll. Um die Lebensgeschichte plausibel erzählen zu können, werden in die eigenen und die Familienerinnerungen oft Fragmente aus Literatur und Film und kanonisiertes Wissen aus der Schule oder der öffentlichen Meinung als narrative Elemente eingebaut, so wie es jener noch junge Autor machte, von dem Chrystyna berichtet, der »die authentische Lebensgeschichte seines Großvaters, eines chassidischen Juden, beschrieben hat, der aus einem belarussischen Dorf bei Lwiw stammte, den Krieg als Partisan in Litauen, in der Nähe von Riga, verbracht hatte, bis er in der russischen Armee durch halb Europa marschiert war und sich letztendlich im amerikanischen Sektor Londons niedergelassen hatte.« (S. 136) Die Offenlegung oder Dekonstruktion des false-memory im inneren Monolog der Protagonistin klingt hier wie auch in einigen anderen Passagen so überkonstruiert, dass es die sonst oft klugen Einsichten der Erzählerin konterkariert bzw. den Selbstfindungsprozess der Protagonistin nicht recht nachvollziehbar macht. Dazu lassen sich auch Sätze wie folgender rechnen: »Jetzt spielte die Modalität eines Gefühls keine besondere Rolle mehr, sondern war nur noch ein notwendiges Attribut dieses Gefühls.« (S. 115) Dies ist beim Lesen zuweilen anstrengend – man könnte solche Sätze freilich auch so lesen, dass hier die Schwierigkeiten des Heimfindens, des Heimisch-Werdens in fremden Lebenswelten in der Epoche globaler Migration auf der Textebene nachvollzogen werden. Dabei geht es für Osteuropa und im speziellen für die Ukraine auch um jene Transformation der postsozialistischen und anderer so genannter Post-Konstellationen, die für die Menschen in vielerlei Hinsicht eine Transitsituation bedeuten: Sie sind – wie es die Protagonistin Chrystyna im obigen Zitat zu den unterschiedlichen Arten des Erwachsenwerdens zutreffend formuliert – unterwegs, nämlich physisch als Migranten in fremden soziokulturellen Konstellationen, intellektuell streben sie heraus aus dem osteuropäischen Post-ismen-Raum und emotional hinein in eine selbstbestimmte – auch in Gender- und sexueller Hinsicht – europäische Identität.

Alexander Kratochvil

Kosmos des Geistes

Friedemann Spicker (Hg.) unter Mitarbeit von Angelika Spicker-Wendt: Beziehungsweisen. Elazar Benyoëtz. Ein Porträt aus Briefen. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2019. 381 S.

Am 10. Januar 2013 schreibt Elazar Benyoëtz an die Lektorin Riccarda Tourou: »[…] unleugbar spielten die Briefe in meinem Leben und Werk eine entscheidende Rolle« (S. 20). Genau das betont auch Friedemann Spicker, ein langjähriger Freund und Förderer des Dichters und Verfasser des Standardwerks *Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert*, in seiner Einleitung zu diesem umfangreichen Band, der signifikante Auszüge aus einem Korpus von fast 700 Briefen von dem und an den wohl bedeutendsten deutschsprachigen Aphoristiker der Gegenwart versammelt. Die Briefe stammen aus den

Jahren 1966 bis 2016. Unter den auf nicht weniger als vierzehn Seiten vorgestellten Briefpartnern sind bedeutende Gelehrte wie Alexander von Bormann, Hans Otto Horch, Stefan Kaszyński, Jürgen Manthey, Friedrich Pfäfflin, Ulrich Sonnemann, Jürgen Stenzel, Harald Weinrich oder Conrad Wiedemann, aber auch Dichterkolleg(inn)en wie Erika Burkart, Walter Helmut Fritz, Albrecht Goes, Ingeborg Kaiser, Michael Krüger, Manfred Sturmann oder Silja Walter. Runden sich die in diesem Buch zusammengestellten, in ganz unterschiedlichen Kontexten stehenden Texte zum angestrebten »Porträt aus Briefen«?

Der 1937 als Paul Koppel in Wiener Neustadt geborene und Ende 1939 mit seinen Eltern nach Palästina gelangte Dichter, der mit dem literarischen Schreiben in seiner »Muttersprache Hebräisch« angefangen hat und seit 1969 meistens in seiner »Vatersprache Deutsch« publiziert, gilt als einer der großen jüdischen Philosophen, Theologen und Literaten unserer Zeit. »Wäre ich nicht Dichter, ich wäre längst untergegangen«, schreibt er am 15. Februar 2007 an den Herausgeber. »Vom Überleben abgesehen, verdanke ich alles in meinem Leben der Poesie.« (S. 136) Die Hauptthemen seines umfangreichen dichterischen Werks, das im Anhang bibliografisch erfasst ist, sind Sprache, Vergänglichkeit, Erinnerung und Glauben – nach der Shoah. Spicker verweist auf Benyoëtz' »Konzept der Verbindung hebräischer Weisheitslehre und deutscher Aphoristik« (S. 8) und stellt heraus, dass die Briefe »integraler Bestandteil seiner Vorstellung der Gattung ›Buch‹ als einer Komposition von Mischtexten aus Aphorismus, Tagebuch und Gedicht, aus Zitaten und eben Briefauszügen« sind (S. 11). Benyoëtz hat einen emphatischen, absoluten, manchmal wie aus der Zeit gefallen erscheinenden Begriff von Dichtung. Das Wichtigste an seinen Texten ist der Denkraum, den sie oft mit nur wenigen Worten öffnen. Das gilt auch für seine Briefe.

Was es bedeutet, nach dem brutalen Einschnitt des Holocaust im 20. und 21. Jahrhundert Jude zu sein, kann man aus den Briefen von Elazar Benyoëtz vielleicht noch intensiver erfahren als aus seinen Aphorismenbänden. Vor allem verdeutlicht dieses Buch, dass der Dichter auch ein äußerst kenntnisreicher Philologe und Literaturhistoriker ist, der die deutschsprachige Literatur nicht nur seiner Zeit mit jüdischen Augen betrachtet. »Ich bin Jude und will als Jude wahrgenommen werden«, schreibt er am 20. Oktober 2002 an die Theologin Johanna Erzberger, »aber ich schreibe darum doch nicht *als* Jude und nicht nur für Christen, obwohl ich für sie möglicherweise erst als *Jude* interessant bin« (S. 131). Welchen Gewinn seine ungewohnte, bisweilen vielleicht sogar fremd anmutende Sicht auf die deutschsprachige Geisteswelt darstellt, wird vor allem dort deutlich, wo es – nachdem man zunächst einige seiner Briefe über den Brief als »gerichtetes Wort« gelesen hat (Teil I) – um das »Netz der Beziehungen« geht (Teile II–V). Das Bild von Annette Kolb, deren Israel-Reise Benyoëtz mitorganisiert und begleitet hat, gewinnt an Prägnanz. Seine Einschätzungen so unterschiedlicher Literaten und Gelehrter wie Ludwig Strauß, Max Rychner, Werner Kraft, Marcel Reich-Ranicki, H. G. Adler, Peter Handke oder Ludwig Hohl sind allemal nachdenkenswert, wie vertrackt-dialektisch sie manchmal auch daherkommen. Über den Schweizer Schriftsteller und Theologen Kurt Marti äußert sich Benyoëtz in einem Brief an Hans-Jürg Stefan vom 14. Dezember 2015 folgendermaßen: »Du weißt, dass ich ihn schätze und nun auch liebe, ich bin ziemlich blind für ihn, aber ich bin nicht blind gegen seine Schwächen, auch in den ›Notizen‹ gibt es Entbehr-

liches, das ›man‹ nicht gern entbehrte, weil dies sein Charme ist: sich möglichst viel vorzunehmen und nicht nachzulassen.« (S. 92) Beeindruckend ist die immer wieder auf neue Art und Weise lebendige Auseinandersetzung mit Georg Christoph Lichtenberg, Annette von Droste-Hülshoff, Conrad Ferdinand Meyer, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Elias Canetti und anderen Großen der deutschsprachigen Literatur. Immer wieder Edelsteine aus Sprache: »Gottfried Benn ist ein Stein des Anstoßes, kein Stolperstein der Poesie.« (S. 61) Immer wieder auch differenzierte und zugleich klare Urteile, zum Beispiel über den Germanisten und Schriftsteller Ernst Bertram: »Er hatte etwas zu sagen, immer auf einer Leiter stehend, hochgreifend, während seine Seele sümpfelte. Er war von Rang und hatte kein Niveau – wie so viele Nazigelehrte aus Kaiserzeiten.« (S. 72) Viele heute fast vergessene Künstlernamen tauchen auf – die Belesenheit des Autors scheint unendlich zu sein. Niemals steht die Person im Mittelpunkt, immer ist es das dichterische Kunstwerk, die dichterische Sprache – »eine zu genaue Kenntnis der Biographie ist immer eine schlimme Voraussetzung zur literarischen Würdigung« (S. 84). Welchem Kosmos des Geistes Elazar Benyoëtz verpflichtet ist und aus welchen Quellen er schöpft, gerät niemals aus den Augen – manchmal evoziert ein einziger Satz längst versunkene, von der Mordmaschinerie des 20. Jahrhunderts radikal ausgelöschte Geisteswelten: »Ich war keinem jüdischen Intellektuellen begegnet, dem Jean Paul nicht von Kindheit an vertraut und also geliebt war.« (S. 116)

Der zweite große Textblock (Teile VI–X) versammelt Briefe, die sich in engerem Sinne auf das poetische Werk und das Selbstverständnis des Dichters beziehen. »Der Leser muss aus meinen Büchern sein Bestes machen, mein Bestes machte ich schon«, heißt es in einem Brief an den Freiburger Romanisten Hans-Martin Gauger vom 24. Januar 2008 (S. 181). Im Briefwechsel mit Gauger erörtert Benyoëtz auch die Situation der deutschen Sprache nach dem Holocaust: »Nimmt man's aber genau, dann war es die deutsche Sprache, die den Krieg, nein – den Sieg für immer verloren hat. Ich weiß nicht, wie groß ihre Aussichten waren, Weltsprache zu werden, aber sie war eine ehrliche Kandidatin, und gerade die Juden, mit, durch, aus ihrem Jiddisch und sonstigen Sympathien hätten ihr dazu gern verholfen. Jetzt schreiben die Germanisten englisch und ›Deutsch als Fremdsprache‹ wird nur schüchtern großgeschrieben […] Man kann nicht den Menschen, das einzige Sprachorgan, vernichten und die Sprache heil für sich behalten. Was man an Menschen vernichtet, geht auch als Sprache verloren.« (S. 187f.) Elazar Benyoëtz' Briefe über sein Verständnis von Arbeit mit Sprache, über seine Präferenz für den Aphorismus – »Aphoristik greift an und weicht zurück, sie ist eine Gattung nicht unter anderen, sondern zwischen anderen, sie eignet sich von allem etwas an« (S. 205) – und über die wichtigsten eigenen Publikationen geben zahllose intellektuelle Anregungen und runden das Bild des in Deutschland noch immer wenig bekannten israelischen Dichters aufschlussreich ab. Ein kurzes, aber wichtiges Kapitel (Teil IX) gilt dem Stellenwert, den öffentliche Lesungen für Benyoëtz haben – »Meine Lesungen sind Werke für sich«, betont er gegenüber Friedemann Spicker (S. 305). »Die Lesungen sind mein wichtigstes Werk, sie wirken nach; noch wirken sie.« (S. 307)

In seinem luziden Nachwort rechtfertigt der Herausgeber auch den Titel, den er seinem wunderbar gelungenen »Porträt aus Briefen« gegeben hat – der Titel stehe für »Beziehungs-Weisen« mehrfacher Art, »zunächst für Benyoëtz' Beziehung zur Gattung Brief selbst, sodann

zur Literatur in Vergangenheit und Gegenwart sowie zu ästhetischen, poetologischen und (nicht zuletzt) religiösen Fragen, schließlich zu den Partner(inne)n wie auch zum eigenen Werk« (S. 336). *Beziehungsweisen* öffnet Zugänge zu einem geistigen Kosmos, den kennenzulernen ein Geschenk ist. *Klaus Hübner*

Vergegenkunft

Aleš Šteger: Logbuch der Gegenwart – Aufbrechen. Aus dem Slowenischen von Matthias Göritz. Mit einem Vorwort von Alberto Manguel. Innsbruck, Wien: Haymon Verlag 2019. 200 S.
Aleš Šteger: Über dem Himmel unter der Erde. Gedichte (Edition Lyrik Kabinett 43). Aus dem Slowenischen von Matthias Göritz. München: Carl Hanser Verlag 2019. 96 S.

Ohne Zweifel ist der 1973 in Ptuj (dt. Pettau) geborene und seit Langem in Ljubljana (dt. Laibach) lebende Aleš Šteger seit Jahren der weltweit bekannteste slowenische Schriftsteller. Seine Gedichte, Prosabände und Essays wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, und ihr Autor, der auch als Übersetzer aus dem Deutschen, Englischen und Spanischen tätig ist, wurde vielfach ausgezeichnet, in Deutschland zuletzt 2016 mit dem Horst-Bienek-Preis. Im Jahr 2016 erschien auch sein von Matthias Göritz ins Deutsche übertragener Prosaband *Taumeln*, und mit ihm stellte Šteger sein Projekt »Logbuch der Gegenwart« vor. Der zweite Band mit dem Titel *Aufbrechen* folgte 2019. Was ist das für ein Projekt? Und wieso »Logbuch«?

Der Fachterminus »Logbuch« bezeichnet seit dem 18. Jahrhundert eine Art Schiff-Tagebuch, in das wichtige nautische Beobachtungen und Vorkommnisse an Bord eingetragen werden. Das Wesentliche also. Aleš Šteger versucht, in präziser, bildkräftiger und unmittelbarer Sprache und mit aussagekräftigen Farbfotos das Wesentliche unserer Gegenwart zu erfassen. Wobei die Gegenwart unbedingt die Vergangenheit braucht, um sich zur Zukunft öffnen zu können. Šteger tut das nicht von Slowenien aus, sondern besucht sehr unterschiedliche Orte und Landschaften und hält mit Schreibblock und Kamera fest, was ihm besonders auffällt. Und versucht, sich der Wahrnehmung dessen, was ihm begegnet, mit allen Sinnen auszusetzen. An einem einzigen Tag. Matthias Göritz, der Übersetzer von Über dem Himmel unter der Erde, kommt in seinem Nachwort zu diesem bemerkenswerten Lyrikband – den er als ein »Buch der Verschlingung von Totem und Lebendigem« charakterisiert, das durch den Zauber der Poesie auch eines der Liebe ist (S. 87) – auch auf das »Logbuch«-Projekt zu sprechen: »Jedes Jahr sucht Šteger sich einen Ort aus, an dem er durchlässig wird, an dem er die Menschen beobachtet, wie sie die Risse ihres Lebens, die Risse dieses Ortes, seine Paradoxien aushalten.« (S. 86) Der »explizite Zweck« eines »Logbuchs« sei, wie Alberto Manguel im Vorwort zu *Aufbrechen* schreibt, »das Reiseerlebnis […] wie mit dem Auge einer Handkamera festzuhalten, die Ereignisse weder vorherzusagen noch nachträglich zu kommentieren […] Štegers Auge verwandelt chronologische Abfolge und akribische Kartografie in einen einzigartigen universellen Punkt, der immer allgegenwärtig ist.« (S. 6f.) Der aufmerksame und wache, welterfahrene und belesene Autor wage es, aus manchmal geradezu winzigen Beobachtungen, bruchstückhaft und subjektiv, »die Welt durch die Begegnung von Zufallsfragmenten aufzuzeichnen« – was nur funktionieren kann, wenn man mit der Aussagekraft des poetischen Sprechens absolut vertraut und sich daher auch ganz sicher ist, dass »ausschnitthafte Beobachtungen« für das Ganze unserer Gegenwart stehen können (S. 11). Brisante Themen, Schau-

plätze und Schicksale unserer Zeit durch die Augen des Dichters, verspricht der Verlag, und er hätte hinzufügen können: auch durch die Augen eines Fotografen. Löst das »Logbuch« dieses Versprechen ein? Und vor allem die hohen Erwartungen, die das Vorwort des weltbekannten Gelehrten, Schriftstellers und Direktors der argentinischen Nationalbibliothek aufbaut?

Über Slowenien erfährt man in diesem Buch nichts, über die slowenische Sprache nur wenig. Mit *Aufbrechen* reist man im März 2016 nach Kochi im indischen Bundesstaat Kerala, im Juli 2017 ins russische Solowki-Archipel im Weißen Meer, im Mai 2018 nach Shanghai und im April 2019 nach Bautzen in der Lausitz, das auf Sorbisch Budyš (sic!) heißt. Kochi kann den berühmten Kulturschock auslösen: »Kein Strom im Zimmer, aber draußen ist alles, was meine Sinne erreicht, pure Elektrizität.« (S. 16) Den stets fröhlichen Rikscha-Fahrern wird gesagt, sie mögen an einen Ort fahren, den sie besonders mögen – und schon geht's durch die halbe Stadt: »Das ist kein Fahren. Das ist ein nie endendes Wunder des Überlebens.« (S. 26) Der leicht benommene Ich-Erzähler staunt wie die meisten Europäer darüber, dass die Speisen anders schmecken, »wenn man das Essen mit den Fingern isst« (S. 35), oder dass fast alle Slumbewohner lächeln, obwohl sie permanent Hunger haben (S. 41). Vergleiche bleiben nicht aus: »Kontinuierliche Lebensfreude, in meiner Kultur ist so ein reines Vergnügen unvorstellbar ohne Alkohol.« (S. 52) Auch Kochi verändert sich rapide: »Ein ungewöhnliches Gefühl, die Welt in ihrem Verschwinden zu bezeugen. Vielleicht beginnt hier die Literatur.« (S. 41) Man versteht allmählich, was Aleš Šteger mit seinem Projekt vorschwebt, liest die Kochi-Aufzeichnungen mit Gewinn und meint am Ende besser zu verstehen, wie die Intensität des Lebens mit der Literatur zusammenhängen könnte. Bei den Impressionen aus Shanghai ist das anders, denn bald beschleicht den Leser das Gefühl, dass der Autor vom »Herz des chinesischen Kapitals« (S. 119) nicht allzu viel verstanden hat. Hier versagt das »Logbuch«-Prinzip. Dass China »in seiner Opferbereitschaft […] erschreckend und faszinierend zugleich« ist (S. 130), hätte Aleš Šteger auch in seiner Stammkneipe erfahren können. Man muss nicht um die halbe Welt fliegen, um festzustellen: »Dies ist das Zeitalter der gebeugten Köpfe, jeder im stillen Gebet vor dem Handy.« (S. 124) Oder: »Die Zukunft ist schon in China angekommen.« (S. 136) Das sind recht hilflose Gemeinplätze.

Am Solowki-Kapitel zeigt sich viel deutlicher, was ein »Logbuch« sein kann – eine literarische Konstellation nämlich, in der sich blitzartig die Vielfalt des Lebens enthüllt und erhellt. Fast am Polarkreis gelegen, von Birken und Fichten, Moosen und Flechten bedeckt, überlagern sich auf dem Solowki-Archipel der Kosmos der russischen Orthodoxie, die grausame Realität des Gulag, die Welt des sowjetischen Militärs und das Künstler- und Touristentreiben von heute. Allgegenwärtig sei »der Geruch des spießigen Anzugs, in dem sie Breschnew begraben haben« (S. 67). Man weiß, dass bis zu dreißig Prozent der Lagerinsassen den Winter nicht überlebten, dass Theater oder Kino die Folterungen und Erschießungen überdecken sollten, dass Maxim Gorki den Horror beschönigt hat. Überall Richtstätten, Gräberfelder und Kapellen. Um fünf Uhr dreißig beginnen die Messen: »Jeden Morgen, dreieinhalb Stunden Beten für Gott. Und am Abend das Ganze noch mal […] Gospodi, pomiluj […] Herr, erbarme dich.« (S. 75f.) Durch Aleš Štegers eindrucksvolle Notizen und Fotos wird an solchen Stellen Geschichte anschaulich: »Eines der reichsten Klöster und eines

der schlimmsten Gefängnisse, beides zur gleichen Zeit.« (S. 90)

Das Konzept des literarischen »Logbuchs« bewährt sich auch in Bautzen, an der »Grenze zwischen Deutschen und Slawen« (S. 161). Dort schieben sich, jedenfalls im Blick des Autors, das Gedenken an die im Zweiten Weltkrieg getöteten Sowjetsoldaten und die allgegenwärtigen Erinnerungen an die berüchtigten DDR-Gefängnisse über die heutigen Konflikte zwischen Rechtsextremen und Asylbewerbern. »Nicht nur die sozial Benachteiligten sind Nazis«, erzählt ein Bautzener Müllmann. »Die sind überall.« (S. 166) Dem »Logbuch«-Künstler fallen auch dort die vielen Gräber auf. »Der Schrecken von Bautzen ist gelb.« (S. 176) Er zitiert Peter Huchel, erinnert an Ex-Häftlinge wie den Schriftsteller Walter Kempowski oder den ZDF-Moderator Eduard Zimmermann, trifft sich mit der Dichterin Róža Domašcyna und geht der »Nähe meiner slowenischen Sprache« zum Sorbischen nach (S. 180). »Unsere Sprache ist doppelte Minderheit. Erstens, weil man vom Rest der Welt nicht verstanden wird. Und zweitens, weil die Sprache der Literatur auch in unserer Sprache eine Minderheitensprache ist. Weil Literatursprache immer Minderheitensprache ist.« (S. 182) Die Lausitzer Sorben, so erzählt ihm Róža Domašcyna, hatten nie einen Staat oder Grenzen. »Wir haben nie Krieg geführt. Wir waren mit unserer Sprache bewaffnete Untertanen.« (S. 189) Das sei, so der Autor, »sehr nahe an einer der Ideen, die die Slowenen von sich selbst haben« (S. 190). Und damit kommt dann doch noch ins Spiel, dass der Verfasser dieses auf weite Strecken überzeugenden »Logbuchs« ein großer Künstler aus dem kleinen Slowenien ist.

Klaus Hübner

Über Grenzen

Iris Wolff: Die Unschärfe der Welt. Roman. Stuttgart: Verlag Klett-Cotta 2020. 215 S.

Nur noch selten geht es in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ums Ganze: Wie kann man das Leben überhaupt aushalten, wie kann man es sinnvoll und gut führen in einer Welt, in der die Geschichte so lief, wie sie lief, und die Politik so ist, wie sie ist? Eine Literatur von existenzieller, oft verzweifelter Dringlichkeit – dazu fallen einem vielleicht einige Romane und Erzählungen aus der Spätphase der DDR ein, sogar über 1990 hinaus. Aber sonst? Kulturpessimistisch gesprochen: ein sprachlich oft deplorables, im besten Falle unterhaltsames Büchermeer voller Gestalten, die wie selbstverständlich in materiellem Luxus leben und ihre seelische Leere mit mehr oder weniger beliebigen Belanglosigkeiten zu überdecken suchen. Wo gibt es heute Romanfiguren, deren Schicksal mit der Geschichte ihrer Heimat und der Politik ihrer Zeit so fest verzurrt ist, dass sie deren Spielball und Ausdruck zugleich werden können? Und genau deshalb die Lesenden in Atem halten? Klar, es gibt sie, immer noch und immer wieder. Aber man muss sie suchen. Oder man liest gleich die Bücher von Iris Wolff. Der vierte Roman der 1977 im siebenbürgischen Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) geborenen, heute in Freiburg lebenden Autorin ist gerade erschienen und sofort für drei renommierte Literaturpreise vorgeschlagen worden: *Die Unschärfe der Welt*.

Der Klang der Sprache fasziniert von der ersten Seite an, der Rhythmus, die Musikalität dieser Prosa. Das ist der unnachahmliche Wolff-Sound, der schon die Leserschaft ihrer vorausgegangenen Romane begeistert hatte. Erzählt wird, über vier Generationen hinweg und durch sie hindurch, die Geschichte einer Familie aus den Karpaten und dem Banat, die

sich den Stürmen des 20. Jahrhunderts ausgesetzt sieht. Die viel Schönes erlebt und noch mehr Schreckliches, die sich, der Not gehorchend und der Sehnsucht folgend, letztlich in alle Winde verstreut, manches verliert und manches aufgeben muss – und die dennoch, mehr oder minder hartnäckig, immer wieder neu anfängt, in Deutschland oder anderswo. Sieben Hauptfiguren, die zusammengehören und immer zusammengehören werden, über geografische und andere Grenzen hinweg. Nicht umsonst ist der Wind, der erbarmungslos durch die Banater Ebene pfeift, ein zentrales Motiv des Textes, und die Vögel, die er durch die Lüfte und über die Grenzen trägt, sind es auch. Diejenigen Menschen, die sich selbst in der Volksrepublik Rumänien ihre persönliche Würde, ihre ganz eigenen Wünsche und Sehnsüchte nicht zerstören lassen, haben es schwerer als die Vögel – Freiheit gibt es keine, Grenzen gibt es viele. »Die Bahnhöfe im Banat waren so eingerichtet, als gäbe es keine Notwendigkeit, irgendwo anzukommen.« (S. 20) Ankommen? Zukunft? Ziele? Zeit? »Es gab eine Zeit, die vorwärts eilte, und eine Zeit, die rückwärts lief. Eine Zeit, die im Kreis ging, und eine, die sich nicht bewegte, nie mehr war als ein einzelner Augenblick.« (S. 41) In diesem Roman muss man aufmerksam auf die Zeiten achten, denn sie gehen oft fast unmerklich ineinander über – das schöne Grass-Wort von der »Vergegenkunft« liegt nahe. Das Pfarrhaus auf dem Lande, in dem Florentine, Hannes und bald auch der kleine Samuel leben, ist manchmal Anlaufstelle für Reisende, die um ein Nachtlager bitten und dann drei Wochen bleiben, so wie es Bene und Lothar tun, zwei angehende Lehrer aus der DDR, die einen Rom-Reiseführer und »eine Kassette mit dem letzten Album der Beatles« zurücklassen, »in doppeltem Sinn das letzte, die Band hatte sich inzwischen aufgelöst« (S. 32). Hoppla, wann war das denn? Nicht so wichtig, man lebt mit den Jahreszeiten und den Schafen, mit dem Schweigen und der Omnipräsenz der Gewalt, mit den in der Marosch Ertrunkenen, den Selbstmördern und dem Dorfspitzel. Und mit der in Sprache kondensierten Lebensweisheit von Generationen – eine Spezialität von Iris Wolff, deren dritter Roman gar eine Redensart zum Titel hatte: *So tun, als ob es regnet* (2017). Wie in diesem Buch, das die Autorin erst so richtig bekannt machte, erzählt sie auch in *Die Unschärfe der Welt* sprachtrunken und träumerisch, zugleich aber äußerst präzise und angenehm ruhig. Achtsames Erzählen könnte man das nennen. Iris Wolff poetisiert und verrätselt, durchaus im Sinne der Frühromantik und des von ihr besonders verehrten Friedrich Schlegel. Aber sie kann auch anders.

Das zentrale Kapitel »Makromolekular« berichtet von einer spektakulären Republikflucht per Propellerflugzeug, und hier wird die Autorin ganz konkret. Die perfiden Repressionen des Regimes werden schonungslos geschildert, der Diktator und seine Frau werden mit Namen genannt und in Grund und Boden verdammt – eine derart scharfe und gnadenlose, eine derart sprachgewaltige Abrechnung mit dem »Genie der Karpaten« (S. 130) gab es bisher nicht. Iris Wolff ist, das zeigt diese vom Drachen-Motiv getragene Fluchtgeschichte, eine eminent politische Autorin. Das belegt auch das »Jupiter«-Kapitel, in dem es um den Herbst und Winter des Jahres 1989 geht und in dem sich einige Familienfäden neu verknüpfen und manche Wahlverwandtschaften sichtbarer werden. »Die Nachrichtensprecherin gab bekannt, dass der Diktator und seine Frau auf der Flucht waren. Samuel fragte, ob er telefonieren könne.« (S. 171) Am 24. Dezember 1989 hält ihn, die schweigsame und souveräne, seit vielen Jahren im Westen lebende Hauptfigur

des Romans, nichts mehr – Dresden, Brünn, Szeged, die Grenze bei Nădlac. »Die Straßen des Dorfes waren verlassen. Alles sah aus wie immer. Und war nicht wie immer.« (S. 175) Es gibt ein ergreifendes Wiedersehen mit den alt gewordenen Eltern – und mit Samuels Jugendliebe, die ein kleines Mädchen an ihrer Hand hält, Livia, Liv, die nächste Generation. Iris Wolff kann auch Sentiment und Pathos. Sie kann das Fremdeln älterer Rumäniendeutscher in der bundesdeutschen Konsumwelt auf den Punkt bringen – über Livs Urgroßmutter heißt es einmal: »Von bestimmten Dingen ließ sie sich nicht überzeugen, etwa, dass Schwarzkopf-Shampoo nicht nur von dunkelhaarigen Menschen verwendet werden durfte und sie von Tiefkühlkost nicht sterben würde.« (S. 199f.) Man darf Iris Wolffs Bücher zur interkulturellen Literatur rechnen: Fremd sein, sich fremd fühlen, als fremd betrachtet werden, das ist immer wieder ihr Thema. Fremde Deutsche im Wirtschaftswunderland. »Dazu ihre Kleidung, Strickwesten und Kopftücher, ihre Sprache, immer leicht abweichend vom Hochdeutschen. Das Jackett hieß Rock, der Kühlschrank Eiskasten, der Backofen Rohr.« (S. 201) Was Iris Wolff auch kann, ohne dass es im Geringsten stört: innehalten, den Erzählfluss unterbrechen, poetologische und philosophische Reflexionen einschalten, Fragen erörtern wie die nach dem Funktionieren von Gedächtnis. Vor allem aber kann sie zaubern, durch traumsichere, taghelle Sprachmagie bezaubern. Am Ende wird nicht alles gut, aber es geht weiter. Immer weiter.

Der russische Gelehrte Jurij Tynjanov hat die Bewertung eines literarischen Werks einmal mit der Bewertung einer Kanonenkugel verglichen: »Die Kugel kann vorzüglich anzuschauen sein – aber nicht fliegen; dann ist sie gar keine Kugel. Oder sie kann ungelenk und hässlich wirken – und fliegen. Erst dann ist sie wirklich eine Kugel.« *Die Unschärfe der Welt* ist vorzüglich anzuschauen – und kann fliegen. Die kluge, reflektierte, genaue, dezente und ganz außergewöhnlich sprachsensible Iris Wolff führt uns vor, was Literatur, die ihren Namen verdient, heute sein kann. *Klaus Hübner*

Aus dem IKGS

Berichtszeitraum März 2020 – September 2020

Facebook-Programm im Lockdown

Während des Corona-Lockdowns ab Mitte März fand auch die Kommunikation des IKGS verstärkt online statt. In der Facebook-Kampagne »CorOnline« stellten wir frei zugängliche Archive, Quellen und weitere digitale Informationsmaterialen im Internet vor. Mit der Aktion »Partner vor dem Vorhang« präsentierten wir auf unserer Facebook-Seite www.facebook.de/ikgsev unsere Partnereinrichtungen.

Johannes Leonte neuer Projektmitarbeiter am IKGS

Seit März 2020 ist Johannes Leonte im Vorprojekt zur »Sicherung, Erschließung, Zugänglichmachung und Präsentation des Nachlasses ›Heinrich Zillich‹« als Mitarbeiter am IKGS beschäftigt. Neben der Umlagerung und Umfangsbestimmung der Nachlassbibliothek hat er die Grobsortierung des Dokumentennachlasses übernommen.

Lesung und Autorengespräch mit Jonas Lüscher: »Ins Erzählen flüchten«

Am 5. März war IKGS-Mitarbeiterin Dr. Enikő Dácz in der Münchner Monacensia zu Gast und sprach mit Jonas Lüscher über sein neues Buch *Ins Erzählen flüchten*, das die Notwendigkeit und die Macht des Erzählens sowie die Möglichkeiten der Literatur untersucht. Die Veranstaltung war Teil der Reihe »MON liest«, in der Münchner Autorinnen und Autoren ihre aktuellen Werke vorstellen.

Filmvorführung und Diskussion: »Genezis«

Am 7. März war Dr. Enikő Dácz im Rahmen des Filmfests »Mittelpunkt Europa« eingeladen, im Filmmuseum München die Einführung zum Film *Genezis* zu übernehmen. Sie sprach über den ungarischen Regisseur des Filmes, Árpád Bogdán, und die filmisch aufgearbeiteten Ereignisse.

Kollaboration mit recensio.net

Im April ging das IKGS eine Partnerschaft mit der von der Bayerischen Staatsbibliothek initiierten Online-Plattform recensio.net ein. Die Plattform hat sich dem Open-Access-Gedanken verpflichtet und stellt europaweit und in mehreren Sprachen Rezensionen frei zugänglich zur Verfügung. Die wissenschaftlichen Rezensionen aus den *Spiegelungen* sind zukünftig auch dort zugänglich.

IKGS-Panel mit Dr. Enikő Dácz, Dr. Florian Kührer-Wielach und PD Dr. Tobias Weger: »›Südostdeutsche‹ Kulturarbeit auf dem Prüfstand. Kontinuitäten, Netzwerke, Forschungspotentiale«

Am 18. April waren gleich drei wissenschaftliche Mitarbeiter des IKGS, Dr. Enikő Dácz, Dr. Florian Kührer-Wie-

lach und PD Dr. Tobias Weger, auf dem 1. Virtuellen Österreichischen Zeitgeschichtetag vertreten. Im IKGS-Panel ging es um die Kulturarbeit von Instituten wie dem IKGS. Ein Teil der Kulturschaffenden der »Südostdeutschen« hatten sich zuvor zum Nationalsozialismus bekannt oder sich zumindest mit ihm arrangiert. Die Beiträge sollten Licht auf diese Entwicklung werfen.

Dr. Angela Ilić an der Universität Mainz

IKGS-Mitarbeiterin Dr. Angela Ilić stellte am 5. Mai ihr Manuskript »Kampf um die nationale Selbsterhaltung. Interethnische und interkonfessionelle Dynamiken in Marburg/Maribor, 1859–1919« im Rahmen einer Online-Veranstaltung an der Universität Mainz vor. Die Verteilung des Manuskripts, Fragen und Antworten erfolgten per E-Mail.

Erasmus+ Virtual Exchange-Kurs zum Thema »Trianon«

IKGS-Direktor Dr. Florian Kührer-Wielach gestaltete im Sommersemester mit Andra Cioltan-Draghiciu (Universität Graz und Andrassy Universität Budapest) und Dana Stanciu (Universität Sibiu/Hermannstadt) einen Erasmus+ Virtual Exchange-Kurs zum Thema »Hungary and Romania 100 Years Later«. Mithilfe einer Facebook-Gruppe und Video-Calls tauschten sich die drei Vortragenden mit fünf Gruppen à zwei Studenten von März bis Juli aus und bearbeiteten so die Aufgaben des Kurses. Thematisch standen Reden von Politikern, Demonstrationen und Filmdokumente der Zeit im Fokus der Veranstaltung. Die Studierenden erhielten am Ende einen Erasmus Plus-Badge für ihre Teilnahme.

Vortrag und Podiumsdiskussion: »Sehnsucht nach der k. u. k.-Zeit. Vielfalt und Grenzen ein Jahrhundert nach 1918«

Am 21. Juli fand eine weitere Veranstaltung der Reihe »Versailles – Trianon – Brest-Litowsk. Das lange Ende des Ersten Weltkriegs« im Münchner Haus des Deutschen Ostens statt. Nach einem Impulsvortrag von Martin Haidinger (Ö1 Wissenschaftsredaktion) diskutierte dieser mit Dr. Jana Osterkamp, Prof. Dr. Steffen Höhne und Bernhard Gaida über das Echo der k. u. k.-Zeit. Es moderierte Junior-Professorin Dr. Maren Röger (Universität und Bukowina-Institut Augsburg).

Szenische Lesung: »Ich habe hier nichts mehr zu suchen«

Am 21. September fand im Ungarischen Kulturinstitut Stuttgart eine szenische Lesung von Robert Baloghs Dramolett *Ich habe hier nichts mehr zu suchen* statt. Es lasen – teils online, teils vor Ort – Ildikó Frank, Andreas Kosek und Zoltán Ágoston.

Die IKGS-Bibliothek geht online

Die Einschränkungen der Bibliothek während des Lockdowns wegen der Covid-19-Pandemie haben eindrucksvoll gezeigt, wie wichtig die Möglichkeit zum digitalen Lernen, Arbeiten und Forschen ist. Deshalb hat das IKGS einen neuen Bibliotheks-Opac mit Zugriff auf elektronische Dokumente eingeführt. Wesentliche Verbesserungen bieten neben dem ansprechenderen Layout der Suchoberfläche auch die neuen Suchfunktionen: Freitextsuche über alle Felder in der einfachen Suche, Durchsuchbarkeit von eingescannten Inhaltsverzeichnissen und die Möglichkeit der Facettierung der Suchergebnisse. Zusätzlich ermöglicht der Katalog nun die direkte Anzeige von Open-Access-Dokumenten im Volltext. Insgesamt sind im Opac des IKGS über 20.000 Titel nachgewiesen, darunter über 700 frei zugängliche E-Books und 100 E-Journals.

Zeitungen aus der Bukowina digitalisiert

Im Rahmen des Kooperationsprojektes »Jüdisch-deutsche Bukowina 1918+«

mit dem Digitalen Forum Mittel- und Osteuropa (DiFMOE) wurden sieben Zeitungen und Zeitschriften aus Mikrofilmbeständen des IKGS digitalisiert. Die Periodika *Czernowitzer Allgemeine Zeitung*, *Czernowitzer Morgenblatt*, *Czernowitzer Tagblatt*, *Das freie Wort*, *Das neue jüdische Palästina*, *Die Bombe* und *Die Gemeinschaft* sind nun in der Digitalen Bibliothek von DiFMOE unter www.difmoe.eu kostenfrei zugänglich und im Volltext durchsuchbar.

Autorentreffen und szenische Lesung in Stuttgart

Am 28. September wirkte Dr. Enikő Dácz bei der szenischen Lesung »textCONtext« im Stuttgarter Ungarischen Kulturinstitut als Referentin mit. Die Texte von Angela Korb, Thomas Perle, Csilla Susi Szabó, Christel Ungar und Stefan Valentin wurden von Studierenden der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst unter Leitung von Prof. Annegret Müller gesprochen.

Publikationen der IKGS-Mitarbeiter

Dr. Florian Kührer-Wielach war zuletzt als Herausgeber an der rumänischen Publikation *Germanii din România. Migrație și patrimoniu cultural după 1945* (Die Deutschen aus Rumänien. Migration und Kulturerbe nach 1945) beteiligt. Bereits Ende 2019 veröffentlichte er den Beitrag »›A Fertile and Flourishing Garden‹. Alexandru Vaida-Voevod's Political Account Ten Years after Versailles« im von Svetlana Suveica herausgegebenen Sonderband des *Journal of Romanian Studies* zum Thema Rumänien und die Pariser Friedenskonferenz. Dr. Angela Ilić veröffentlichte den Beitrag »Europabilder in der Serbischen Orthodoxen Kirche« im Sammelband *Die europäische Integration und die Kirchen IV. Versöhnung und Ökumene, Ethik und Recht*, herausgegeben von Irene Dingel, Jan Kusber und Małgorzata Morawiec.

Redaktion: Ralf Grabuschnig

Gelesen, geliebt, gesichert. Massenentsäuerung und konservatorische Sicherung von (Kinder-)Büchern der deutschsprachigen Minderheit im sozialistischen Rumänien

Im Januar 2020 hat die Bibliothek des IKGS einen Antrag zur Projektförderung für die Entsäuerung und Restaurierung deutschsprachiger Monografien der Minderheiten aus den aktuellen und ehemaligen Siedlungsgebieten im heutigen Rumänien bei der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK) gestellt. Die Freiheit, als Minderheit in der Muttersprache publizieren zu dürfen, ist in Rumänien für den gesamten Ostblock zur Zeit des Kommunismus einzigartig und erhöht den ideellen Wert der Sammlung. Die ausgewählten Medien aus dem Bestand des IKGS konzentrieren sich auf die Publikationen des Jugendverlag bis 1970 und des Kriterion Verlags ab 1970 in Bukarest, der nicht nur deutsch- und rumänischsprachige Kinder- und Erwachsenenliteratur, sondern auch in weiteren Sprachen Werke von Autoren ethnischer Minderheiten (Ungarisch, Serbisch, Ukrainisch und Jiddisch) veröffentlichte. Hervorzuheben sind hier die beiden ersten Monografien *Niederungen* (Kriterion, Bukarest 1982) und *Drückender Tango* (Kriterion, Buka-

Beschädigter Buchrücken mit Filmoplast.
© Tobias Weger/IKGS

rest, 1984) der rumäniendeutschen Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller.

Die Bücher erschienen zwischen 1953 und 1990 in der Zeit des Kommunismus. In Ost- und Südosteuropa war die Herstellung und Verwendung von säurehaltigem Papier länger verbreitet als in Westeuropa. Zusätzlich wurden auch Bücher von deutschen Verlagen, oft in Kooperation mit rumänischen Verlagshäusern, aus Kostengründen in Rumänien gedruckt und gebunden. Erst ab 1990 begann langsam eine Orientierung an neuen Standards in der Papierherstellung. Nicht nur die Papierqualität, sondern auch die Bindung der ausgewählten Werke machen konservatorische und restauratorische Maßnahmen nötig. Viele Bände weisen bereits Lagerungs- und Benutzungsschäden auf. Zahlreiche Kapselschriften sind durch Metallklammern zusammengehalten und müssen zur Vermeidung von Rostschäden entmetallisiert und neu geheftet werden. Zusätzlich sollen die Schutzumschläge der Bücher entweder restauriert oder in die Bücher eingeklebt werden, da die Klappentexte oft relevante Informationen enthalten, wie die Biografie der Autoren oder eine kurze Zusammenfassung des Buchinhalts, die an keiner anderen Stelle überliefert sind.

Da die IKGS-Bibliothek gerade die zahlreichen Kinderbücher der Sammlung nicht über den Buchhandel als Neuware, sondern über Nachlässe und Schenkungen als lange aufbewahrte Bücher mit jeweils eigener Geschichte erworben hat, weisen sie durch den intensiven, kindertypischen Gebrauch nach mehrmaligem Lesen, Ausmalen und Blättern starke Benutzungsschäden auf. So sind diese Bücher nicht nur Einzeldokumente mit individueller Gestaltung und Spuren durch ihre Vorbesitzer, sondern auch

Abgelöster Einband. © Tobias Weger/IKGS

eine Primärquelle zur Erforschung der impliziten, bewussten und unbewussten, erzieherischen und politischen Prägung mehr als einer Generation.

Um einem drohenden Verfall vorzubeugen, eine Benutzung zu ermöglichen und den Originalerhalt sicherzustellen, müssen die ausgewählten Bestände gereinigt, entsäuert, restauriert und schutzverpackt werden. Im Juni 2020 konnte ein vorzeitiger Maßnahmenbeginn beantragt und für die bestandserhaltenden Aufgaben ein externer Dienstleister beauftragt werden.

Die Kosten des Projekts werden im Rahmen des Sonderprogramms zur Bestandserhaltung 2020 der KEK, die von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) und der Kulturstiftung der Länder (KSL) gefördert wird, übernommen.

Helene Dorfner

Neuerscheinungen des IKGS

Alwine Ivănescu, Mihaela Șandor, Ileana Irimescu (Hgg.)
Wörterbuch der Banater deutschen Mundarten
Band II (D–F)
München: IKGS-Verlag 2020, EUR 32,99

Das *Wörterbuch der Banater deutschen Mundarten* verfolgt das Ziel, den Sprachschatz einer in unaufhaltsamem Rückgang befindlichen Sprachinsel in seiner lautlichen, grammatischen und bedeutungsmäßigen Eigenart zu erfassen und nach wissenschaftlichen Grundsätzen darzustellen. Es unterscheidet sich von den meisten anderen Mundartwörterbüchern dadurch, dass es verschiedene Dialekttypen, wie sie im Banat bis heute nebeneinander bestehen, gemeinsam behandelt. Es gibt Aufschluss über Mundartmischungs- und Ausgleichsprozesse und deren Ergebnisse sowie über die vielfältigen Kontakte der deutschen Bevölkerung zu den anderen Banater Sprachgemeinschaften, die in den deutschen Mundarten ihre Spuren hinterlassen haben. Diese haben ihrerseits Einfluss auf die regionalen Varietäten der anderen Sprachen ausgeübt, sodass das Wörterbuch auch der rumänischen, ungarischen und serbischen Sprachforschung dienen kann.

Wörterbuch der Banater Deutschen Mundarten.
© IKGS